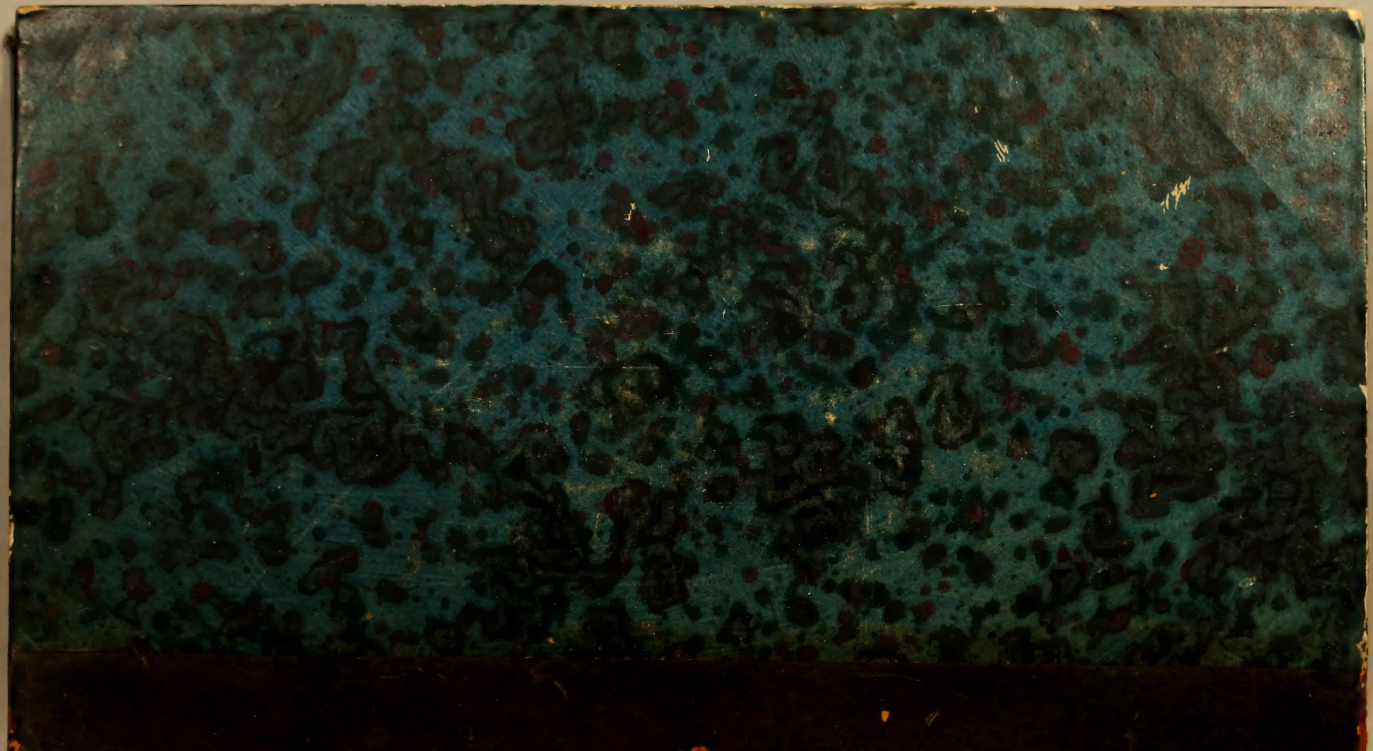


John Carter Brown.

8/p 923.

Dir.

Rich page 334, c

Reisen
einiger Missionarien
der
Gesellschaft Jesu
in
Amerika.

Aus
ihren eigenen Aufsätzen
herausgegeben
von
Christoph Gottlieb von Murr.

Mit einer Landkarte und Kupfern.

Nürnberg,
bey Johann Eberhard Zeh,
1785.

Sr. Wohlgebohrnen

dem

Herrn

Petrus Camper,

Mitgliede der Staaten von Friesland,

der Weltweisheit und Arzneykunde Doctor,
der Arzneykunde, Anatomie und Chirurgie Professor Honorarius zu Amsterdam,
der kaiserl. Akademie zu St. Petersburg,
der königl. Gesellschaften zu London, Paris, Edinburg, Göttingen,
der königl. chirurgischen Akademie und königl. medicinischen Gesellschaft zu Paris,
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Toulouse,
der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin, und der holländischen Akademie der Wissenschaften,
zu Harlem, Rotterdam, und Vlißingen Mitgliede,
der ökonomischen Gesellschaft und Malerakademie zu Amsterdam Ehrenmitgliede ꝛc.

Seinem verehrtesten Gönner und Freunde,

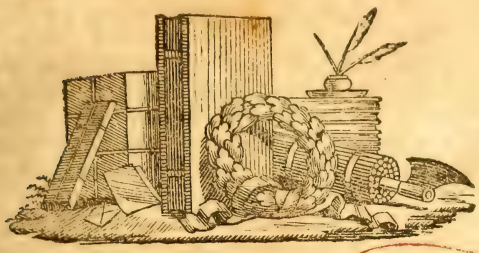
zum

öffentlichen Zeugnisse seiner großen Hochachtung

gewidmet

vom

Herausgeber.



JOHN CARTER BROWN

Vorrede.

Jeder Wahrheit und Aufklärung liebende Freund der Wissenschaften wird aus diesen Reisen vieles lernen können. Er wird den Glaubenspredigern der Gesellschaft Jesu ihre große Verdienste nicht absprechen, und so billig seyn, als Herr de Pages, der sie mit Recht erkennet und rühmet. *) Es kann wirklich ein einziger Missionar mehr zur Volksliebe und guten Ordnung beytragen, als zwanzig Grenadiercompagnien.

Außer der Predigt des Evangeliums, gaben die Missionare doch auch den armen Indianern Anleitung und Gelegenheit zum Ackerbaue und zur

*) Voyage autour du monde & vers les deux poles par terre & par mer 1767 — 1776. Par Mr. *de Pagès*, Capitaine des Vaisseaux du Roi &c. à Paris, 1782. gr. 8. 2 Vol. Er schreibt daselbst vieles von den rühmenswerthen Anstalten der Jesuiten, und von ihren Verdiensten um die Bekehrung und Regierung der getauften Bissayas in den Philippinen Inseln.

Cultivirung der Erdproducte; insonderheit aber zu Aufklärung ihres Geistes, dem es nur noch an Ordnung und an gehöriger Leitung fehlte. Was kann verdienstvoller seyn, als unwissende blinde Heiden rührend zur Tugend zu ermahnen, sie zu befördern, das Laster hingegen auszurotten zu suchen? Ist es etwas geringes, sich freywillig der Ruhe, Bequemlichkeit, ja der ersten Bedürfnisse des Lebens zu berauben, um der leidenden Menschheit aufzuhelfen? Ist es etwas geringes, sein Leben unter barbarischen Nationen der Wohlthätigkeit, der christlichen Liebe, und allen nützlichen Anweisungen zu widmen? Fließen nicht noch jetzt Ströme dankbarer indianischer Thränen in Brasilien, Paraguay, *) Peru, Quito, Chile, Californien ꝛc. wegen des Andenkens der Missionarien der Gesellschaft Jesu? Diese sind wahrlich die beste und prächtigste Lobrede auf diese Väter.

Jeder schale Kopf, der etwas von Gelehrsamkeit schwatzen, und seine Tadelsucht zeigen will, macht es sich zur Pflicht, bey allen Gelegenheiten auf die Jesuiten zu schimpfen. Es ist sehr leicht, wie ihr Feind und Lästerer, der berüchtigte Nicolai, in der Beschreibung **) seiner Reisen durch Deutschland

*) Man könnte gewiß vieles von der Einrichtung der paraguayschen Missionen mit großem Nutzen zu jetzigen Modeprojekten von Erziehungs- und Armenanstalten anwenden.

**) In dieser benutzte er meine nürnbergischen Merkwürdigkeiten so, wie der Undankbare aus einer Quelle trinkt, und sie besudelt. Es heißt sonst: Qui aquam hauris, fontem corona.

land und die Schweiz thut, alles ersinnliche gegen die Jesuiten daher zu lästern, alles, auch noch so gut gemeinte, schwarz zu machen, und die würdigsten Männer dieser Gesellschaft, verstorbene und lebende, *) in seiner sogenannten allgemeinen deutschen Bibliothek mit Koth zu werfen: kurz, es ist sehr leicht, immer alle Leute als intolerant anzusehen, wenn man selbst durch sichtbar übertriebensten Tadel, bis zum Eckel intolerant urtheilet. Die Gesellschaft denkt hiebey ruhig: Quasi nos asinus &c. Sie hat sich nichts aus dem Tadel eines Pascal, und aus den Lästerungen eines Scioppius gemacht, und sollte auf Nicolai achten?

— — Quos Reges atque Tetrarchae
Consiliis adhibent, summo & dignantur honore,
Quippe movebuntur, si rana infensa coaxet,
Vanaque limoso mittat convicia fundo?

Und das sagt ein Protestant! wird Herr Nicolai, der würklich den Wald für lauter Bäumen nicht sieht, schreyen. — Ja freylich sage ich dieses, als ein unparteyischer Protestant, als ein Vertheidiger der Rechte der Menschheit, als ein geschworner Feind aller Unterdrückung, und als ein Verehrer großer Verdienste um die Gelehrsamkeit, kurz, als ein Weltbürger, ohne auf Religionspartey zu sehen, die hieher gar nicht gehöret.

*) Vielleicht sind viele unter diesen letztern, die Nicolai bebunkelt hat. Unter den Verstorbenen lästert er den großen Dichter Balde, er, der wohl schwerlich eine Ode des Balde oder Sarbievs versteht. Denn wenn er sie gelesen hätte und verstünde, würde er ein vernünftigers Urtheil gefället haben.

höret. Herr Nicolai (dessen Grießgrammen freylich ein großes Unglück für mich ist) mag immerhin in seiner allgemeinen deutschen Bibliothek in elenden Recensionen, Briefen und Pasquillen, meine Billigkeitsliebe lästern; er mag mich einen eigensinnigen, einen eigennützigen, oder wohl gar bestochenen Vertheidiger der Jesuiten nennen, um das Maas seiner Lästerungen voll zu machen: ich kann dazu lachen. Der Unschuldige hat hier nicht Ursache, sich zu vertheidigen, so lange der Verläumder nichts beweisen kann. Meine Neigung zur freywilligen Vertheidigung gelehrter Jesuiten gründet sich auf die Kenntniß der meisten Schriften, die für und wider den Orden geschrieben wurden, auf die Sammlungen, die ich davon auf meinen Reisen machte, und auf Thatsachen. Ich lasse alles andere an seinen Ort gestellt seyn, mache mir es aber zu einem angenehmen Zeitvertreibe, nützliche Kenntnisse ruhmvoller Jesuiten zum Drucke zu befördern. Nürnberg, den 6 August, 1785.

C. G. von Murr.

I.

Gründliche Nachrichten
über
die Verfassung
der
Landschaft von Maynas,
in Süd-Amerika,
bis zum Jahre 1768;

beschrieben
von

Franz Xavier Veigl,
in besagter Provinz vormaligem Mißionar der Gesellschaft Jesu.

Vorbericht des Verfassers.

Von dem Lande, in welchem ich viele Jahre, nicht unachtsam oder müßig, gewohnt habe, ist bisher noch keine Beschreibung an das Licht getretten, welche sowohl der Verschiedenheit seiner erheblichen Gegenstände, als der Wißbegierde Europens angemessen wäre; und ob ich schon der Mann nicht bin, der dießfalls dem Leser ein volles Genügen leisten könnte, so bin ich doch gesinnet, ferne von unmäßigen Uebertreibungen, mich blos an die Wahrheit zu halten.

Meine Absicht ist, hinlängliche Nachricht zu geben von einem beträchtlichen Theile der neuen Welt, welcher meistens noch sehr unbekannt ist.

Mein Beruf hat mich vor ein und dreyßig Jahren dahin geführt; ich war dort vergnügt, und weiter auf nichts bedacht, als Kinder Gottes aus jenen Wildlingen zu bilden, hiemit aber auch meine übrigen Lebenstage zu vollbringen. Und siehe! ein Schicksal, von welchem die billige Welt mehr denken, als reden darf; dieses leidige Schicksal brachte mich nach geraumer Zeit in mein Vaterland zurück, mitten unter den gräulichsten Gefahren, mit denen ich da und dort, mehr als die meisten meines gleichen zu ringen hatte; obschon endlich auch ich, einer aus den letzten, dem mannichfältigen Unheile entronnen bin. Unersättlich war schon damals die Wißgierde vieler meiner Landsleute; ich war nicht im Stande, so verschiedene Fragen, als an mich ergiengen, auf einmal zu

be-

beantworten. Ich hatte damals weder Zeit noch Lust, eine ordentliche Beschreibung dieser Länder und Völkerschaften schriftlich zu verfassen. Ich fand bey meiner Wiederkunft, in der alten eine ganz neuartige, nichts als Aufklärung anrühmende Welt: ich sah die Druckereyen beschäftiget, die Länder mit so viel reizenden, dem Geschmacke unserer Zeiten ganz angemessenen Schriften überschwemmet; ich dachte, unter so glänzenden Schönheiten dürfte eine ungezierte Nachricht aus Indien wohl gar keinen Auftritt wagen. Doch war indessen mein Ordensstand vernichtet: die Denkmäler der Zerstörung wurden täglich sichtbarer, und nach Maaß auch empfindlicher. Ich suchte die Wehmuth mit einer anständigen Arbeit zu zerstreuen, und ergrief die Feder zu diesem Aufsatze indianischer Nachrichten; aber noch lange, nachdem er schon vollendet war, wollte ich mich nicht entschliessen, ihn unter die Presse tretten zu lassen: denn Zeit und Umstände wollten ihm indessen

um nichts günstiger werden. Sie werden es zwar noch nicht: doch müste meine Arbeit, die ich den Augen der Welt nicht gar entziehen will, nach Maaß eines noch längern Aufschubs, viel zu sehr veralten.

Von den, obschon ruhmwürdigen Arbeiten meiner Mitbrüder, oder auch von meinen sonderbaren Begebenheiten, in Bearbeitung dieses mühsamen Weingarten Gottes, muß man hier gar nichts, oder nur wenig suchen. Denn dießfalls meinem eigenen, oder dem Ruhme meiner Mitbrüder nachstreben, wäre für den Geschmack unserer Zeiten die gröbste Unschicklichkeit.

Die beygefügte Landkarte darf man sicher aus allen, so diese Länder noch bisher vorgestellet hatten, für die wahrhafteste halten. Zum Grundstein legte ich theils die kleine Karte des Herrn *de la Condamine* von dem Laufe des

Marag-

Maragnon-Flusses überhaupt, theils jene des vormaligen General-Prokurators von Quito, P. Carls Brentano, die er um das Jahr 1751 zu Rom stechen gelassen. Beyde alsdann entweder zu ergänzen, oder zu verbessern, hab ich mit möglichster Achtsamkeit jener grossen, und in Deutschland fast unbekannten Landkarte nachgespührt, welche Don Pedro Maldonado aus den Beobachtungen der spanisch- und französischen Akademiker über Quito und Peru verfertiget hat, und nach welcher sich auch Herr d'Anville in seiner großen allgemeinen Karte von Amerika richtet. Ueber dieses habe ich theils aus eigener langen Beobachtung, theils aus manchen Handschriften und Zeichnungen der Sache wohlkündiger Männer, allen Abgang oder Irrthum bald ergänzet, bald verbessert, welchen ich bey allen vorgemeldten seit vielen Jahren befunden hatte. Meine Bemühung wird alsdann schon sattsam vergolten seyn, wenn der Leser daran nicht nur eine angenehme Un-

terhaltung findet, sondern auch vielfältigen Stoff, die Schätze der schöpferischen Allmacht zu bewundern, die Anbetungswürdige Züge der weiseſten Fürsicht zu erkennen, und auch den Zustand jener Völker nach christlicher Gemüthsart zu beherzigen.

Abtheilung des ersten Buches.

I. Lage, angränzende Gegenden, und Witterung der Landschaft von Maynas.
II. Begriff von dem Maragnonfluße überhaupt.
III. Verschiedenheit der Nationen, und wahrscheinliche Ursachen ihrer Verminderung.
IV. Von den Nationen des obern Maragnon.
V. Von den Nationen des Pastazaflußes.
VI. Begriff von dem Guallaga, und daran wohnenden Nationen.
VII. Von den Nationen des untern Maragnon.
VIII. Begriff von dem Fluße Napo, und seinen anliegenden Nationen.
IX. Noch barbarische Nationen gegen Süden des Maragnon.
X. Noch barbarische Nationen an der Nordseite des Maragnon.
XI. Von den drey Straßen aus Quito nach dem Maragnon.
XII. Von den Sprachen der Landschaft von Maynas.

Abtheilung des zweyten Buches.

I. Wie sind Luft und Erde beschaffen? wie der Ackerbau? welche sind die Feldfrüchte der Völker von Maynas?

II. Welche sind vorzüglich die fruchtbaren Bäume? Welche von besonderer Nutzbarkeit, an ihrem Holze, Harze und Rinde?

III. Welche Kräuter, oder Gewächse sind besonders nutzbar zur Arzney, oder zum Färben? welche von schädlicher Eigenschaft? Von bekannten Schutzmitteln wider das Gift.

IV. Von den zahmen und wilden vierfüßigen Thieren.

V. Von den Raub- und andern mancherley Vögeln.

VI. Verschiedenheit und Eigenschaft des kriechend- und fliegenden Ungeziefers.

VII. Von den Eigenschaften der Bienen und des Wachses.

VIII. Von den unterirdischen Merkwürdigkeiten der Landschaft von Maynas.

IX. Was findet man seltsames im Wasser?

X. Von der Lebensart und Nahrung der Völker von Maynas, ihrer Fortpflanzung, und gemeinern Krankheiten.

XI. Welche Begriffe der Menschlichkeit? welche Gemüthsneigungen findet man in annoch wilden Völkern?

XII. Wie wurden die angehenden Christen bürgerlich- und geistlicher Weise in Ordnung erhalten? welche war die Beschäftigung der Missionarien? mit wie fruchtbarem Erfolge?

Erstes Buch.

Beschreibung
der
Landschaft von Maynas,
in Rücksicht
auf ihre Lage und Völkerschaften.

I.

Lage, angränzende Gegenden und Witterung der Landschaft von Maynas.

Die großen Länder in Süd-Amerika, in welche die Gesellschaft Jesu, aus der Provinz von Quito, das Glaubenslicht seit dem Jahre 1638 eingeführt, wider den Schwall der hartnäckigsten Anstöße unerschrocken ausgebreitet, und mit vielem Schweiße und Blute der Ihrigen, standhaft erhalten hat, nennte man, vom Anbeginn ihrer Entdeckung, überhaupt die Mißion von Maynas, weil diese Nation den ersten Grundstein geleget hat,

hat, über welchen mit der Zeit das übrige Gebäude dieser ansehnlichen Kirche ist aufgeführt worden, obschon solche in ihrem Umfange so viele andere Nationen einschließet, die sowohl unter sich, als mit der von Maynas, fast nichts gemeines haben, als daß sie Wilde, und Amerikaner sind.

Gegen Niedergang stößt die Mißion von Maynas an die östliche Seite des berühmten Gebürges, mit dem die ganze westliche Breite von Süd-Amerika besetzet ist. Dieses, der Breite sowohl, als der Höhe nach, erstaunliche Gebürge theilt sich überhaupt gleichsam in zwey, von Süden gegen Norden gleichlaufende, ungeheure Wälle. Den westlichen, der in seiner grösten Anhöhe viele, mit immerwährendem Schnee bedeckte, Berge führt, nennet man insgemein: la Sierra, oder: la Serrania; den östlichen: la Cordillera real de los Andes. Zwischen beyden aber liegt in unzählichen, fruchtbaren und angenehmen Thälern der beste und fürnehmste Theil der herrlichen Königreiche **Chili**, **Peru** nnd **Quito**. Von Norden her begränzet unsere Landschaft, fast unter dem ersten Grad der Südbreite der weitläuftige Fluß, den die Spanier **Putumayo**: die Portugiesen aber bey seiner Mündung den **Yssa** heissen, und dessen beyde Ufer da und dort von verschiedenen wilden Völkern bewohnet sind. Zu ihrer Bekehrung hatten schon seit vielen Jahren die Ordensgeistliche des heiligen Franziskus viele Mühe,

doch

doch gröſtentheils ohne den gewünſchten Erfolg, angewendet, und nennten ſie die Mißion von Sucumbios. Gegen Aufgang, in ſo weit ſich dahin der Monarch aller Flüße des Erdkreiſes, der Maragnon, ergießet, wuſte die Mißion von Maynas anfangs keine Gränzen. Es hatte auch wirklich P. Samuel Fritz, der unvergleichliche Mißionar aus der Provinz von Quito, ſchon verſchiedene wilde Völker dahin gebracht, daß ſie ſich da und dort, bis zur Mündung des Flüße Cuchivarà und Yupurà, in zahlreiche Dorfſchaften verſammelt, und ſeinem eiferiger Unterrichte gutwillig dargebotten hatten; bis es indeſſen theils die Uebermacht, und oft wiederholten gewaltthätigen Einfälle der Portugieſen von Gran Parà, theils die hinläßige Gleichgültigkeit der Spanier, dahin brachte, daß eben dieſe Portugieſen mit ihren ausgebreiteten Pflanzörtern wider den Strom des Maragnon immer mehr und mehr vorgerücket, und ſich endlich auch ober der Mündung des Yahuariflußes, mit ordentlich ausgeſtellten Feldwachten, feſtgeſetzet haben. Da pochten ſie mit öftern Drohungen auf der Spanier Saumſeligkeit, als wären ſie geſinnet, ihre Herrſchaft wider den Fluß Napo bis an den Rand der Hauptſtadt Quito ſelbſt auszubreiten. Es war auch dieſe eine der gröſten Hinderniſſe, durch welche dem Eifer der Mißionarien von Maynas (eben ſo, wie jenen von Paraguay von dem

Raub-

Raubneste der Pauliſten) ein unbeſchreiblicher Zwang angelegt wurde. Denn weil ein zulänglicher Schuz und Beyſtand von Quito und Peru, wo man ihn oft, aber vergebens angeſuchet hat, nicht mehr zu hoffen war, muſten ſie dieſſeits vieles unterlaſſen, was ihnen ſonſt die Verbreitung der Ehre Gottes, und des Heils der Seelen angerathen, und ihr Eifer auch möglich gemacht hätte. Gegen Süden ſtöſt endlich die Mißion an die Landſchaften, welche meiſtens noch unbekannt, zwiſchen ihr und der zu Peru gehörigen Mißion von Moxos weit hinaus laufen, und von vielen Nationen bewohnet ſind, die zum Theil von dem Glauben und von der ſpaniſchen Gewalt vorlängſt abgefallen, zum Theil auch immer in ihrer barbariſchen Unwiſſenheit verblieben ſind, von welchen ich anderswo ein mehreres ſagen werde.

Hieraus erhellet ſchon die Lage dieſer weiträumigen Provinz, zwiſchen dem erſten und neunten Grade der Südbreite, und zwiſchen dem 50 und 60ſten Grade der Weltlänge, wenn man ſelbe aus der erſten Mittagslinie Weſtwerts berechnet. Und obſchon die unmäßige Hize, welcher faſt die Mitte der Zona torrida ſonſt ausgeſezt wäre, vermuthlich dieſe Gegenden zur menſchlichen Wohnung unfähig machen ſollte, hat ſie doch der Baumeiſter der Welt mit ſeiner wundervollen und weiſeſten Fürſicht, nicht allein wohnbar, ſondern auch ſo fruchtbar zu machen gewuſt, daß im Fall

einer

einer gleichen menschlichen Bearbeitung, ihnen billig der Vorzug vor Europa selbst konnte eingestanden werden. Will man die Morgen- und Abenddämmerung auf die Rechnung der Nächte schreiben, so sind das ganze Jahr hindurch Täge und Nächte immer gleich; denn der Zuwachs, der sich zu gehörigen Zeiten merken läst, beträgt kaum über mehr als eine halbe Stunde. Winter, Frühling, Herbst sind ganz unbekannte Dinge. Es ist ein immerwährender Sommer, ausser daß es in gewissen Monaten öfter und häufiger regnet, wodurch zum Theil, meistens aber durch die grausamen Wolkenbrüche und Wassergüsse, denen das Gebürg von Quito und Peru gewaltig unterworfen ist, alle Flüsse zu Zeiten heftig anschwellen, und unermeßliche Wasserfluthen in den Marognon zusammen giessen. Solche Fluthen sammelt er aus den weit entlegensten Landschaften durch eine Menge allerley ihm zinßbarer Flüsse; und weil sein, obschon sehr tief und breites, Bette der erstaunlichen Ueberlast nicht gewachsen ist, ergießt er sich weit und breit in das feste Land, und in unzehlbare Seen von allerley Größe und Gattungen. Diese Jahrzeit hält gemeiniglich vom Jänner bis zum Brachmonate an, und heißet dort, wiewohl unrecht, der Winter; die Sommerszeit ist hingegen: wenn der Zufluß der Gewässer nachläßt, und sich der Maragnon nicht nur mit seinem ordentlichen Laufbette begnüget, sondern auch

zwi-

zwischen unzählbare Inseln austheilet, welche theils mit hohen Wäldern, und gewissen, Pindo genannten, Röhren überwachsen sind, theils auch in bloße ungeheure Sandbänke (Playas sagen die Spanier) weit hinaus laufen. So wie von der Sonne, (deren Abweichung gegen die beyde Wendungskreise, sich fast nicht spüren läst) weil sie da fast immer über den Scheitel geht, die Luft ungemein erhitzet wird, eben so viele Feuchtigkeit bekommt sie durch die starken Dämpfe und Ausdünstungen, welche aus jener unglaublichen Menge der Seen und Flüsse immer aufsteigen, und sich wiederum in häufige Regen ergießen. Es wird auch darum die Uebermaaße der Hitze merklich gedämpfet, weil das ganze Erdreich weit und breit seine natürliche Kühle immer beybehält, indem es durchaus über viele hundert Meilen mit dicken und hohen Wäldern bedecket ist, und hiemit nur da und dort von einem oder andern Sonnenstrale wenig getroffen wird. Umsonst würde man dort ein offenes Feld, oder in Aecker und Wiesen, Thäler und Hügel abgetheilte Gegenden suchen. Vielmehr ausser jenem Striche im Himmel, der etwann durch die Breite der Flüsse in das Auge fällt, bekommt man von der ganzen Landschaft von Maynas gemeiniglich nichts, als Wasser und Waldungen, zu sehen. Dem aber ungeachtet, weil die Dörfer der angehenden Christen meistens an den Flüssen

in

in sichern Anhöhen liegen, ob sie schon auch rückwärts mit Wäldern umrungen sind, so genießen doch deren viele eine sehr angenehme Augenweide, nach Maas, als der vorbeygehende Fluß mehr oder weniger sich ausbreitet, und das entgegen liegende Land in verschiedene Inseln, Sandufer, und Krümmungen theilet.

II.

Begrif von dem Maragnonfluſſe überhaupt.

Namens Herkunft.

Es ist nicht unnütz, von diesem Könige aller Flüße der Welt, weil er mir noch öfter in Mund und Feder kommen muß, ein und anderes hier beyzubringen, was insgemein sonst nicht eben so kundbar ist. Viele heißen ihn zwar auch den Amazonenfluß, doch war Maragnon (Maranhon) sicher sein erster Name. So nennet ihn schon in seiner Reißbeschreibung **Orellana** selbst; und er hat ihn doch unstreitig am ersten bis hinab zu seiner Mündung durchschiffet, als er seinen 1541.
General, und ersten spanischen Statthalter zu Quito, den **Gonsalvo Pizarro**, samt dem übrigen kleinen Heere, im äussersten Elende, mitten in unbekannten Bergen und Wäldern verließ, und in einem **Bergantin**, das er zur allgemeinen Rettung endlich zu Stand gebracht, den Fluß Napo hinab nach dem Maragnon, und so weiter, nach zurückgelegten 1800 Meilen seines Erachtens, bis in das große Weltmeer, bey Cabo de

Nord anlangte. Er sagt, in seiner Hinabfahrt über den Maragnon wäre ihm eine Schaar streitbarer Weiber, gleich Amazoninnen, zu Gesicht gekommen; mithin erkennet er den Fluß schon vor diesem Auftritte für den Maragnon. Es mag ihm sodann solcher Name schon vorhin von einem sogenannten spanischen Heerführer beygelegt worden seyn, oder wahrscheinlicher Weise in der Unternehmung des Vicente Yañez Pinzon,
1500. (eines der ersten Gefährten Colombs) als er mit seiner kleinen Flotte, unter vielen Gefahren, über das grosse Weltmeer, ungefähr in die Mündung dieses Flußes gerieth. Da, sagt man, soll er in Ersehung eines sonst unermeßlichen, aber doch süßen Meeres, voll der Erstaunung seine Reiße-gefährten gefragt haben: Mare? an non? Ist es wohl ein Meer? oder nicht? Oder suche man endlich auch den Anlaß in dem spanischen Worte: Maraña, das ist, ein Ding voll Verwirrung; so heist er doch unstreitig unter den Spaniern der Maragnon, von seinem Ursprunge an bis in das grosse Meer, obschon die Portugiesen vieles entgegen einzuwenden pflegen, und ihm noch sogar heut zu Tage diesen Namen abstreiten wollen, welchen sie erst über hundert Jahre darnach einer von ihren Colonien an der nördlichen Küste Brasiliens beygelegt haben. Den ganzen Fluß, aufwärts von der Mündung des Rio Negro, nennen sie nur schlechthin: Rio de Solimoens.

Weil

Weil dieser Fluß in dem Umfange so gerau- Ur-
miger Landschaften, durch die er sich ergießt, von sprung.
allen Seiten her eine unglaubliche Menge ande-
rer Flüsse an sich zieht, deren viele sowohl in der
Breite des Rinnsaals, als in ihrer noch unbe-
kannten Tiefe, ihm selbst nichts oder wenig nach-
zugeben scheinen; so kommen über seinen Ur-
sprung die ältern Schriftsteller nicht überein. Zu
ihrer Zeit war die Kenntniß dieser Gegenden noch
zu dunkel; und ihnen ist auch von einigen jün-
gern mancher grobe Irrthum treulich nachgeschrie-
ben worden. Jetzt ist es schon ausgemacht,
daß man ihn, in Rücksicht auf den weiter entle-
genen, aus dem See **Lauricocha**, unter dem
11 Grade der Südbreite, ableite. Aus diesem
See richtet er seinen Lauf unvermerkt gegen Osten,
bricht aus dem westlichen Gebürge (**la Serra-
nia**) heraus, und läuft zwischen beyden Gebürgs-
wällen durch einen Theil der Provinz **Xaura**
(Chaucha) nordwärts, an dem westlichen Rük-
ken der Provinzen von **Moyobamba**, und **Cha-
chapoyas** (Tschatschapoyas) bis an die soge-
nannte Stadt **Jaen** (Chaen) **de Bracamó-
ros**, welche im 5 Gr. 21 Min. der Südbreite,
und einigen Minuten mehr gegen Westen über
die Mittagslinie von Quito zu stehen kommt.
Dort wendet er sich abermal gegen Osten, bricht
nach und nach durch den andern Wall des östli-
chen Gebürges, (**la Cordilléra de Andes**) und
setzet ferner seinen Lauf durch 30 Grade der Welt-

länge, überhaupt gegen Osten fort, dem Aequator fast zur Seite, bis er zwischen der Hauptstadt Parà, und dem Cabo de Nord seinen Tribut dem grossen Weltmeere mit einem neuen, aber süßen, Meere abstattet.

Mündung. Die Portugiesen mögen wohl mit gut oder schlechtem Grunde auf ihrer Meinung beharren, kraft welcher sie immer behaupten wollen, ihr gran Parà liege gar nicht an der Mündung des Maragnon, so daß in der That nicht ein Tropfe des ganzen Flusses, den die Spanier den Maragnon heissen, dort vorbey rinnet. Der Streit der Erdbeschreiber hierüber betrift meines Erachtens den wahren Namen und kann am besten durch Einsicht einer genauen und sichern Landkarte gehoben werden, dergleichen aber noch keine bekannt ist, und vermuthlich aus gewissen Staatsabsichten auch keine an das Licht kommen dürfte. Die meiste, denen auch Herr de la Condamine beystimmet, machen den Durchschnitt seiner Mündung von dem Cabo de Nord bis Parà, mithin in einer Länge von 4 Graden, und also von beyläufig 80 Meilen, dergleichen wir 20, nach spanischer Art, auf einen Grad rechnen. Die Gründe der gegenseitigen Meinung werden von Condamine in seinem Diario de Obfervaciones obenhin angezeigt. Die ganze Sache aber gehöret nicht zu meinem Gegenstande.

Bericht aus dem Obschon der Maragnon von dem See Laricocha her, bis Jaen, wie man insgemein erachtet,

achtet, schon über die 200 Meilen gelaufen, und folglich mit Einverleibung mancher nicht kleiner Flüsse zu gewaltiger Grösse angewachsen ist, so leidet er doch noch dort keine Schifffahrt, weil seine reissende Gewalt theils durch die Enge der öfters zusammenstossenden Gebürge sehr eingeschränket, theils wegen der Felsen, unter welchen er sich immer herumschlagen muß, noch unüberwindlich befunden wird. Schiffreich wird er erst vier Tagreisen weiter abwärts, bey der Mündung des **Chuchungaflusses**, und einem eben so genannten Dörfchen; wiewohl auch dort nicht ohne viele und grosse Gefahren, wegen verschiedener engen Pässe, die man noch zu überwinden hat. In der Landsprache von Peru nennet man sie insgemein **Pongo**, oder besser zu sagen: **Pungu**, und dieses heist eben so viel, als ein Thor, oder enger Paß, welcherley Art er immer sey. Ich übergehe die andern, unterhalb **Chuchunga** aufstoßende, aber nicht so gar erhebliche Pässe, als da sind, jener von **Cumbinama**, von **Escurribragas** und **Guaracayo**; nur einiges will ich in Kürze, aus der Beschreibung des Herrn **Condamine**, von jenem beybringen, durch welchen endlich der Maragnon sich von dem Gebürge losmacht, und in die weitläuftige Ebene der Landschaft von Maynas herausgießet. Man nennt ihn überhaupt, und so fast wegen des Vorzuges über alle andere, den **Pongo**, oder auch mit dem Zusatze: **Pongo de Manseriche**. Sein Rinn-

Gebürge in die Ebene.

durch den Pongo von Manseriche.

saal, den die Natur mit eigener Hand zwischen zwo, gerad gegen einander aufsteigenden Wänden, aus ledigen Felsen gegraben, oder ausgewaschen hat, beginnt eine halbe Meile unter dem Sant Yagofluß immer enger zu werden, so daß er von mehr als 600 Ellen, die er besser obenher breit war, auch bis auf die 50 Ellen im Durchschnitt eingeschränket wird. Viele wollen ihn zwar auch bis auf 25 herabgesetzt wissen; sie scheinen aber die Sache zu übertreiben. Dieses kann man ihnen zustehen, daß der Rinnsaal nothwendig um einige Ellen mehr in die Enge gehe, wenn der Fluß besser in die Tiefe fällt, als ihn Condamine bey seiner Durchfahrt befunden hat. Eben so will man gemeiniglich vorgeben, die Länge dieses Passes erstrecke sich auf 3 Meilen; da doch oft erwehnter Condamine versichert, er habe sich alle Mühe gegeben, dem gemeinen Ruf beyzustimmen, habe sie aber in seinem Versuche nicht gänzlich von 2 Meilen befunden. Diese hat er in 57 Minuten zurückgelegt, obschon der Floß, auf dem er fuhr, in seiner ganzen Stellung zum Laufen fast ungeschickt, nur auf der Oberfläche des Wassers gar nicht tief daher schwamm, über dieses noch wegen der in die Höhe aufgehäuften Last von der Luft selbst aufgehalten wurde, mithin aber lange nicht der ganzen Schnelligkeit des Flusses gleich kommen konnte. Und eben diese Schnelligkeit, sagt er, war nicht durchaus die nämliche, sondern besser gegen St.

Vor-

Borgia zu ließ sie merklich nach, in so ferne sich die Mündung des Passes nach und nach mehr zu öfnen beginnet. Gleich an dieser Mündung lag damals die sogenannte Stadt des heil. Borgia, und erste Völkerschaft der Mißion von Maynas, wenn man durch dieses Thor in dieselbe kommen will. Mit der Zeit ist sie weiter hinab, etwas ober dem Pastazafluß übersetzt worden. Dem so gefährlichen Pongo zu entgehen, ist es durchaus keine Möglichkeit einen Weg über Land auszufinden; die Beschaffenheit des Felsengebürges leidet keinen. Nur allein die Indier, welche von Jugend auf, gleich den Affen, Hände und Füße mit wunderlicher Fertigkeit zu gebrauchen, und folglich, wohin kein Europäer ihnen nachkommen kann, zu klettern schon gewohnet sind, haben einen Fußsteig, dessen sie sich bey etwann dringender Noth zu bedienen wissen. Will man durch diesen Paß von der Mißion wider den Strom hinaus, so kann es nicht anders seyn, als in engen, langen, aus einem einzigen Cederstamme ausgehauenen Schifflein, die sie Canóas heissen, und ich anderswo füglicher beschreiben will. Hinab durch den Pongo zu fahren, bedient man sich lieber und sicherer der Flösse. Denn weil unter den häufigen Würbeln, welche nothwendig entstehen, da das Wasser mit entsetzlicher Gewalt, und nicht minderm Getöse in die Enge sich eindringet, kein Steuerruder seine Dienste zu leisten fähig ist, so sind solche lange und schmale Schiff-

lein in äusserster Gefahr, entweder von den tobenden Wellen plötzlich umgestürzt, oder doch, was kaum zu verwehren ist, mit Gewalt an eine oder andere Felsenwand angeprellet, und zertrümmert zu werden, wo für den Untergang keine Rettung ist. Die Flösse hingegen sind von solcher Stellung, daß sie wider einen Umsturz durch ihren weiten Raum schon sattsam gesichert sind; und wenn auch die darauf stehende Indier mit ihren Stangen ungefähr den Anstoß an eine Felsenwand nicht gänzlich vermeiden können, so hat es doch ausser dem eingejagten Schrecken nicht viel zu sagen. Die Flösse bestehen von dicken Stämmen eines überaus geringen Holzes, das man darum **Balza** oder das eigentliche Floßholz nennet, und solche Stämme sind unter sich weder durch eingeschnittene Fügungen, noch mit Nägeln befestiget, sondern einzig mit gewissen natürlichen Stricken dergestalt fest an gehörigen Orten unter sich verbunden, da eben die Gelenkigkeit dieser Stricke den etwann wider den Floß geschehenen Stoß entkräftet und gleichsam ableitet. Solche in den Wäldern häufig wachsende Stricke nennt man **Bejúco**, oder auch **Tamschi**, und kann man sie billig für ein Meisterstück der Natur halten, welches die gnadenvolle Vorsicht des Schöpfers zu vielfältigem Gebrauche jener armen Völker reichlich verschaffet hat. Es ist nämlich dieser Bejuco ein wildes Gewächs, das aus kleinen Wurzeln rings um die Stämme der höchsten

Bäu-

Bäume, ohne alle Aestlein, in Gestalt einer Schnur, bis in die höchsten Aeste hinauf klettert; giebt auch einer mit Fleiß gedrehten Schnure nichts nach, weder an Geschmeidigkeit, noch an Stärke; ja es sind vielmehr in so weit diese gewachsene noch besser, als die künstliche, weil sie nicht eben so, wie diese, der Fäulung unterworfen sind. Zu verschiedenem Gebrauche findet man sie auch von verschiedener Dicke, andere einen guten Finger dick, andere wie Bindfaden, oder Rebenschnüre. Die Indier geben fast einstimmig vor, dieser **Bejuco** entspringe aus gewissen, schwarzen, sehr großen Ameisen, mit Namen **Yanac Curu**, wenn sie ihr angemessenes Alter erreicht haben. Solche Ameisen scheuen die Indier ungemein, weil ihr Biß weis nicht was giftiges nach sich läst, und ihnen sehr bittere Schmerzen, mit Geschwulst, und fieberischer Hitze und Kälte, zu erregen pflegt. Die Naturforscher mögen wohl die Köpfe schütteln und sagen, der **Bejuco**, wenn doch solche Vorgabe Grund hätte, möge nur höchstens aus einem Saamenkörnlein entspringen, das diese Ameise gefressen hätte, und in ihrem Bauch zum Austreiben zeitig worden wäre. Ich meines Ortes lasse es dabey beruhen. Und so viel indessen vom **Pongo von Manseriche**, als wodurch einer der drey Wege geht, die von dem Königreiche Quito in die Mission von Maynas führen. Lasset uns nun insgemein von der Menge der Nationen, aus welchen

diese neue Christenheit besteht, und etwas von jeder insonderheit beybringen.

III.

Verschiedenheit der Nationen, und wahrscheinliche Ursachen ihrer Verminderung.

Diese so weitläufige Landschaft ist nicht so wohl von unglaublich vielen Nationen, als nur von derselben Ueberbleibseln bevölkert. Sie waren zwar zur Zeit ihrer ersten Entdeckung fast alle sehr zahlreich; wie es aber leider die beständige Erfahrung bezeuget hat, so sind sie nach einigen Jahren dergestalt eingegangen, daß dermalen die meiste nur aus wenig Hunderten der Familien, ja einige auch nur aus so viel Köpfen bestehen. Die wahre Ursache einer solchen Zusammenschmelzung hat noch die ämsigste Scharfsinnigkeit der Mißionarien nicht sattsam ergründet. Aus vielfältiger Erfahrung weis man, mehr als zur Genüge, daß wenn christliche Indier in die Länder der Wilden, mit ihnen gute Freundschaft zu stiften, eintretten, solche ihnen gemeiniglich auch einige Krankheiten mitbringen, als da sind heftige Catarrhe, gewaltige Durchbrüche u. s. w. Und obschon sonst nicht viel daran gelegen wäre, kann man doch solche Krankheiten in Rücksicht auf die Dummheit und ganze Verfassung dieser Wildlinge, für ansteckend, und auch tödtlich halten. Viele sind auf den Verdacht

ver-

verfallen, der abgesagte Seelenfeind pflege dieses Unheil mit Zulassung Gottes anzustiften, um diese Elende von aller Gemeinschaft mit den Christen, und folglich von dem ersten Eintritte des seeligmachenden Glaubens, abzuschrecken. Einige messen es dem heftigen Schrecken zu, in welchen die Wildlinge von dem obschon friedsamen Eintritt unbekannter, und sonst niemal gesehener Leute gejagt werden. Es komme aber, woher es immer will, so ist es doch ausgemacht, daß sie noch um so mehr aufgerieben werden, nachdem sie etwann ein Mißionar, wegen der weiten Entlegenheit ihrer gewohnten Wildniße, von dort heraus gelocket, und in ein neu angelegtes, oder alt bestehendes Dorf gesammelt hat; wo sie zum weitern Unterrichte besser an der Hand sind, und sich zugleich an eine gemeinschäftliche Lebensart gewöhnen sollen. Vielleicht rühret eine solche Zusammenschmelzung zum Theil auch daher, daß die übergroße, einem jeden Indier angebohrne Gefräßigkeit, die noch in den tiefen Wäldern, und an dem Rande kleiner Bächlein, aus Noth nur meistens an Früchten und Erdwurzeln gebunden war, nachmals in den Dörfern, wo sich schon mehr Fleisch und Fische finden, zu ihrem Schaden unmäßig dareinplaßet; zumal da es gewis und sicher ist, daß auch in jenen schon vorlängst bestehenden Dörfern, wo die Jagdbarkeit und Fischerey etwas karg, und folglich die Kost der Einwohner viel mäßiger ist, auch das Volk

nicht

nicht so merklich eingehet. Vielleicht geschieht es auch, weil die Dörfer der Mißion, aus erheblichen Ursachen, meistens an die Ufer der Flüsse gelagert sind, und so fort die Einwohner fast alle Reisen wegen der Jagd, der Fischerey, des Ackerbaues oder anderer Bedürfnisse des menschlichen Lebens, auf dem Wasser bestreiten müssen. Denn weil die Körper den ganzen Tag hindurch der heftigsten Sonnenhitze offen stehen, werden sie von selbiger unglaublich erhitzt und ausgebrennt; da stürzen sich die elenden Leute des Tages öfters in den Fluß zu baden; bleiben, bis sie sich recht erkältet finden, und wie könnte diese oftmalige gähe Abwechslung zwischen äusserster Hitze und Erkältung, der Gesundheit nicht sehr schädlich seyn? Ein solcher Wechsel ist meistens auch ohnedem zwischen Tag und Nacht; denn wie inbrünstig überhaupt die Sonnenhitze, so frostig ist es zu Nachts, in ihren nicht gar zu saubern, und feuchten Häusern. Hiezu kommen noch die der Gesundheit so sehr schädliche unmäßige Saufereyen. Es wäre freylich zu wünschen, daß der Eifer und die Wachsamkeit der Mißionarien auch dort so, wie man von Paraguay sagt, den Unfug hätte in gehörige Schranken bringen können. Allein der schon von Alters her eingewurzelte Misbrauch gab keinen Anschein, daß er ohne Aufstand sich möchte heben lassen; und solchen zu dämpfen oder einzuhalten, war die Verfassung dermal nicht zulänglich. Endlich wurden auch zu Zeiten von

aller-

allerley eingerissenen ansteckenden Krankheiten keine schlechte Niederlagen angerichtet. Die gemeinern waren Catarrhe, allerley Fieber, weisse und und rothe Ruhr; aber besonders ein und anderes mal die leidigen Kinderpocken, welche einem Volke von solcher Art und Beschaffenheit höchst nachtheilig sind. Von diesen Ueberbleibseln so mancher Nationen will ich erst diejenigen vor die Hand nehmen, die dem Christenthume schon anhangen; alsdann aber auch etwas in Kürze von jenen melden, die zwar kraft ihrer Lage noch zu der Mission von Maynas gehören, aber entweder in die Strasse ihres Heiles noch niemals eingetretten, oder von derselben vorlängst meineidiger Weise abgefallen sind.

IV.

Von den Nationen des obern Maragnon, ihrem eigenen Vaterlande, und besonderer Beschaffenheit.

Die Nation der Maynas.

Der Vorzug gebühret vor andern der Nation von Maynas, von welcher nachmals die ganze Landschaft so vieler Völker den Namen entlehnet hat. Ihre erste Lage war in den Ländern, die dem Maragnon nordwärts liegen, von dem östlichen Ufer des **Morónaflusses** an, über beyde Ufer des untern **Pastaza**, bis an jene Gegenden, wo beyde kleine Flüsse, der **Nucurai** und der **Chambira** (Tschambira) ihren Ursprung neh-

nehmen. Diese bey ihrer Entdeckung sowohl zahlreiche als kriegerische Nation wurde noch vor Ankunft der Mißionarien von einigen Spaniern, welche zufälliger Weise von Santiago sich durch den Pongo gewagt hatten, erstlich mit bewafneter Hand angefallen, und auch eines theils zu Gehorsam gebracht. Bald aber dünkte ihr die aufgedrungene Dienstbarkeit zu schwer; sie grif zu den Waffen, und erschlug ihre Gebieter. Um die Empörung zu stillen fand man kein wirksamers Mittel, als Mißionarien aus der Gesellschaft dahin zu schicken, durch deren liebreiches Zureden die erbitterte Nation befriediget, und zum ersten Grundstein anderer so weitläuftiger Bekehrungen aufgerichtet wurde. Gar bald ist sie durch diese und andere Empörungen, durch öfters hierüber eingerissene Seuchen, ja wohl auch aus Unlust über die spanische Herrschaft mit verzweifeltem Selbstmorde, und Verschwendung ihrer Kinder, dergestalt zerschmolzen, daß in dem zu St. Borgia gehörigen Dorfe kaum noch eine und andere Familie übrig ist, von deren Vorältern die erste sehr zahlreiche Völkerschaft dort gestiftet worden. Vor wenig Jahren hat der wirksame Eifer einiger Mißionarien, mit öfters gewagten Einfällen in unbekannte Wälder, nicht wenige noch wilde Familien der Maynas entdecket, mit aller ersinnlichen Gutthätigkeit zahm gemacht, und theils in das Dorf der Urarinas, theils an dem untern Pastaza ein eigenes anzulegen angelocket,

nicht

nicht ohne gründliche Hofnung, noch mehr übrige Wildlinge von dieser Nation aufzutreiben, und in die Kirche Gottes zu versammeln. Die Sprache der Maynas ist übermäßig rauh, und hat keinen Antheil mit je einer andern. Noch in ihren Wildnissen kleiden sie sich gleichsam mit einem weiten und langen Sacke, aus einem Gewebe von besonderer Art. Das Tuch, durch dessen Mitte sie bey einem gemachten Aufschnitte den Kopf heraus stecken, geht ihnen über Brust und und Rücken in seiner vollen Breite bis zur Ferse. Beyderseits ist das Stück zugenäht; nur zu oberst lassen sie so viele Oefnung, als die Arme heraus zu stecken nöthig ist; und so ist die ganze Kleidung fertig. Die Weiber sind übrigens ganz nackend: nur die Scham bedecken sie mit einer engen Schürze aus eben diesem Gewebe, das ihnen von der Hüfte bis an die Knie um den Leib gehet. Dann und wann werfen sie sich einen breiten Strich dieses Tuches über eine Achsel, und heften beyde dessen Ende unter der andern etwas zusammen, womit auch der obere Leib obenhin bedecket ist. Diese Art Tuches, **Cachibango** (Katschibango) genannt, ist ihnen sammt wenig andern eigen, und wird aus den äussersten, ganz dünnen Häutgen gemacht, welche sie den **Achua**-ästen (sind gewisse Palmzweige) abziehen, in der Sonne trocknen, auf mancherley Art färben, nachmals noch ungesponnen zusammen knüpfen, und alsdann ein vielfärbig gestreiftes Tuch nicht

übel

übel weben. Alle andere Nationen haben dergleichen Cachivangostücke in grossem Werth, und bewerben sich darum, vornämlich zu ihren kleinen Zeltbetten, dergleichen jedermann haben muß, wenn er in diesen Gegenden doch ruhig schlafen will; denn das Ungemach von vielem nächtlichen Ungeziefer, besonders der Fledermäuse, Mücken, und bißigen Schnacken ist fast über, all so heftig und unerträglich, daß niemand, auch nicht der ärmste, sein großes oder kleines, sich zu verbergen und Luft zu schöpfen hinlängliches Zelt, oder Himmelbett entbehren kann. Ihr ganz glattes Haar tragen die Maynas etwas länger, als andere, über die Achsel, und ihre Weiber, so lang als es möglich ist. Von Farbe ist es, wie bey allen andern Indianern, schwarz, wenige Kinder ausgenommen, bey denen es etwas licht, aber gar bald auch in das braune gehet. Die Haut ist bey allen überhaupt licht-braun, mehr oder weniger nach Beschaffenheit der Nationen, deren einige, so sich der Sonnenhitze nicht viel aussetzen, an Farbe dem gemeinen Volke in Europa fast gleich kommen. Der Bart kommt ihnen insgemein sehr spät und wenig; einigen aber gar nicht. Vom Leibe sind sie meistens wohl gebildet, unterseßt; und in so weit unterscheiden sich alle diese Völker von den Einwohnern des um Quito herum liegenden Gebürges, daß diese durchaus niedrig von Statur, übermäßig groß Hände und Füße, an kurzen und dicken Arme

und Beinen haben. Es sind wohl auch Dörfer zu finden, wo jederman seinen ansehnlichen Kropf, oder auch ihrer mehrere hat; da hingegen in der ganzen Provinz von Maynas kein kropfichter, oder buckelichter, ja nicht leicht sonst ein tadelhafter Mensch zu sehen ist. Ihr ausserordentlicher Aufputz bey den Gastmahlen, und Saufereyen, besteht, wie fast bey allen wilden Amerikanern, aus einem mit Federn von auserlesenen Farben beklei deten Kranze auf dem Haupt, und aus einem Halsgehänge von einer Menge ordentlich angefaßter Affen- Wildschweine, jawohl auch Tigerzähne. Ihre Waffen sind gewisse, bey neun Spannen lange Lanzen, aus einem besonders harten Holze der Chonta, (Tschonta) einer Gattung Palme. Diese wissen sie so wohl im Streite wider die Feinde, als auf der Jagd wider das Wild, künstlich zu werfen. Dazu bedienen sie sich auch gewisser, aus dem nämlichen Chontaholze mit ungemeiner Mühe ausgehölter, und aus zwey ganz gleichen Stücken zusammengefügter Blaßrohre, von etwann zehn Spannen in der Länge. Weil sie mit gar keinem anständigen Werkzeuge versehen sind, behelfen sie sich, nebst der vielen und langwürigen Geduld, zum Aushöhlen, der Waffenzähne der wilden Schweine, Affen, oder gewisser Fische. Den Dienst einer Raspel und Hobels muß ein gewisses, ungemein scharf zackigtes Bein ersetzen, das sie die Zunge des Paice, eines sehr grossen Fisches, nen-

nen. Anstatt der Axt oder Hacke, dient ihnen ein Stück Bein von dem Brustblatte der Schildkröte, oder auch, wo er sich finden läst, ein länglichter schmaler Kieselstein. Eines oder das andere schleifen sie beyderseits mit Geduld so lange, bis es doch eine Schneide bekommt; sodann fügen sie es, auf ihre Art gewis künstlich, an das hierzu ausgehöhlte Ende eines auserlesenen Prügels, und hauen damit, wie zu erachten, wohl viele hundert und tausend mal, bis auch dicke und grosse Bäume endlich, doch geschwinder, als man es glauben möchte, zu Boden fallen. Mit diesen und dergleichen Werkzeugen bestreiten sie sodann, wie alle andere Bedürfnisse, also auch die Fabrik ihrer Blasrohre; und so artig, daß man an der genauesten Ausgleichung der runden Höhlung nichts besseres fordern möchte. Von Jugend auf üben sie sich mit diesen Blasrohren, ganz dünne und spitzige Pfeile zu schiessen, fast so weit, als ein Feuerrohr trägt; und verfehlen nicht leicht, wenn auch der Antrag auf das kleinste Vögelein ist. In so weit achten sie ihr Gewehr über eine Flinte, weil selbiges kein Getöse macht, mithin ein etwann begangener Fehler nichts zu sagen hat. Denn das Wild bleibt unerschrokken, wo es ist, ja wo noch mehr Stücke beysammen sind, wenn auch eines in der Stille dahinfällt, so gehen nicht sogleich, wie von dem Knalle eines Feuergewehrs, die noch übrige in die Flucht. Ob auch die wilden Maynas ihr Gift haben, die

Spitze

Spitze der Pfeile darein zu tunken, von welchem unten gehandelt werden wird, ist mir nicht bewust.

Nächst an diese stößt gegen Süden die Nation der Xebéros (Chebéros), welche auch den Maynas am ersten in Annehmung des Christenthums gefolget. Anfangs, wie es bey Barbaren gewöhnlich ist, thaten sie der Ankündigung des Glaubens einigen Widerstand; sie blieben aber nachmals demselben so getreu, und ferne von Empörungen, daß sie vielmehr sowohl den Missionarien, als den spanischen Statthaltern, immer zur besten Leibwacht dienen musten, wie auch in allen andern Unternehmungen, insonderheit die Aufstände zu dämpfen, die nachmals unter andern Nationen entstanden sind. Die Xeberos, anfangs eine zahlreiche Nation, waren durch jene ganze Ebene ausgestreuet, welche zwischen einigen Anhöhen, gegen Westen an das große Gebürge stößt; gegen Norden aber von dem Maragnon, gegen Osten von dem Guallaga; gegen Süden von dem Paranapurafluße umrungen ist, und von vielen kleinen Flüssen, besonders von dem Aipéna, durchschnitten und benetzet wird. Sie haben sich in der Mitte ihres Vaterlands, oberhalb dem See Ataguate in ein Dorf versammelt, das aus allen in der Provinz das gröste und schönste ist. Mitten zwischen zwey weiträumigen Plätzen stellt sich die Kirche vor Gesicht, welche so herrlich und groß, als es nur die

Nation der Xebéros.

Kräfte des Volks und des Landes zugelassen, aufgeführt, und mit allem, was zur Hochachtung der Religion, und zum Andachtseifer zuträglich, genugsam ausgerüstet ist. An ihrer Seite zeigt sich das Haus des Mißionars, samt andern Gebäuden, die zu gemeinschaftlichen Nutzen bestimmet sind. Beyde Plätze samt der Kirche, umringen, meistens in dreyfacher Reihe, die Häuser der Indier, welche in Gestalt eines weitläuftigen ganz geraden Vierecks ausgetheilt, und mit gehörigen Gassen abgesondert sind. Noch dermalen, ungeachtet vieler gelittenen Niederlagen, schätzt man sie auf 2000 Köpfe stark. Sie sind unter ihren schönen Kriegsfahnen, und stufenweise eingetheilten Officieren, und Vorstehern, in drey sonderbare Gemeinden, oder Hauptmannschaften, eingetheilt. Zwo derselben bestehen aus Xeberos: die dritte machen die Cutinanas aus, die ein besonderer Sprosse der nämlichen Nation sind; denn sie reden die nämliche Sprache, ob sie schon anderwärts bey dem Samiriefluß angetroffen worden. Von dort hat man sie mit der Gemeinde ihrer Landsleute zusammengestossen. Unlängst aber ist ein grosser Theil dieser Cutinanas in das bey St. Borgia neu angelegte Dorf übergegangen.

Paranapuras, ein Sproße

Ein anderer Sprosse der Xeberos sind die sogenannte Paranapuras. Sie haben die nämliche Sprache mit etwas verschiedener Mundart. Erstlich wurden sie aus den Wildnissen in ein ei-

genes

genes Dorf versammelt, das in vorigen Zeiten seinen besondern Mißionar hatte, und an einer Anhöhe, wo der Fluß gleiches Namens aus dem Gebürge in die ebene Länder herausbricht, gelagert war. Mit der Zeit, weil sie an der Zahl merklich abgenommen, hat man sie zu besserer geistlicher Verpflegung übertragen, und ganz nahe an das Dorf der Chayabitas angestossen, das an dem Fuße eben dieses westlichen Gebürges, nicht weit von dem Sillaifluß, aufgestellet ist, in einer trockenen, fruchtbaren, und über die unermessene Wälder angenehm erhobenen Lage.

Die Chayabitas.

Diese Chayabitas (Tschayabitas) hatten ursprünglich in den Bergen, aus welchen der Sillaifluß samt einigen andern hervorbricht, gewohnet, und halten sich für eine von den Xeberos verschiedene Nation; ihre eigene Muttersprache aber hat mit der Xeberos ihrer eine so weite Aehnlichkeit, daß beyde sich unter einander besprechen, und auch verstehen können. Mit der Zeit sind auch sie dergestalt zerschmolzen, daß ihre ganze Nation dermal kaum über 600 Seelen zählet.

Die Munitches.

Zu dem Hauptstamme der Xeberos rechne ich auch die Munitches, (Munitsches) obschon sich nicht leicht behaupten läßt, daß sie sicher von dieser Nation entsprossen. Sie reden ihre eigene Sprache, doch mit der von Xeberos etwas ähnlich. Ihr Vaterland war das vom Paranapuraflusse gegen Süden liegende Gebürge, bis ge-

gen die sogenannte Landschaft von Lamas. Da sie sich schon vorlängst zum Christenthume bequemten, haben sie ihr Dorf, samt Kirche und Wohnung des Mißionars, bey einem Bache aufgerichtet, der von Süden in den untern Paranapurafluß fällt, etwann 10 Meilen ober seinem Einflusse in den Guallaga. Man weis nicht, daß sie jemals zahlreich gewesen; vermuthlich weil ihnen die Städte Moyobamba und Lamas ganz an der Seite waren, von wannen die spanische neue Einwohner, wie es zu selbigen Zeiten der Brauch war, öftere Einfälle in ihre Länder gethan, und sie mit Gewalt oder List in ihre Pflanzörter zur Dienstbarkeit hinaus geschleppet hatten, noch vor dem, als ihr Land dieserseits von Mißionarien betretten wurde. Eben so weis man, daß es auch den Paranapuras, Chayabitas und Xeberos damals ergangen war. Dermal gelangen sie kaum auf 200 Seelen.

Die Xeberos haben ihre besondere Sprache, die etwas angenehmer, als jene der Maynas ist, obschon auch sie von vielen Consonanten, besonders: Gl und Tl stroßet. Die Kleidung der Nation, als welche schon von Urahnen her durchaus christlich, ist eben so, wie bey allen Neugläubigen dieser Länder. Alle gehen immer bloßfüssig, ausser daß die Mannsbilder immerzu in den Feyerlichkeiten weisse Strümpfe, die sie selbst aus Baumwolle recht artig stricken, doch ohne Fersen, nur über die Schienbeine tragen. Die

Bein-

Beinkleider sind bey allen aus einem starken baumwollenen Gewebe, weiß, gefärbt, oder artig gestreift, nach Maaß des Fleißes und der Fähigkeit ihrer Weiber, die es machen. In einem Streife des nämlichen Tuches, etwann 3 Ellen lang, und bey 5 Viertel breit, machen sie in der Mitte einen Aufschnitt, den Kopf durchzustecken, und lassen übrigens beyde Theile über Brust und Rükken hinabfliegen, oder heften sie auch beyderseits unter den Achseln zusammen; und so ist das Kleid mit geringer Mühe fertig. Andere giebt es auch, die nach gemeinerer Art der meisten Nationen, das Kleid mit engen Aermeln, fast so, wie unsere Bauersleute, zu machen pflegen. Das Haar tragen sie bis auf die Achsel. Wer so viel vermag, bedecket an Feyerlichkeiten auch das Haupt mit einem weissen oder schwarzen, rund abgelassenen, nnd mit einem seidenen oder reichen Bändlein umgebenen Hute. Zu Hause, oder in ihren Zusammenkünften prangen sie auch immerzu mit einem sauber gestrickten weissen Häublein. Um den Hals tragen sie gerne einen Rosenkranz, der bis über die Brust hänget, und ihnen um so lieber ist, wenn er aus grossen gläsernen Kügelchen besteht. In ihren Zusammenkünften und Saufereyen pflegen sie auch von dem Hals über den Rücken, oder von einer Schulter auf die gegenseitige Hüfte, eine Binde oder Schärpe zu haben, die aus einem Busche vieler Fäden besteht, welche wechselsweis mit wohlriechenden

Körnern (Espingo genannt) und kleinen glänzenden Röhrlein angefaßt sind. Andere tragen über den Rücken ein Haarbändlein, an dem einige wohlriechende Kräutlein, oder schön gefärbte Federbüschlein hangen. Das ist, nebst der Malerey, die ich anderswo beschreiben will, der ganze Aufputz der Mannsleute. Das christliche Weibsvolk überhaupt, wenn es öffentlich zu erscheinen hat, geht von den Achseln bis an die Ferse bedeckt, auf eine zwar ganz einfache, doch anständige Art. Sie nehmen ein baumwollenes Tuch, in Grösse eines Leilachs, rund um den Leib, doch mit so vielen Falten, als den Gang nicht zu hindern nöthig sind. Dieses Tuch hefften sie beyderseits über die Achsel gegen die Brüste, die vornehmern zwar mit einem paar grosen silbernen Stecknadeln, oder schlechterdings, wer diese nicht vermag, und binden es um die Lenden mit einem saubern Gürtel. Die nettern zieren auch den ganzen Umfang des Tuches, welches bey andern roth, blau, braun, oder schwarz, bey den Cheberinen aber durchaus blau gefärbt ist, mit weissen angenähten Franßen. Das Haar tragen die Weiber über die Stirne herab bis auf die Augbraunen, rückwärts aber glatt fliegend, und je länger je zierlicher. Den Hals schmücken sie gerne mit einer Menge gläserner Kügelchen, die sie nach Verschiedenheit der Farben und Grösse, ordentlich eintheilen, samt einem oder andern daran hangenden Ablaßpfenning. Zu Hause und

bey

bey aller Arbeit sind sie zwar sparsamer, doch so viel die Anständigkeit fordert, zulänglich gekleidet. In den Waffen haben die Xeberos nichts verschiedenes von andern Nationen; nämlich nebst einem Streitkolben oder Macána, einen Büschel langer Wurfpfeile, wie ich sie anderwärts beschreibe. Sie haben auch kein sonderliches Feldzeichen, sich in den Streit einzulassen, als daß sie mit der Zunge einige starke Schnalzer machen; das nämliche aber haben sie auch im Brauche bey Antrettung irgend einer harten Unternehmung. Zur Jagd brauchen sie vorzüglich ihre Blasrohre, die bey ihnen etwas kürzer, als bey den Maynas sind, samt einem Köcher voll der vergifteten, ganz kleinen Pfeile. Diese Blasrohre zu machen sind sie die besten Meister, und verkaufen sie fast an das ganze übrige Land. Noch ein anders Meisterstück ist ihnen eigen, und bringt ihnen einen nützlichen Handel. Aus dünn gespaltenen Sträußlein des Bejuco flechten sie eine Gattung Kisten, oder wie Reisekuffer gestaltete Körbe. Dergleichen lederne Reisekuffer bedienen sich die Spanier durchaus in America, und nennen sie Petáca. Die Xeberos aber in völliger Gestalt einer Petáca, flechten aus dem Bejuco ein doppeltes enges Gitter, eines genau über das andere anliegend, und legen zwischen einem und dem andern ganz ordentlich gewisse lange dünne Blätter, welche von beyden Gittern gut zusammengepreßt, die Sachen, so man darinn verwahret, zulänglich be-

decken, und wider den einfallenden Regen in Sicherheit stellen.

Die Nation Cahuapana.

Folget die Nation der **Cahuapánas**, als die nächste an ihrem Vaterland, die von den Missionarien innerhalb der Berge, wo ein Fluß gleiches Namens heraus bricht, angetroffen, und auf ihr Zureden in ein eigenes, an selbigem Flusse gelegenes Dorf ist zusammen gebracht worden. Ueber Land ist es eine starke Tagreise von dem der **Chayabitas** entlegen; den Fluß aufwärts aber liegt es von seiner Mündung, oder von **St. Borgia** drey gute Tagreisen. Ist ein sanftes, geschwindes und dienstwilliges Volk; jetzt aber zählt es kaum über 600 Seelen; aus der Ursache, weil es in vorigen Zeiten noch vor seiner Bekehrung, durch die öftern gewaltsamen Einfälle der Spanier von **Chachapoya** (Tschatschapoya) und **Moyobamba**, gewaltig ist aufgerieben worden. Es hat sonst nebst seiner eigenen, ganz fremden Sprache, nichts merkwürdiges.

V.

Von den Nationen des Pastazaflusses.

Die Roamaynas.

Schiffet man von dem Maragnon in den **Pastazafluß** vier Täge wacker wider den Strom, so erreicht man zur rechten die Provinz der **Roamaynas**, eines vormals grausamen und kriegerischen Volkes, welches endlich die lange Geduld und der bittere Schweis der Mißionarien in einige

nige Dörfer zusammen gebracht hatte; es ist aber indessen von den eingerissenen Seuchen, wie auch durch Empörungen und mannichfaltige Unglücksfälle so sehr eingegangen, daß dermalen von ihm nichts mehr, als der Name übrig ist. Es ist sonderbar eine ganz besondere Eigenschaft fast aller, dem Maragnon von Norden her beykommenden Flüsse, daß die an ihnen unmittelbar liegende Länder überhaupt sehr ungesund, und den Völkern, die man öfters an diese Ufer zu pflanzen getrachtet hat, gar nachtheilig sind. Hartnäckige Fieber, gewaltige Durchbrüche, und fast immerwährende Catarrhe, haben dort viele sowohl Fremde als Inländer aufgefressen. Es ist auch nicht leicht zu bestimmen, ob dieses mehr der Art des Wassers, das man trinkt, oder den schweren Nebeln, und Beschaffenheit der Luft soll beygemessen werden. Bekannt ist es, daß die Barbaren, so lange sie tiefer im festen Lande geblieben, diesem Ungemache nicht so unterworfen waren; so oft man sie hingegen an die Ufer heraus gebracht, sind sie gar bald aufgerieben worden. Tief im festen Lande, und ferne von den Hauptflüssen die Dörfer anzulegen, war in Rücksicht auf alle Umstände, die sich in Kürze nicht sattsam entwerfen, noch weniger begreifen lassen, fast nicht möglich. Solche Dörfer wären von der nothwendigen Gemeinschaft mit andern, durch unwegsame Wälder, zu sehr abgeschnitten; und wo kein Lastvieh ist, noch bestehen kann, wie un-

erträglich wäre es nicht, wenn die armen Leu
alle ihre Lebensbedürfnisse, Holz, Wasser, Erd
früchte, u. d. g. weit her auf den Schultern nac
Hause tragen müsten, das sie doch sonst auf der
Flusse mit weniger Mühe an den Rand des Dorfe
ja fast vor das Haußthor bringen können. Vo
mehr als hundert Jahren her hat der unermüdet
Eifer der Mißionarien alles mögliche versucht
um da und dort bey diesen nördlichen Flüssen ei
nige Dörfer der Neuglaubigen festzusetzen; theil
aber wegen ungesunder Luft, theils wegen un
glaublicher Leichtsinnigkeit dieser Leute, haben si
mit langem Schweiße und vielfältiger Geduld
nicht viel mehr ausgewirket, als daß sie einige
tausend Seelen, die sonst in ihren Wildnissen ih
ren Voráltern in das Unheil nachgegangen wären
in das Reich der Kinder Gottes geholfen hat.

Die Pinches.

Weiter hinauf über den **Pastaza**, liegt eben
falls zur rechten die Landschaft der **Pinches** (Pin
tsches) und einiger Sprossen dieses Stammes,
als da sind die **Arazas**, die **Pavas**, die **Uchpas**
(Utschpas). Deren Vaterland geht von dem
Pastaza bis an das südliche Ufer des obern Ty
gerflußes, über verschiedene Bäche und kleine Strö
me hinaus, die unter sich nachmals den Chambira
fluß ausmachen. Es ist dieses nicht jener **Cham
bira**, (Tschambyra) der unmittelbar in den Ma
ragnon fällt, sondern den andern, der auch sonst
Chingana heisset, und sich mit dem Tygerflusse,
fünf Tagreisen ober dessen Mündung vereiniget.

Die

Die schon von einigen Jahren her christlichen Pinches haben ihr eigenes zwar kleines Dorf, amt Kirche und Mißionar, an der Westseite des Pastaza, eine halbe Meile von seinem Ufer in em festen Lande. Sie haben auch ihre eigene Sprache. Vor wenig Jahren hat man in den weit gegen Osten entlegenen Wäldern einige Häu- er mit noch wilden Familien dieser Nation ent- eckt. Man hat mit ihnen Freundschaft getrof- en, und auch gewöhnlicher massen mit anständi- gen Geschenken befestiget. Bey 30 Kinder em- pfiengen die h. Tauf; daß sie aber ihr Vaterland verlassen, und bessern Unterrichts halber in die Nähe eines christlichen Dorfes kommen möchten, dazu waren sie nicht zu bereden; aus Furcht näm- lich, durch die Aenderung der Luft und des Wohn- platzes aufgerieben zu werden. In der That als man sie das zweytemal besuchte, zeigte es sich, daß schon viele aus ihnen durch Krankheit, die ihnen nach dem ersten Eintritte der Christen zu- gestossen, dahin gerissen waren. Diese Barba- ren kleiden sich nach Art der Mayna mit ihrem Tuche aus Cachivango; sind übrigens in äus- serster Armuth, ohne alles zum Fischen oder Ja- gen dienliche Geräthe, und erhalten sich meistens mit Erd- und Baumfrüchten; denn vom Fleische wissen sie nichts, als wenn es etwann glücket, in einigen dazu aufgerichteten Schlingen ein Reb- huhn, einen Waldratzen, und dergleichen Thiere, oder in gewissen Fallgruben ein wildes Schwein

zu

zu fangen. Sonderbar ist es, daß sie wider die Gewohnheit aller andern, kein berauschendes Getränk wissen, noch auch annehmen. Sie pflegen blos gewisse Baumblätter, (Guayussa genannt) die unsern Kirschblättern etwas ähnlich sind, so lang zu sieden, bis das Wasser davon ganz dunkelbraun wird, und dieses trinken sie bey ihren Tänzen unter einem traurigen Getöne ihres Gesanges und Rohrpfeiflein. Wenn sich der Barbar etwann auf einige Tage vom Hause entfernen will, so trägt er auch sein Töpfchen, samt einem Busche **Guayussablätter**, an dem Halse hangend mit sich. Dieses wiewohl schwächer gekochte **Guayussawasser** pflegten auch einige Missionarien anstatt des Thee, oder des Paraguaykrautes, zu trinken. Es soll die Schärfe des Magens zu dämpfen, die Flüßigkeiten des Hauptes auszuheitern, das Blut zu versüssen, dienlich seyn, besonders mit zulänglichem Zucker, und etwas bittern Pomeranzensafte. Ich muß noch etwas beybringen, das zwar auch bey einigen andern Nationen anzutreffen, aber bey den **Pinches** etwas gemeines ist. Ihrer viele männlich- und weiblichen Geschlechts haben in verschiedenen Theilen des Leibes eine scheckigte Haut, fast wie bey einigen Thieren, als Pferden, Hunden, Schweinen, zu sehen ist. Denn die allgemeine lichtbraune Farbe ist da und dort mit ganz weissen, groß und kleinen Flecken, die auch niemal vergehen, in allerley Gestalt ausgezeichnet. Solche

Flecken

Flecke nennt man insgemein Caráte oder Cara-
che; ihr eigentlicher Ursprung aber ist mir unbe-
kannt. Mich dünket an keinen Kindern jemals
etwas dergleichen bemerket zu haben; und wahr-
scheinlich sind es Ueberbleibsel und Denkmäler ei-
nes gewissen schuppichten Aussatzes, der mit un-
zählichen, unsichtbaren, aber sehr beissenden Blät-
terchen auszubrechen, und einige Jahre hindurch
anzuhalten pfleger.

Drey Tagreisen oberhalb den Pinches liegt das Dorf der Andóas, eine Stunde weit von dem westlichen Ufer des Pastaza. Es besteht aus zwo Nationen: der Andoas, und der Sse-nigáes, beyde von besonderer Sprache. Der Andoas Vaterland war am Fuße des gegen Nor-den liegenden Gebürges; zwischen den Flüssen Pastaza und Morona. Es war von Anbeginn, mehr als viele andere, ein unbändiges und auf-rührisches Volk, und gab mit seiner Dreustigkeit nicht wenig zu schaffen; nach und nach aber gab es der vielen Geduld, und dem bescheidenen Zureden der Mißionarien nach, sich besser zum christlichen Wandel anzuschicken. Zu unsern Zei-ten hat es auch ein Mißionar, das noch niemals anderswo geschehen, dahin gebracht, daß es gut-willig einen zulänglichen Vorrath von ordentlich gebrannten Ziegeln zusammenbrachte und hieraus eine schöne, ansehnliche Kirche, die auch sonst mit allen Ausrüstungen zum Gottesdienst versehen ist, aufführete. Ausser einigen Familien, die schon

Die Andóas.

vor-

vorlängst nach St. Borgia sind übergegangen, ist diese ganze Nation durch Krankheiten und andere Ungemach, bis auf weniger als 400 Seelen, eingegangen, wenn von ihr nicht etwann einige noch in den Wildnissen verborgen sind. Sie hat nichts besonders merkwürdiges, als daß sie säuberer als viele andere, allerhand Netze, Beutel und Schnappsäcke aus Chambira zu stricken pflegen, theils zu eigenem Gebrauche, theils andern Fremdlingen mit Gelegenheit zu verhandeln. Chambira (Tschambyra) ist eine Art der Palmbäume, die ich anderswo beschreiben will. Von ihren langen und schmalen Blättern zieht man ein ganz dünnes Häutchen herab, welches sie in der Sonne trocknen, und daraus ein Schnürlein drehen, feiner, oder dicker, wie es die verschiedene Bestimmungen erfordern; sie färben es zu gestreifter Arbeit nach Belieben, und solche Schnürlein geben den aus Hanf gedrehten an Stärke nichts nach. Selten geht ein Indier aus dem Wald, wo er Chambira angetroffen, zurück, ohne einen Büschel solcher Blätter, wegen ihres vielfältigen Gebrauches, mit zu bringen. Aus den Sträußlein flechten die Weiber bald einen Kehrbesen, bald eine Art von Sieb; aus den Häutchen aber drehen die Männer bald ganz dünne Fäden zum Nähen anstatt der baumwollenen, im Fall der Noth; bald eine Schnur zum Fischangeln, bald auch andere dickere, die gemeldte Beutel und Schnappsäcke von allerley

Grösse

Grösse, überhaupt Chigra genannt, womit jedermann, wo er immer hingeht, seine Bedürfnisse hin und wieder bringt. Anderswo stricken die Weiber damit auch die Netzartige, und in alle Stellung sich lenkende Hängebetten oder Hamácas; sie flechten auch sehr artig gewisse vom Kopf über den Rücken hangende Tragekörbe, allerhand Geräth, oder ihre Feldfrüchte damit nach Hause zu bringen. Endlich drehen alle Indier ihre Stricke daraus zu mancher Art ihrer Fischerey, so gar jene dicke und viele Klafter lange, womit sie die Wasserkuh, oder Vacca marina, zu fangen pflegen.

Die Muratas.

Zu dieser Nation gehören wahrscheinlich die Muratas, die man unlängst bey dem obersten Guasságafluß, und beyderseits des Morona angetroffen hat. Man hat sie in ein neu angelegtes Dorf, zwey Tagreisen von Andoas, in das tiefe Land zusammengebracht, in den christlichen Lehren unterrichtet, und angefangen, sie noch in grösserm Werth zu halten, in Hoffnung, man werde sie als Werkzeuge und Mittler brauchen können, mit den westwärts angränzenden Xibaros (Chibaros) gute Freundschaft zu stiften, und endlich doch einmal auf gute Art in ihr so beträchtliches Land einzudringen, welches bisher allen äusserſten Bemühungen der Mißionarien, noch mehr aber der gewaltthätigen Habsucht der Spanier, völlig verschlossen war. In der That hat sich der Mißionar mit Beyhülfe seiner Muratas,

schon den freyen Zutritt in einige Häuser der sonst so fürchterlichen und widerspenstigen Xibaros gebahnet, das noch keinem andern von ihnen erlaubt war; und auch sie waren durch seine Geschenke und Wohlthaten so zahm gemacht, daß einige in das neue Dorf der Muratas schon ohne Scheu dann und wann zu kommen sich wagten, ja wohl auch ihre Kinder zur h. Tauf darboten, und sich sogar bey den Muratas wohnhaft niederliessen. Aber diese so gute Hoffnungen eines weitern Fortgangs, nebst vielen andern dergleichen, haben mit dem traurigen Schicksale der Gesellschaft in Spanien den erbärmlichsten Schiffbruch gelitten. Was von dieser merkwürdigen Nation der Xibaros ferner zu melden wäre, verspare ich füglicher für seinen eigenen Ort.

Die Ssemigäes.

Auf die Ssemigäes zurück zu kommen, die besagtermassen einen Theil des Dorfes von Andoas ausmachen, waren Gaes und Ssemigaes, zwey Sprossen einer nämlichen, aber von andern ganz verschiedenen Nation, deren Vaterland ostwärts vom Pastaza gegen den Napofluß, an den obersten Gegenden der Tiger- und Curaraiflüsse war. Es hatte sich schon der Eifer der ersten Stifter dieser Mißion unter grossen Gefahren und Ungemach, durch beyde jetzt gemeldte Flüsse zu ihnen eingedrungen, und, weil sie damals noch sehr zahlreich waren, von ihren bewafneten Schaaren gewaltigen Widerstand gelitten. Aus den Gaes ist endlich eine starke Dorf-

schaf

schaft an dem Ufer des Pastaza angelegt worden, mit bester Hoffnung des erwünschten Fortganges; aber die öfters eingerissenen Krankheiten fraßen sie bald auf, und veranlaßten, das Dorf, aus Hoffnung einer gesündern Lage, da und dorthin einigemal zu übertragen. Die damit verbundenen Mühseligkeiten haben endlich das Volk so erbittert, daß es wider seinen besten Mißionar, den P. Durango, förmlich aufstund, denselben grausam ermordete, und, wie es bey solchen Zufällen zu geschehen pflegt, Kirche und Häuser in Brand steckte, sich aber weit in die Wildniße verschlof. Erst nach einigen Jahren hat man erfahren können, daß diese Flüchtlinge gleich darauf zu Strafe ihrer Schandthaten, durch eine Seuche alle darauf gegangen, gar wenige ausgenommen, die mit der Zeit auch so erloschen sind, daß dermal kein Gae mehr übrig ist. Von den Ssemigaes ist noch zum Theil eine ansehnliche Schaar bey den Andoas wohnhaft: andere mögen in unbekannten Wäldern verborgen seyn. Aus allen bisher beschriebenen haben sie diese besondere Eigenschaft, daß alles männliche Geschlecht in der Wildniß ganz bloß dahergeht; nur die Weiber bedecken die Scham gerade so viel, als man es kaum sagen darf. Hiemit genug von den Völkern des Pastaza; die Beschreibung des Flusses selbst wird anderswo kommen. Jetzt wollen wir zum Maragnon zurück kehren, ihn übersetzen, und in Kürze von dem Guallagaflusse handeln.

VI.

Begriff von dem Guallaga, und seinen Nationen.

Dieser Fluß entspringt nicht weit oberhalb der Stadt Guánujo, (Guánucho) und behält auch ihren eigenen Namen, bis er in die Landschaft von Maynas eintritt, von dannen man ihn auf die Landsprache Guay-aa, daß ist, den Fluß von der andern Seite, und nachmals durchaus den Guallága genannt hat. Ist also sein Ursprung beynahe im 10ten Grade der Südbreite, innerhalb des östlichen Gebürges, welches obgedachtermassen überhaupt in zwey ungeheuere Wälle abgetheilet ist. Guanujo ist die Hauptstadt einer Provinz gleiches Namens, und war vor Zeiten eines aus den vornehmsten Pflanzörteru der Spanier in Südamerica, dem aber von seinem alten Reichthum jetzt nichts mehr, als traurige Ueberbleibsel seiner gewesenen Herrlichkeit, geblieben sind, und ist es nicht viel besser, als ein indianisches Dorf. Von da aus läuft also der Fluß überhaupt gegen Norden, und nachdem er die Provinzen von Guanujo, von Guayubamba, von Lamas, und endlich auch einen Theil der Provinz von Maynas durchstrichen, stürzt er sich in den Maragnon beym 5ten Grade der Süderbreite, durch eine (nach Meinung des Herrn Condamine) bey 600 Ellen breite Mündung. In der Provinz von Guayubamba haben die Fran-

Franziskaner aus Perù, einige ihnen aufgetragene Pfarren. Die Stadt und Landschaft von Lamas hatte zwar einige Zeit einen Pfarrer samt seinem Gehülfen, aus der Gesellschaft von Quito, gehörte aber noch keineswegs zu der von Maynas, als welche eigentlich nur diesseits ihren Anfang nimmt, wo der Chipuranafluß in den Guallaga eintritt. Es ist also von da aus, Fluß abwärts, das erste zum Gebiete von Maynas gehörige Dorf, Yurimaguas genannt, fast oberhalb der Mündung des Paranapuraflußes. Es besteht aus den Ueberbleibseln zweyer Nationen, die weit anders woher gebracht, sich dorthin geflüchtet hatten. Eine nennt man Yurimagua, die andere Aissuari. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der grosse Mann P. Samuel Friz in der weitläuftigen Provinz der Omaguas verschiedene neue Völkerschaften aufgerichtet, von deren blühendem Fortgang, und von der so reizenden, liebreichen Art des Dieners Gottes, auch andere angelegene Nationen, und unter diesen jene der Yurimaguas und der Aissuaris angetrieben, sich gutwillig dem seligmachenden Gesetze unterworfen haben. Aber ein so günstig fortgehendes Werk, welches zu Ausbreitung der Ehre Gottes die schönsten Hoffnungen zeigte, wurde gar bald durch die gränzenlose Habsucht der Portugiesen von Parà zu Grund gerichtet. Einmal über das andere haben sich von dorther einige Corsaren mit bewafneter Hand eingefunden, und

Nation der Yurimaguas, und Aissuaris.

weil weder bey ihnen die Vorstellungen des eifrigen Seelsolgers, noch auch zu Quito der umsonst angesuchte Schutz etwas fruchten wollten, hat es ihnen gelungen, nicht ohne blutige Niederlage vieler Unschuldigen, so viel sie nur ertappen konnten, mit sich in die Dienstbarkeit zu führen. Wie langsam auch sonst bey den Gerichtshöfen in Indien die Geschäfte herzugehen pflegen, um so viel giengen sie damals noch schwermüthiger. Die zu Quito endlich ausgewirkte Veranstaltung, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, war schon zu spät, und ohne zulänglichen Nachdruck. Ein Theil der Yurimaguas und Aissuaris erwählte sich die Flucht vor der androhenden harten Dienstbarkeit, konnte sich aber nirgend, als endlich an dem Guallaga, recht befriedigen; eine andere Schaar der Yurimaguas setzte sich in dem Dorfe der Omaguas; eine dritte muste in der Gewalt der Portugiesen bleiben. So viel man weis, war ihr eigenes Vaterland unter der Provinz der Omaguas an dem Maragnon; der Aissuaris aber unter der Mündung des Putumayoflusses, der bey den Portugiesen Yssà heisset. Ob beyde unter sich ganz verschiedene Nationen waren, ist mir nicht bewust, wohl aber daß die sehr rauhe Sprache der Yurimaguas mit keiner andern überein kommt. Weil sie nun schon von vielen Jahren her Christen sind, haben sie nichts besonders, als daß ihre Weiber sich in ihrer Malerey hervorthun, mit der sie gewisse

Trink-

Trinkgeschirre aus einer Art der Kürbsen so sauber zieren, daß auch die Spanier, wenn sie solche zu Hand bekommen, selbige zu schätzen wissen. Ich sage Kürbsen, oder vielmehr Pluzer, weil sie diesen am ähnlichsten, sonst aber ein besonders Gewächse sind, das die Spanier dort insgemein: Pàte, die Omaguas aber: Cuya nennen. a) Es wächst auf Bäumen, die man dazu mit Fleiß pflanzet, und gleichen fast unsern Aepfelbäumen sowohl an den Blättern, als im Holze. Nach Maas, als sie diese Trinkgeschirre kleiner oder grösser haben wollen, brechen sie diese Früchte ab, bald noch in Grösse eines Apfel, bald gar so groß, als ein mittelmäßiger Kürbis. Sie spalten die Frucht in zwo gleiche Halbkugeln, und höhlen das innere Mark sauber von der Schale heraus. Das Mark weis man zu nichts anders zu gebrauchen, als daß man sagt, das von ihm ausgepreßte Wasser diene, das Abweichen zu stillen. Die Schale in Dicke eines guten Messerrücken, ist ganz glatt, und so hart als ein Bein. Sie wird rein abgeschabt, und erstlich schwarz gebeitzet, über dieses roth und gelb mit ordentlicher Austheilung der Farben, und der zwischen ihren Rändern gut angebrachten Blümchen und Zweiglein gemalet, und endlich öfters mit dem Saft einer gewissen Frucht, Parinari genannt, so glänzend gemacht, als sie der beste Firniß machen könnte; sie verliert auch diesen Glanz viele Jahre

a) *Linn. Arbor cucurbitifera.* Clus. L. II. C. II.

nicht, ob sie schon vielmal beneßet wird. Mit dieser Waare treiben sie umher einigen Handel, weil man sie nicht leicht so artig, als bey ihnen, findet, und doch fast überall haben muß, das Getränke auf ihre Art sauber, besonders den Gästen und Fremdlingen, aufzutragen. Es giebt von dieser Art der Kürbsen andere schlechtere Gattungen, die auch auf Bäumen wachsen, und welche alle Nationen zu allerhand Haußbedürfnissen, besonders aber zum Wasser tragen, brauchen.

In zwo Tagreisen den Guallaga hinab, liegt zwar zu rechter Hand das Dorf Santyago, oder St. Jakob, insgemein Laguna genannt; weil aber von seinen Einwohnern etwas mehreres zu melden vorkommt, will ich vorher in Kürze ein anders beybringen, welches von ihm ostwärts einige acht Meilen tiefer im festen Lande gestellet ist. Man nennt es von den Chamicúros, (Tschamikuros) einer Nation, die man vorlängst eben aus den herum gelegenen Wäldern zusammengebracht hatte, nun aber nach mancher Seuche und Niederlage, nicht mehr als etwann aus 500 Seelen bestehet. Sie hat ihre eigene ganz besondere Sprache, die aber meines Erachtens mit der von Chepæos (Tschepáos) oder wie andere sagen: Zipibos, viele Aehnlichkeit hat. Hieraus, nebst andern Nachrichten, läst sich muthmassen, daß die Chamicuros eigentlich von den Chepæos abstammen und ein Sproße sind, der sich vor Zeiten aus den Ländern des Ucayaleflusses

Nation der Chamicuros, und Aguanos.

gegen

gegen den Guallaga übersetzet hat. Man hat nicht wenig Spuren, daß gegen Osten noch ein wildes Volk, ob es schon öfters umsonst ist aufgesucht worden, verborgen ist, das man zwar die Chiclunas nennt, welche aber in der Sprache ganz mit den Chamicuros einig seyn sollen. Unlängst hat man mit dem Dorfe der Chamicuros auch die Aguanos vereinbaret, die vom Anbeginn der Mission ihr eigenes Dorf am Rande des Guallaga hatten, mit der Zeit aber gar zu stark zusammen geschmolzen sind. Auch die Aguanos haben ihre besondere Mutterspracbe, und sind das einzige Ueberbleibsel aus allen Völkern, die vormals an der Ostseite des Guallaga eigentlich zu Hause waren.

Santyago, insgemein la Laguna, der ordentliche Wohnsitz des Obern aus der Gesellschaft, dem alle übrige weit ausgetheilte Missionarien, als ihrem Rector, untergeben waren, steht etwann 5 Meilen oberhalb der Mündung des Guallaga, im fünften Grade der Nordbreite, und mehr als um 4 Grade weiter ostwärts, als Quito, in einer trockenen und erhobenen Gegend, hinter einem See, von welchem ihm auch der Name Laguna geblieben ist. Es wird in drey Viertel oder Hauptmannschaften abgetheilt, nämlich der Panos, der Cocamas, und der Cocamillas, und sind lauter Nachkömmlinge des vielen Volkes, das man vor vielen Jahren aus dem Ucayalefluß hieher gebracht hatte; das aber durch

abermalige Niederlagen, die es vorzüglich von den Kinderpocken erlitten hat, bis auf etwann 1500 Seelen zusammen geschmolzen ist.

Nation Cocama.

Die Nation **Cocama**, als sie der P. **Caspar de Curia** um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu erst angetroffen, zählte in drey oder vier Dörfern bis zehn oder zwölf tausend Seelen. Einige Jahre darnach fand sie ein anderer Missionar schon mehr als um die Hälfte eingegangen, theils durch Krankheiten, theils durch einheimische Rauf- und Mordhändel, theils auch durch den langen Krieg, den sie von den **Chepæos** ertragen musten. Und weil diese Nation, so lange man sie kennet, weit über andere trotzig, kriegerisch, und übermüthig war, noch mehr, weil sie durch das von ihr vergossene Blut vieler **Maynas** und **Xeberos**, ja sogar ihres grösten Wohlthäters, des P. **Francisco de Figueroa**, in ihrer Wuth bestärket worden; so machte sie lang und vieles zu schaffen, bis endlich auch sie sich dem sanften Joche Christi ergeben hat. Indessen war von den so langwierigen Unruhen eine richtige Folge, daß sie immerzu ihren Wohnsitz ändern muste, wobey aber, und bey den theils ertheilten, theils empfangenen Schlappen, manche Leben aufgeopfert wurden. Das Land, wo man die **Cocamas** zuerst antraf, war beyderseits an dem Ucayalefluß, zwölf Tagreisen von seiner Mündung her gegen Süden. Die **Cocamillas** sind ein Sprosse des nämlichen Stammes, wurden

ben aber so genannt, zur Verkleinerung auf spa-
nische Mundart, weil sie an einem kleinen See
wohnten. Da hingegen die Cocamas an einem
sehr grossen (la gran Cocama genannt) gela-
gert waren. Die Cocamas wurden anfangs an
dem Ucayale selbst in einige Dörfer versammelt;
weil sie aber, wie gesagt, theils aus eigenem
Uebermuthe, theils durch den bösen Einfluß der
Chepæos sich niemals zur Ruhe geben wollten,
war man endlich gezwungen, sie alle mit Unwillen
nach dem Guallaga zu übertragen. Denn in der
elenden Verfassung der Mißion war dieses das
einzige Mittel, ohne welches weder das schon er-
oberte erhalten, noch auch den langwierigen Un-
ruhen ein Ende gemacht werden konnte. Das
Gebäude dieser neuen Kirche, welches anfangs
den frohlichsten Fortgang gewonnen hatte, war
hierüber fast auf einmal so sehr verfallen, daß die
Belehrung und Bildung der verschiedensten Na-
tionen, in so weit entlegenen Gegenden, einzig
und allein auf drey Mißionarien beruhen muste,
die doch weit und breit von allem menschlichen
Schutze und Beystand gänzlich abgeschnitten wa-
ren. Einige ihrer Gehülfen waren mit Tod ab-
gegangen, andere forderte der Gehorsam anders
wohin, frische aber aus Quito zu erwarten, war
damals durchaus unmöglich. Mithin war schon
einer unentbehrlich, die noch rauhe Völker des
Pastaza in Ruhe zu erhalten, der andere in Ent-
fernung von mehr als 100 Meilen, war fast an
die

die Wildlinge des Napoflusses gebunden; den dritten machte der Guallaga, der Maragnon der Ucayale den bittersten Kummer. Weil sie also mit langen Reisen, die dort auch sonst grosse Schwürigkeiten auf sich haben, nicht so bald allen Gefahren und Gährungen beyspringen konnten, das nicht rückwärts jählings wiederum etwas noch schlimmer zerfiele, das sie mit ihrer Gegenwart aufgerichtet zu haben glaubten; so fand man durchaus für nöthig, die ohnehin so entlegene Völker des Ucayale in das Mittel der Mißion zu versetzen, wo man ihnen besser auf der Hut seyn und den alten Lust zu Unruhen vertreiben könnte. Der Rathschluß war für die damalige Verfassung sehr nützlich, für die folgenden Zeiten aber höchst nachtheilig; denn das ganze Land des untern Ucayale war hiemit über hundert Meilen weit von Einwohnern ausgeleert, und also war eben so weit der Weg in dessen obere Länder abgeschnitten, wo doch mit der Zeit ein so weites Feld zur Aernde sich gezeiget hat. Man konnte zu ihr durch so entvölkerte Wüsten weder ohne grosse Beschwerlichkeit kommen, noch die Eroberungen, wenn sie sich auch noch so gut fügten, lang erhalten, weil sie bey oft jähen Zufällen an Rath und That von der übrigen Mißion, mithin aber auch von der ganzen Welt, abgeschnitten waren.

Die Sprache der Cocamas ist die nämliche, wie der Omaguas, nur mit geringer Verschiedenheit in der Mundart. Sie ist aus allen in

der

er ganzen Landschaft die angenehmste, obschon
ey dem **Cocama** etwas rauh. Die Mißiona-
en haben sie am leichtesten erlernet. Der Fi-
herey sind sie mehr, als dem Jagen, zugethan, mit-
n an den Seen und Flüssen gleichsam zu Hause,
nd vortreflich wohl geübt, ihre Schifflein oder
anoas sowohl auszuarbeiten, als mannigfälti-
er Weise zu gebrauchen; nicht minder aber al-
s, was im Wasser lebt, vielfältig zu fangen.
ben so fertig sind sie mit ihren Lanzen, welche
e zwar nicht, wie alle Völker des **Ucayale**, mit
m Bogen, sondern, wie insgemein an dem Ma-
gnon gebräuchlich, blos mit einem gewissen ganz
ymalen Brettlein, **Estólica** genannt, eben so
eit und sicher zu werfen wissen. Es ist dieses
ne besondere und recht künstliche Erfindung, mit
r einzigen rechten, in die Höhe gehaltenen Hand,
ne wohl 9 Spannen lange Lanze zu halten,
nd ihr zugleich eine sonderbare Kraft so si-
er einzudrücken, daß sie damit auf funfzig
Schritte das Ziel nicht leicht verfehlen. Die
nzen selbst bestehen aus gewissen Röhrlein, wie
e dünnsten sogenannten spanische Rohre (dort
issen sie **Guachi**, Guatschi) und findet man
ren zu ihrer Jahrszeit an den Ufern, so viel
an will. Diese auf ihre Art sauber gemalte
Röhrlein bewaffnen sie mit einer fest eingemach-
n, etwann zwo Spannen langen Spitze aus
em harten **Chontaholz**. Wenn sie zu gewissen
yerlichen Zeiten mit ihren Fahnen und klingen-

dem

dem Spiele, ein jeder mit seinem Bündel dies
Lanzen auf der Schulter, in Kriegsordnung e
scheinen, machen sie gewis kein schlechtes Ans
hen. Ihre Weiber haben noch ihre eigene Ar
die obgemeldte Kürbisse, oder Pates zu male
Von allen christlichen Nationen sind sie übrigen
weder an Kleidung, noch an sonst etwas unte
schieden. Denn der ihnen mit den Omagua
gemeinschaftliche Gebrauch, barbarischer We
se den obersten Kopf der Kinder zwischen zwe
Brettlein fest einzupressen, ist so weit schon abg
stellt, daß man selten mehr einen Cocama m
solchem vornen und hinten eingedrückten Kopfe fi
den wird.

Nation der Panos.

Panos nennt man in der Mißion überhaup
die Nachkömmlinge verschiedener Sprossen d
Chepæos, (Tschepáos) oder wie andere sage
Chipæos, Zipivos, Xitipos, ja wohl au
Mananaguas, welches letztere bey ihnen so vi
heisset, als Gebürgleute. Alle diese haben d
nämliche Sprache, mit etwas verschiedener Mun
art. Auch aus diesen hat man zu gemeldten u
ruhigen Zeiten viele Familien von dem obe
Ucayale an den Guallaga übersetzt, und s
fort Panos genannt, weil sie das Wörtlei
Pano! (eigentlich ein Zeichen der Verwund
rung) immer in dem Munde führten. Ih
ganz besondere Muttersprache hat viele gehäuf
mitlautende Buchstaben, vorzüglich: Sch, die
fast ohne Bewegung der Lippen so leise innerha
d

des Mundes vorbringen, daß wer daran nicht wohl gewöhnet ist, aus ihren Reden nicht leicht ein Wort vernehmen kann. Sie behalten noch allein die von ihren Voráltern hergebrachte Art ihrer Bögen und Wurfpfeile. Sind mehr als andere Nationen beugsam, und dem Gottesdienste zugethan. Bey besondern Feyerlichkeiten kleiden sie sich gerne sauber gestreift, nach Maas als ihre Weiber in ihrem baumwollenen Gewebe sinnreicher und ämsiger sind. Sonst aber insgemein tragen sich so Manns- als Weibsleute lieber schwarz, und zwar die Weiber pflegen jenes grosse Tuch, mit dem sie ganz bedecket sind, nicht so sehr, wie sonst gewöhnlich, um die Lenden zu gürten, sondern vielmehr frey, gleich einem Mantel, doch um die Arme herum geschlagen, fliegen zu lassen. Die vornehmere sowohl da, als anders wo, tragen auch zu ihrem gröSten Aufputze, unter der übrigen Kleidung (die über die Brüste mit grossen silbernen Stecknadeln zusammen geheftet ist) ein langes vorgehendes Hemde mit breiten saubern Spitzen rund herum besetzt; über das Haupt aber anstatt eines Schleyers ein grosses schönfärbiges Tuch aus feiner Wolle, das sie über die Schultern weit hinab gehen lassen. Sonst ist überhaupt von allen Völkern dieser Länder zu wissen, daß beyde Geschlechte überaus geneigt sind, nicht allein das Angesicht, sondern auch Hände und Füsse, ja wohl oft auch den ganzen Leib, nicht so wohl zu malen, als vielmehr zu besudeln. Es wächst auf

gewissen sehr hohen Bäumen eine Frucht, die zwar nicht zum essen ist, immer grün, ganz glatt, und einer Nuß sehr ähnlich, wenn sie noch in der äussersten grünen Hülse ist. Diese wird gerieben, und der frisch daraus gepreßte Saft macht die Haut des Menschen in wenigen Stunden kohlschwarz, und zwar auf einige acht Tage. Denn so lang ist diese Schwärze nicht wegzubringen, man mag sich waschen, wie man will. Auf peruanisch heißt die Frucht sowohl, als der Baum: Vitu; die Spanier aber sagen Xagua (Chagua). a) Mit diesem Saft also malen sie vielfältig, und bey bevorstehender Feyerlichkeit, auch mühsam und ordentlich, bald die untere Hälfte des Gesichts samt dem Halse, bald allein die Arme und Schienbeine, bald den ganzen Rücken mit dem äussersten der Hände und Füsse, bald auch durchaus den ganzen Leib. Immerzu machen sie im Gesicht, an Händen und Füssen nur schmale Streifen mit untermischten Sternlein und Blumensträußchen. Diesen barbarischen Brauch, doch wenigstens in dem Christenthume, abzuschaffen, haben ihrerseits die Mißionarien keine Mühe gesparet, zumal weil bekannt war, daß dergleichen Gemälde oft manche unreine Gedanken erregten. Etwas hat man immerzu gewonnen; gänzlich aber abzustellen hätte nur ein allgemeines scharfes Verbot vermocht, welches aber ohne große Schwierigkeiten und gefährliche Gährungen kaum konnte

a) *Clus. L. I. C. X.*

konnte mit Ernst betrieben werden. Sie hatten den Vorwand, die Haut werde ihnen von der Sonnenhitze, der sie fast immer in ihren Arbeiten ausgesetzet sind, oft so erbärmlich ausgebrennt, daß sie das grimmige Jücken, unter vielen aufgezogenen kleinen Blätterchen, und hieraus folgender Krätze, nicht ertragen könnten. Ein gleiches Jücken bringt ihnen eben die ungemeine Menge der blutgierigen Mücken, Schnacken, und dergleichen Ungeziefer, die ihnen immer Schaarweise auf dem Rücken, ja wohl auch auf dem ganzen Leibe, herum schwärmen. Durch den Vitusaft aber, sagten sie, wird solches Jücken und Brennen der Haut abgekühlt und gelindert. Mithin da man einerseits dieses Malen, als zur Gesundheit nothwendig, schon dulden muste, konnte man es andererseits nicht so mäßigen, daß es nicht auch immerzu zu Bosheiten und Geilheit dienen möchte. Sie haben noch eine andere im höchsten Grade rothe Farbe, auf peruanisch Chambu (Tschambu), auf spanisch Achóte (Atschote) genannt. Sie wächst auf einigen Bäumlein oder Stauden, die man in allen Dörfern zur Genüge findet. a) Diese tragen eine Menge kleiner fast runder Hülsen, und in selbigen viele Körnlein in Gestalt und Größe der Körnlein einer Weinbeere. Jedes ist mit einem ganz dünnen Häutlein überzogen; und man darf sie nur ganz ge-

a) *Clus. L. III. C. XX. Bixa American.*

gelinde zwischen den Fingern reiben, so hat man den schönsten flüßigen Zinober. Mit diesem streichen sie sich auch gerne an, besonders wenn sie sich zur Arbeit, oder zum Raufen rüsten, und auch bey ihren großen Saufereien. Weil diese Röthe sich leicht abwäschen läßt, war ihnen keinesweges gestattet, mit solcher in der Kirche bey dem Gottesdienste zu erscheinen. Nicht so hat es mit dem Vitu geschehen können, den man also auch in der Kirche dulden muste, um nicht immer eine Menge der Leute zu entbehren, oder noch mehr Saumselige dadurch zu veranlassen. Noch ein anderer ähnlicher Mißbrauch ist bey vielen sehr gemein. Sie färben sich die Zähne auf lange Zeit kohlschwarz, eben so als wären sie von Ebenholz, und dieses mit Käuung eines gewissen Krautstengels. Sie mögen selbst wohl wissen, welche sonderbare Schönheit sie damit gewinnen; ein Europäer wird es nicht leicht begreifen. Aber von den fast gemeinen Mißbräuchen noch zu einigen Eigenschaften der Panos zurück zu kommen, so sind ihre Weiber in aller Hafnerarbeit sehr geübt, und machen verschiedene Gattungen der Schüsselchen, der Wasserkrüge, kleiner und groser Töpfe von allerley Gestalt zum Haußgebrauche, mit manchen Farben weit artiger gemalet, als es von solchen Leuten zu erwarten wäre. Man möchte sie wohl für Werke von einer europäischen Fabrike halten. Endlich ist von ihnen besonders merkwürdig, daß man erst vor wenigen Jahren

fast ungefähr einen gewissen, von Alters hergebrachten Mißbrauch erfahren hat, über welchen aber kein Mißionar jemals einen Argwohn gefasset hätte. Nur allein bey den **Panos** war es üblich, ihre kleine Mägdlein zu beschneiden. *) Man möchte fast glauben, solches wäre eine Folge des Judenthums, wenn sie nicht jenes allein auf die Mägdlein verwendet hätten, was bey dem Judenvolke ein Gesetz für die Knäblein war. Auf den Ursprung dieses Mißbrauches zu kommen, fragte man geflissen, aus was Ursache sie solches thäten, konnte aber nichts mehrers ergründen, als daß sie vorgaben, solche Weiber wären zu ihren Obliegenheiten weit geschickter, als andere. Dieser Mißbrauch ist nun zwar abgestellt; daß er aber eben so bey allen Barbaren dieser Nation im Schwung war, hat ein Mißionar in Erfahrung gebracht, als er vor wenig Jahren an dem **Ucayale** noch wilde Völker aufsuchte, und ihm ohngefähr einige barbarische **Xitipos** in ihrem eigen Lande aufstiessen.

VII.

*) Herr Adaire würde sich dieses Umstandes zu einem neuen Beweise seiner Ableitung der Amerikaner von den Juden bedienen, wenn er ihm bekannt wäre. *James Adaire's* History of the American Indians &c. London, 1775. 4. M.

VII.

Von den Nationen des untern Maragnon.

Nation der Urarinas.

Fährt man von der Laguna eine gute Tagreise den Maragnon hinab, so gelanget man zu rechter Hand in das Dorf der Urarinas, dem h. Xaverio gewidmet, hinter einem See, etwas im tiefen Lande, wo es endlich nach öfter abgeänderter Lage zu stehen gekommen ist. Ihr Vaterland war eigentlich tief in dem Land an verschiedenen Bächlein und Pfützen, aus denen der Chambirafluß entspringet. Ich meine jenen, der etwann sieben Meilen unter der heutigen Lage des Dorfes, von Norden her in den Maragnon gehet. Auch die Urarinas haben ihre ganz besondere Muttersprache, und sind unter sich in verschiedene Gemeinden abgetheilt. Auch sie sind nun durch Krankheiten so zusammen geschmolzen, daß die ganze Nation kaum noch etwann 600 Seelen ausmachet. Es ist vor andern ein niederträchtiges und träges Volk, und weil es überhaupt nur bey kleinen Bächlein aufgewachsen war, hat es sich erst unlängst auf dem Maragnon herum zu schiffen, und die wichtigere Fischerey zu treiben, gefüget. Es kleidete sich in seinem wilden Vaterlande, und zum Theil noch heute, auf die Art der Maynas mit seinem Tuch aus Cachivango (Katschiwango) und solches Geweb trachten auch andere Nationen meistens von ihm zu erhandeln, zu ihren Zeltbetten, deren besagter massen jedermann,

mann, auch der ärmste, nöthig hat, eben so wie des Schlafes, welcher ohne diese Zeltbetten nahe an dem Maragnon nicht zu hoffen ist, weil die unerträglichen Schwärme der blutgierigen Schnaken und Fledermäuse solchen nicht gestattet. Die Fledermäuse zwar haben da die Eigenschaft, daß sie allerley Blut aus Menschen und Vieh saugen, und es hat sich gar oft ereignet, daß wenn sich etwann ein betrunkener, oder sonst abgematteter Indier vom Schlaf überfallen, ausser dem Zeltbette betretten lassen, er mit einer Menge Blutes, das ihm unvermerkt aus der angebissenen Ader entflossen war, aufgewachet ist. Diese argen Thiere wissen ihren Biß dem Schlafenden so gelinde anzubringen, daß er darüber nicht so leicht erwachet, und mithin in Gefahr stehet, durch Vergiessung viel Blutes in eine schädliche Ohnmacht zu verfallen. Das zahme Vieh zu Hause kann man vor ihren Nachstellungen fast eines Orts genugsam bewahren, vorzüglich die Hühner, deren immer viele von der Fledermaus, die meistens auf ihre Füße loßgeht, aufgerieben werden. Ja was man ohne eigene Erfahrung nicht glauben möchte, so thaten sie in selbigen Gegenden sogar dem Rindviehe und den Schweinen grosen Abbruch. Denn kaum hatte man die Zucht solches Viehes mit vieler Mühe auf gute Weise betrieben, so machten ihr die Fledermäuse mit oft wiederholten Aderläßen bald wieder den Garaus. Nebst dem, daß sie sich sehr

häufig in den Dächern der Häuser aufhalten, pflegt noch eine gräuliche Menge bey der Abend- dämmerung aus den hohlen Bäumen der Wäl- der anzurücken, und die Dörfer zu überfallen. Sie sind überhaupt von zwoen Gattungen: eine gänz- lich gleich mit den unserigen; die andern sehen fast wie geflügelte Ratzen. a) Aber so viel aus An- lasse der Zeltbetter, von denen die Urarinas mit andern Völkern ihre kleine Handlung treiben.

Nation der Ya- mæos.

Auf diese folget, Maragnon abwärts, an der Nordseite die Nation der Yamæos; ihr Land begränzet gegen Westen der Tigerfluß von seiner Mündung an, bis wo er sich mit dem Chambira (Tschambira) vereiniget; gegen Osten eigentlich beyde Ufer des Nanaiflusses, obschon auch et- was weiter noch einige ihre Sprossen, als die Massamaes an dem Massafluß, und die Ca- huaches (Kahuatsches) gar jenseits des untersten Napo zu finden sind. Es war bey seiner ersten Entdeckung ein sehr zahlreiches und streitbares Volk, ist aber gleich andern schon sehr aufgerie- ben. Es erhält sich noch in drey verschiedenen Dörfern, deren zwey ihm eigen sind, das dritte führt den ihm schon anfangs von den Omaguas beygelegten Namen; doch weil dieses letztere mit der Zeit sehr eingegangen, ist es nachmals mit Beyziehung der Yamæos Amaonos um die Hälfte

a) *Cluſ. L. V. C. I.* Vielleicht Vespertilio leporinus *Linn.*? M.

Hälfte verstärket worden. Ihr erstes eigenes, zu Ehren des h. Franz Regis aufgestelltes Dorf, liegt etwas unter der Mündung des Tigerflusses, auf einer Anhöhe, und fällt da von oben und untenher der Maragnon, mit seinen weitläuftigen Krümmungen und Abschnitten von allerley Inseln überaus angenehm in das Gesicht; Zu dem hat es unlängst eine sehr schöne, und zur Andacht möglichst eingerichtete Kirche zu Stand gebracht. Vor wenig Jahren haben sich mit diesem Dorf auch einige weit hergebrachte Familien der Yquitos vereiniget, von welcher Nation ich nachmals zu reden habe. Das unterste Dorf der Yamæos, dem Weltapostel gewidmet, wird insgemein Napeanos genannt, von einer besondern Zunft der nämlichen Nation, und liegt gleichfalls in einer angenehmen Anhöhe, gleich unter der Mündung des Nanäiflusses. Nebst ihrer eigenen ganz besondern Muttersprache, die eine der härtesten ist, weil sie die Wörter sehr verzückt und unbegreiflich aussprechen, haben die Yamæos diese sonderbare Eigenschaft, daß sie gleich dem Judenvolke in gewisse Zünfte getheilet sind, die ich jede mit Namen beyzubringen, weil dem Leser gar nichts daran gelegen ist, übergehe. Der Mißionar mag sagen, was er will, so wird er sie niemals dazu bereden, daß sie sich mit jemand aus ihrer nämlichen Zunft verheurathen, wenn sie auch sonst keine wahre Blutsfreundschaft oder Unverwandtschaft in einem verbottenen Grade auf-

zeigen können. Nach langer Ueberzeugung des Widerspiels werden sie doch allezeit auf dem beharren: sie könnten die Vorwürfe der übrigen nicht vertragen, als hätten sie sich mit ihren Befreunden verheurathet. Denn alle von der nämlichen Zunft halten sich unter einander für die nächsten Blutsfreunde. Hingegen ist eben so schwer, ihnen von der Anverwandtschaft den gehörigen Begriff beyzubringen. Hieraus aber bey einer Hand voll Leute, die ohnedem gar nicht gerne ihre Kinder aus dem Hause, und Fremden zur Ehe überlassen, entstehen bey Ausgleichung der Heurathen viele grosse Schwürigkeiten, weil sie oft eine Person wollen, die sie vermöge der Gesetze nicht haben können, und im Gegentheile oft aus lediger Einbildung einer Schande eine nicht wollen, mit der sie sich sonst gerne ehelich verbinden möchten, und dürften. Die noch wilde Yamæos hatten auch den Mißbrauch, zwischen den Nasenlöchern den mittlern Knorpel ihren Kindern heraus zu nehmen, so daß nur die Haut in der Mitte bliebe, und man beyderseits durchsehen konnte. Auch die Ohrläppchen durchbohrten sie, und pflegten sie mit eingesteckten immer breitern Keilen in die Rundung so zu erweitern, daß das Hautläppchen ihnen fast an die Achsel reichte. Sie trugen es insgemein schneckenweise eingewickelt, pflegten es aber bey den Raufhändeln, oder in ihren Saufereyen frey herabzulassen. Heute noch findet man welche unter den ältern, die noch

in

in der Wildnis gebohren waren, mit so durch-
bohrten Ohren und Nasen; bey gebohrnen Chri-
sten aber sind solche Merkmale des Heidenthums
gänzlich abgestellt. Die Yamæos sind trefliche
Meister jener Luftbetten, deren sich dort fast alle
Völker bedienen. Diese sinnreiche amerikanische
Erfindung nennt man insgemein Hamáca. Sie
ist gleichsam ein Netz, aus dünnen Schnürlein so
artig gestricket, daß der in selbiger liegende nach
seiner Willkühr die Schnürlein mehr oder weniger
aus einander breiten, und zu allen Stellungen,
die er zu seiner Bequemlichkeit nur nehmen will,
sie gar leicht anschicken kann; denn sie lenket sich
allerdings nach der Positur, man mag sitzen oder
liegen wollen, mit halb, oder ganzem Leibe, aus-
gestreckt oder zusammen geschmiegt; und wie sie
dem übrigen Körper ein Bett ist, so giebt sie,
wenn man sich nur darein zu schicken weis, auch
dem Haupte einen Polster ab, hoch oder nieder,
wie man will. Zu Hause und auf dem Lande,
von der Arbeit auszuruhen, thut ihnen die Ha-
máca recht gute Dienste; auch, wenn sie der
Jagd, oder des Ackerbaues wegen, weit auszuge-
hen haben, bringen sie ihr Luftbett zusammen ge-
bunden, ganz leicht mit sich, und wo sie unge-
fähr ausruhen wollen, lassen sich leicht zween an-
ständige Bäume finden, selbiges daran gehö-
riger massen zu befestigen. Die ganze Länge der
Hamáca endiget sich beyderseits mit zween star-
ken Stricken, die den ganzen Busch der vielen

Schnürlein an einem Querholze zusammen hal
ten. Mit beyden diesen Stricken wird die Ha
maca an die zween Bäume, in Gestalt einer her
abhangenden Halbrunde, so hoch von dem Boden
angebunden, daß ihn der in der Mitte sitzend
oder liegende, wenn er will, mit einem Fuß er
reichen kann. Mit diesem giebt er ihm dann und
wann wider den Boden ein Schüppen; hiemi
aber geht sein ganzes Luftbett gleich einer Wiege
ganz gelind hin und her, und macht dem darinn
liegenden ein angenehmes Lüftchen. Ueber die
ses gewinnet man mit der Hamaca noch diese Be
mächlichkeit, daß man in ihr vor dem kriechenden
Ungeziefer fast sicher ist, das doch in den Wäl
dern sich überall häufig einfindet. Das unmün
dige Kind ist noch kaum auf der Welt, so hat es
schon seine von der sorgfältigen Mutter zubereitet
kleine Hamaca; und eben so wer immer in die
sen Ländern stirbt, wird in seiner Hamaca ein
gebunden, zu Grabe getragen. Verschieden
Völker haben auch ihre besondere Art, sie zu strik
ken; anderswo macht man sie recht schön aus
Baumwolle, die Yamæos aber und alle Einwoh
ner der Provinz von Maynas, weben sie überhaup
mit dünnen Chambiraschnürlein. Noch ein
Mißbrauch findet sich bey den Yamæos. Mi
einem gewissen Peche reissen sie sich die Augen
braunen nach und nach gänzlich aus, um hiemi
ihres Erachtens mehrere Schönheit zu gewinnen
So viel muß man ihnen doch zugeben, daß sie mi
die

diesen kahlen Augenbraunen weit jünger scheinen, als sie wirklich sind.

Die Massamaes.

Unter die Yamæos rechne ich besagter massen auch die Massamaes, von dem in den Napo einfallenden Massafluß also genannt. Sie unterscheiden sich von ihnen blos durch eine etwas wenig verschiedene Mundart. Es sind ihrer einige zum Unterrichte in der Glaubenslehre, in das Dorf der Omaguas, andere nach Napeanos und St. Regis übersetzet worden; andere sind noch in ihren Wäldern verborgen geblieben.

Die Cahuaches.

Eben daher gehören meines Erachtens auch die Cahuaches (Kahuatsches), wiewohl man sie gemeiniglich für eine besondere Nation hält. Man hat sie unter der Mündung des Napoflußes, auf der Nordseite des Maragnon gefunden, und in das Dorf des h. Ignatius, sonst Pevas genannt, zusammen gebracht. Sie sind in ihren Gebärden sowohl, als in der Sprache, den Yamæos sehr ähnlich, doch verstehen sie sich mit einander sehr hart, und nur mit wenigen Worten.

Nation der Yquitos.

Nordwärts an die Landschaft der Yamæos liegt die Provinz der Yquitos, und erstrecket sich gegen Osten von dem obern Tigerfluß, über die Ursprünge des Nanái und des Rio blanco (des weissen Flusses) bis an den Curarái. Es war gleichfalls vor Zeiten ein häufiges und sehr streitbares Volk, ist aber, wie andere, durch einheimische

mische Raufereyen, zum Theil auch von dem immerwährenden Kriege mit seinen Nachbaren, und eingerissenen Krankheiten, schon sehr aufgerieben. Nicht wenige aus ihnen hat man zu christlicher Auferziehung an dem Rio blanco in ein Dorf unter dem Schutze der Mutter Gottes versammelt; mit andern hat man an dem obern Nanái das Dorf der h. Barbara angelegt; ein dritter Schwarm hatte sich am obern Tigerfluß zusammen gezogen, und von dannen sind mit der Zeit einige Familien gar am Maragnon nach St. Regis übersetzt worden. Aber wie es schon die Leichtsinnigkeit dieser Leute anfangs mit sich bringt, so hat unter ihnen das Christenthum nirgends tiefe Wurzeln fassen können, und es war nicht möglich zu verwehren, daß sie sich nicht ein und andersmal wieder haufenweise unsichtbar machten. Nebst ihrer ganz besondern Muttersprache, ist bey ihnen das Mannsgeschlecht gewohnt im ganzen Leib völlig blos zu seyn. Am obersten Theile des Haupts tragen sie rund herum die Haare so kurz und ganz gleich gestutzet, als wäre es ihnen vor wenig Tagen glatt abgeschoren worden; und weil sie dazu weder mit einer Scheere, noch mit andern tauglichen Werkzeugen versehen sind, so ersetzen sie deren Dienst mit angezündeten kleinen Hölzchen, mit welchen sie die nachwachsenden Härlein sachte und ganz eben absengen. Diesen geschornen Platz umgeben sie mit einem Kranze aus roth gefärbten baumwollenen Schnürlein, und

fär-

färben auch ihn selbst fast täglich mit ihrem Chambu, so daß es scheint, sie wären mit einem schön rothen Häublein bedeckt. Das übrige Haar am hintern Theile des Haupts lassen sie in seiner Länge über den Rücken hinabfliegen. Ober und unter den Waden binden sich alle beyden Geschlechts die Füsse so fest, als es zu erdulden ist, mit einem artig geflochtenen Riemlein, und eben so machen sie es beyden Armen und Händen. Die Ohrläppchen tragen sie gerne durchstochen, mit einem daran hangenden kleinen Dreyecke aus Perlenmuschel. Zur Halszierde haben sie ein artig geflochtenes Band, an dessen Rande viele angefaßte Affen, Wildschwein, und auch Tigerzähne prangen. Der Leib ist meistens obenhin mit ihrem rothen Chambu gefärbt. Auch in den Lanzen haben sie ihre besondere Art; die Stänglein selbst aus einem ganz harten Holze, sind gegen der Höhe mit weiß und schwarzem Bejuco wechselsweise recht sauber überflochten, da und dort mit Ringlein von schönen Federn eingefaßt, die Spitze aber ist aus einem zweyschneidig geschliffenen weissen Beine. In der Mitte eines jeden Hauses der Wilden sind an einem dazu bestimmten Schranken so viele Lanzen, als da Männer wohnhaft sind, beständig angelehnt, gleichsam zum Schrecken der Fremden, als wären sie zum raufen jederzeit fertig. Die Weibsleute gehen sonst ganz blos und nackend, und haben blos die Scham mit einem Vorhänglein etwas bedeckt.

Bey-

Beyderseits an den Nasenlöchern tragen sie, wie andere, in den Ohren gewisse beinerne Ringlein, und in der Mitte des Kinngrübchens haben sie immer ein Röhrlein in dem dazu gemachten Loche stecken, wodurch sie den Speichel heraus geben, denn die Weiber dieser Nation, (ich weis nicht warum) speyen niemals über die Lippen aus. Beyde Geschlechte trinken wie die Hunde. Die Augenbraunen pflegen alle mit obgedachtem Peche fleißig auszureissen. Sie haben auch ihre ganz einfache Spiegel aus gewissem schwarzen, und fleißig poliertem Harze. Aber hiemit genug von den barbarischen Gebräuchen der Yquitos.

Die Nation Omagua.

Folget Maragnon abwärts die Nation **Omagua**, wie man insgemein sagt, so genannt, von ihrer gegen die Höhe eingedrückten Stirne; denn **Uma** heist peruanisch der Kopf, und will sofort **Umagua** oder **Omagua** einen Großkopf heissen. Eben darum nennen die Portugiesen dieses Volk **Cambeva**, das eben so viel ist in der Hauptsprache von Brasilien. Denn wie schon anderswo ist gemeldet worden, so war bey ihnen der Brauch, den Kindern die Stirne zwischen zwey Brettlein eine Zeit lang so zusammen zu pressen, daß der Kopf völlig zugespißt, von vorne und hinten eine breite Fläche bekam; und sie schäßten sodann unter ihnen diese Verkünstlung des Angesichts für eine besondere Schönheit, denn sie sagten, so wären sie dem Monde um so viel ähnlicher. Die

er barbarische Mißbrauch, sogar nachdem sie das Christenthum schon angenommen hatten, konnte nicht sogleich gänzlich abgeschaft werden; in geheim hägten ihn noch einige Mütter, und als man sie darüber betrat, so war der Unfug schon unverbesserlich angerichtet. Darum findet man noch heute einige schon erwachsene mit so breit gedruckter Stirne, nicht leicht aber mehr jemand von der Jugend. Nicht gar vor hundert Jahren waren die **Omaguas** noch hin und her an den Ufern des Maragnon und in den vielen grossen Inseln, die er dort macht, ausgestreuet, in einer Weite von mehr als zwey hundert Meilen, von des **Napo** Mündung an, abwärts gegen Osten. Aber auch dieses war nicht ihr eigentliches Vaterland. Einige, wie Herr **Condamine** anzeiget, wollen vorgeben, sie hätten sich dahin durch den Fluß **Yupurà**, aus den Ländern des neuen Königreichs **Granada** geflüchtet, als dort die Spanier ihre Herrschaft erweiterten. Mich aber dünket wahrscheinlicher zu seyn, die **Omaguas** samt den **Cocamas**, die man zuerst an dem untern **Ucayale** betretten hat, wären vielmehr von Süden, als von Norden her an den Maragnon gekommen; denn ihre Sprache (bey den Portugiesen die **Cambeva**) mit geringer Aenderung der Mundart, ist noch heute in Brasilien grossen Theils gangbar, und sogar in den Beschreibungen von Paraguay finden sich viele in die Sprache der **Omaguas** einschlagende Wörter.

ter. *) Durch die wiederholten Anfälle der Portugiesen von Parà, und durch den Verlust der ihrigen, die man mit sich dahin in die Dienstbarkeit geschleppet hatte, haben sie sich, aus Furcht der übeln Fremdlinge von Osten, freywillig entschlossen, den spanischen Schuz anzusehen. Sie kamen selbst den Maragnon herauf, um einen Mißionar zu bitten; erlangten endlich den unvergleichlichen P. Samuel Friz, aus der Provinz von Quito, der sie in verschiedene neu angelegte Dörfer versammelt, und einige Zeit ohne grossem Anstoß in der christlichen Schuldigkeit eiferig belehret hat. Aber um eben das Jahr 1710 seßten die von Parà leider mit ihren Streifereyen wieder heftiger zu; hingegen sah man spanischer Seits diese Eingriffe dort, wo freylich Gold oder Silber erobern zu können kein Anschein war, mit vieler Kaltsinnigkeit an, und weil also die andringende Gewalt abzutreiben, keine zulängliche Hülfe aus Quito und Peru erscheinen wollte, so muste man es geschehen lassen, daß fast diese ganze Landschaft mit einem Theile der Nation auf immer Spanien entrissen wurde. Den andern Theil der Omaguas hat man so, wie es möglich war, geflüchtet, und endlich in ein Dorf, etwas unterhalb der Mündung des Ucayale, fest geseßet. Es ist dem h. Joachim ge-

*) s. mein Journal zur Kunstgeschichte, und zur allgemeinen Litteratur, VI Th. S. 197, VII Th. S. 121. und IX Th. S. 96. ff.

gewidmet, und nachmals, wie schon gesagt, mit den Yamæos Amaonos um die Helfte vermehrt worden. Ein Theil besteht noch aus einigen Familien Yurimaguas, ein anderer aus Mayurunas, von denen ich bald reden werde. Es hat eine recht schöne Kirche aus Tapia, mit aus Cedernholz künstlich geschnitzten Altären, wie auch sonst zum Gottesdienst alles mögliche Geräthe. Obschon alle am Maragnon liegende Dörfer, wegen der unglaublichen Menge der umliegenden Seen, mit Bequemlichkeit zu allerley Fischfang überflüßig versehen sind, so hat dießfalls das von Omaguas den Vorzug über alle, und sie sind auch in dieser Kunst die treflichsten Meister. Eben so bequem ist ihnen die Lage, ihre Canoas oder Schifflein, nicht so mühsam wie andere, aufzubringen, welche doch zur Beyhülfe der Lebensbedürfnisse in der Mißion das einzige, und allen sehr nothwendige Fuhrwerk sind. Denn wie das Cedernholz, weil es nicht leicht faulet, und doch zum Schwimmen ganz leicht, zum Schiffbau von dieser Art das beste und fast einzige ist; so muß man anderswo die Stämme, so wie man sie haben will, oft mühsam aufsuchen, und weit her holen; den Omaguas aber bringt solche, von aller Grösse und Gattung, der Ucayale selbst für das Haußthor. An den Ufern dieses Flusses giebt es eine Menge der schönsten Cedernbäume, und wenn er zu seinen Zeiten sehr hoch angeschwollen daher kommt, so reisset er ganze Stücke des

Erdreichs samt den darauf stehenden Bäumen fort; weil aber das Dorf just recht an einer grossen Krümmung gelagert ist, bringt er viele solcher ungeheuren Cedernbäume selbst in den Port; andere dergleichen zeigt er doch wenigstens schon von weitem, und wer da will, fährt ihnen eilig entgegen, fängt sie mit einem langen Seile, und leitet sie mit seinem Schifflein abwärts, wohin er will. Diese Canóas, nach Verhältniß der Umstände, für die man sie bedarf, grösser oder kleiner, wissen sie trefflich aus einem einzigen Stücke auszuhauen. Ueberhaupt bedienen sie sich nur kleiner, und so geringer, daß zwo Personen solche leicht auf den Schultern nach Hause, oder wohin es beliebt, tragen können. Sonst haben sie gerne auch noch kleinere, die man billig ihre Postklepper nennen dürfte. Sie sind just so groß, daß ein Indier darinn zu sitzen kaum rechten Platz hat; mit seinem kleinen Ruder, das er wechselsweise bald auf eine, bald auf die andere Seite schlägt, regiert er zugleich, und treibt sein leichtes Fuhrwerk wacker wohin er will. Ueber dieses weis er das Gleichgewicht so genau zu treffen, daß er ohne Gefahr, das so klein und leichte Schifflein umzustürzen, sich in selbigem nach Belieben auf die Füße stellet, und so stehend wendet er es mit dem Ruder in der linken, wie er will, und wirft zugleich mit der rechten seinen Pfeil nach der etwann aufgestossenen Schildkröte, nach dem Fisch, oder der Wasserkuh. Gewißlich wenn

man

man in Europa einen Reuter, der seines Pferdes ein vollkommen gewachsener Meister ist, zu schäzzen weis, um wie viel mehr soll man diese Fähigkeit der Indier, besonders der Omaguas, und Yamæos, bewundern, in Rücksicht sowohl auf das flüßige Element, als auf das so leicht sich wälzende Fahrzeug, mit welchem sie sich so ganz zuversichtlich wagen. Wer schon sonst von dieser ihrer sichern Fertigkeit sattsam überzeuget ist, finder gegen Abend die angenehmste Augenweide, wenn sie von der Jagd, Fischerey, oder Feldarbeit nach Hause kehren, und dieser ungeheuere Fluß hin und her mit vielen solchen Canoas gleichsam besäet in die Augen fällt. Es zeigt sich oberhalb der Fläche des weitschichtigen Wassers nur da und dort der halbe hervorragende Leib des von der Ferne kommenden Indiers, welcher, wenn er endlich angeländet, sein Rößlein sich entweder auf den Rücken legt, oder hinter sich an einem Strickchen nach Hause schleppet. Nicht so leicht ergeht es mit dem Baue der grossen Canoas, deren doch einige in jedem Dorfe nöthig sind zu allgemeinem wichtigern Gebrauche, nämlich zu Einsammlung der Aernte, manche Last hin und her zu bringen, oder auch wenn der Mißionar wohin zu reissen hat. Diese grossen Canoas haben insgemein 17 Ellen in der Länge, anderthalbe in der Breite. Sie werden aber ganz aus einem einzigen Stücke des Cederbaumes, ohne einen angefügten Theil, mithin ohne nur eines Nagels

Beyhülfe, ausgehauen, bis endlich der ungeheue-
re Stamm in die Gestalt eines Schiffes gebracht
wird. Dieser Stamm, damit er sich nicht un-
ter der Arbeit, oder auch nachmals, da und dort
spalte, muß durchaus ganz gesund und ohne alle
Knospen der Aeste seyn; woraus man schon die
erstaunliche Grösse dieser Ceder erachten kann.
Denn weil in der Arbeit, bis die Bildung des
Schiffes zu Stande kommt, allerseits vieles hin-
weg fällt, muß wohl der gerade Stamm beynahe
von den Wurzeln bis an die ersten Aeste, bey 19
Ellen in der Höhe, und im Durchschnitte seiner
ganzen Dicke doch zwey oder dritthalbe haben.
Sehr kurzweilig ist es anzusehen, wenn die in-
nere Höhlung schon schlechterdings fertig, und so
fort, den Rücken und die Seiten bilden zu können,
diese so grosse und schwere Last an der Stelle um
gewälzet werden muß. Nur von der natürlichen
Statik angeleitet, bringen sie bald drey oder vier
starke und lange Hebestangen herbey, binden sel-
bige stark mit ihren Waldstricken oder Bejuco
an dem einen Ende quer über die Breite des an-
gehenden Schiffes; die andern Enden dieser Hebe-
stangen, an welchen sehr lange Waldstricke gebun-
den sind, zwingen sie mit vielen eingespreißten
Gabelstangen allgemach weiter gegen die Höhe,
und endlich, indessen daß alles, was Hände und
Füsse hat, Weiber und Jugend, die Hebestangen
an den Seilen auf der einen Seite ziehen, die
Männer aber auf der andern mit ihren Gabelstan-
gen

gen mehr und mehr nachzwingen, wälzen sie unter vielem Jubelgeschrey die ganze Holzlast über sich. Eben so sinnreich wissen sich sich zu behelfen, wenn die Canóa schon allerseits, wiewohl noch grobhin, gestaltet, zu völliger Ausarbeitung nach dem Dorfe gebracht werden muß. Selbige von der Stelle, wo der Baum gefallen war, an den Fluß zu bringen, muß mit großer Mühe, oft über eine halbe Meile Weges, durch den dicken Wald aufgebrochen werden. Dieser Weg wird nach und nach mit vielen Walzen belegt; zu mehrerer Beyhülfe überlegen sie noch, wo ein grösserer Widerstand ist, einige Stücke gewisser ganz schlüpfriger Baumrinden; andere mit ihren Hebestangen schieben wacker rückwärts, andere mit eben solchen Hebeln an beyden Seiten, das mehrere und schwächere Volk zieht an langen Seilen voraus, und so bringen sie dann die ganze Last doch endlich an den Fluß. Dergleichen Canoas also vom ersten Rang, wenn eine weite Reise damit zu machen ist, besetzen an dem Vordertheile insgemein sieben, an dem Hintertheile nur sechs Indier, jeder mit seinem freyen schmalen Ruder bewafnet; die letzten zween stehen aufrecht an dem Rande des Hintertheils, und regieren, jeder mit seinem langen Handruder, das Schiff, so wie auch der auf dem äussersten Schnabel sitzende, wegen der im Wasser oft verborgenen Stöcke, auf guter Hut seyn, und ihnen immerzu helfen muß. Ueber die Mitte der Canóa sind zwey ganz geringe von

grossen Blättern geflochtene Dächer, wie bey einem Rüstwagen, gespannet, den Reisenden sowohl als die ganze Bagage wider Sonnenhitze und Regen zu bewahren; doch sind beyde dieser Dächer oder Schwibbögen in der Mitte von einander, etwann eine Elle weit, entfernet, damit der darinn Reisende von dort aus, und einkommen, ja wohl auch nach Belieben ein freyes Aussehen und frische Luft haben möge. Aber wie weit habe ich mich durch diese Canoas von meiner dermaligen Strasse abführen lassen? Ich kehre zu den Omaguas zurück; sie haben sonst noch einige Sonderheiten; die Weiber zwar in allerley Thongeschirre, als Schüsselchen, Schalen, Wasserkrüge, sehr grosse Töpfe zu ihrem Getränke, denen sie recht saubere Forme und eine treffliche Festigkeit zu geben wissen; auch ist ihre Art in derselben Malerey ganz besonder, mit guter Austheilung der Farben, der Kränzlein, aber meistens gewisser gleichsam hebräischer Schriften. Eben so haben sie ihre eigene Art obgesagte Kürbisse, oder Cuyas zu malen; einige erhalten sogar noch ihre von Alters her gebrachte Weise, ihre baumwollene Tücher in schöner Ordnung zu malen. Das Mannsvolk bildet aus gewissem ganz besondern Harze, auf peruanisch Cauchu, (Kautschu) einige hohle Kürbschen, mit an die Mündung angefügten dünnen Röhrlein. Diese Plutzergen oder Kürbschen, bleiben immer sehr biegsam, und wenn man sie so zusammen drücket,

daß

daß die Luft völlig heraus muß, das Röhrlein aber sodann in etwas flüßiges hinein hält, säuft sich damit das Plutzergen von selbst ganz voll an. Drücket man es alsdann wieder mit der Hand, so läuft das eingesogene nach Maas der drücken-den Gewalt, gleich einer Spritze, sehr weit hinaus. Dergleichen Harz, weil es immer so biegsam, könnte zu verschiedenem Gebrauche, zu Regen-schirmen, Feuerspritzen, ja wohl auch zu Stie-feln u. d. gl. sehr nützlich seyn; dort aber hat es keine andere Bestimmung, als zu ein und an-derer Clystierspritze; sonst haben auch die Oma-guas ganz kleine solche Plutzerchen, den Staub des Guruppapulvers damit in die Nase zu schnu-pfen. Guruppa sind gewisse ganz kleine Baum-blättlein; diese mahlen sie zu ganz feinem Stau-be, und schnupfen ihn dann und wann, wie den Taback, theils wann sie nießen wollen, theils wie sie sagen, den Witz aufzuheitern. Man hat auch nicht schlechte Muthmassungen, daß sie sich der Guruppa zu allerley abergläubischen Misbräu-chen bedienet haben.

An das Dorf der Omaguas, wie gesagt, sind auch einige Familien der Mayurunas beyge-fügt, die an Sprache sowohl, als an Ge-bärden, eine ganz besondere Nation sind. Aus allen sonst bekannten weis man keine andere, die wie diese, auf Zigeuner Art, ohne förmlichen Wohn-sitz, immer da und dort herumwandere; doch bleiben sie aus Furcht, an die Christen oder an Nation Mayu-runa.

andere wilde Völker zu stoßen, bey ihren Wanderungen nur innerhalb des ihnen bekannten Bezirkes. Dieser erstrecket sich auf der Südseite des Maragnon zwischen den Flüssen Tapischi und Yahuarì, durch das tiefe Land hinauf. Das Mannsgeschlecht geht bald völlig blos, bald obenhin bedeckt; die Weiber bedecken einzig die Scham. Ihrer übrigen barbarischen Mißbräuche zu geschweigen, haben sie um die obere und untere Lippen rund herum eine Reihe durchbohrter Löchlein, in die sie bey ihren Zusammenkünften, oder zum Streit sich rüstend, eben so viele, zween Zoll lange, schwarze Hölzlein einzustecken pflegen, dem Feinde nämlich zum Schrecken; und in der That gewinnen sie hiemit ein grausames Ansehen. Nach Verschiedenheit der Geschlechter, von denen sie herstammen, haben sie auch im Gesichte verschiedene immerwährende Merkzeichen, als da sind gewisse niemals vergehende, schwarze oder dunkelblaue Strichlein auf der Stirne, an der Nase, oder um die Augen. Oft hat man versucht, sie in christliche Dörfer zu versammeln, und fest zu setzen; aber eben so oft hat sie wiederum ihre Leichtsinnigkeit und Liebe zur Freyheit zerstreuet.

Abmessung des Maragnon.

Herr Condamine hat zu Omaguas den Maragnon, wo er durch keine Inseln abgetheilt, am engesten ist, bis 916 Ellen breit befunden. Mit dem Bleysenkel an einer mehr als hundert Klafter langen Schnur, hat er keinen Grund erreichet; er macht aber auch dabey die Anmerkung, daß

daß die Schnur von dem Strome hingerissen, nothwendig einer guten Krümmung ausgesetzet war. Ein Schifflein, der blosen Schnelle des Stromes überlassen, wurde in einer Minute 75 Ellen weit getragen.

Fluß abwärts gleich unter der Mündung des Nauai, liegt schon besagter massen das Dorf der Napeanos. Von da noch weiter hinab, etwann 12 Meilen unterhalb der Mündung des Napo, ist ein anders dem h. Ignatius gewidmetes, insgemein Pevas genannt. Es besteht aus den Ueberbleibseln vier verschiedener Nationen, der Pevas nämlich, der Cahuaches, der Cahumaris, und der Yahuas. Von den Cahuaches ist schon obenhin gemeldet worden: von den zwo andern folget hernach. Nun etwas in Kürze von den Pevas. Von diesen führet zwar noch das Dorf den Namen, hat aber sonst, nebst ein und anderer Familie, nichts mehr übriges, nachdem theils die Krankheiten, samt inn- und auswärtigen Raufereyen viele aufgerieben, theils auch andere die Leichtsinnigkeit in die Wildnisse zerstreuet hat. Ihr Vaterland war an beyden Seiten des obern Flusses Schiquitta. Sie sind rauh und unbändig, den Raufhändeln und der Sauferey sehr zugethan. Sie pflegen viele Täge und Nächte hindurch ohne Unterlaß mehr als viehisch damit anzuhalten, und hängen so fest an ihren eingewurzelten Mißbräuchen, daß die Mühe, sie eines bessern zu belehren, nicht viel wirken konnte. Das

Nation der Pevas.

merkwürdigste ist das Gift, das sie vor allen andern treflich zuzurichten wusten, und welches aller Orten bey ihnen fleißig aufgekauft wurde. In der ganzen Provinz von Maynas braucht man zum Jagen dieses oder dergleichen Gift. Mit selbigem bestreichet man die äusserste Spitze sowohl der Wurflanzen, als der kleinen Pfeile, welche, wie schon gesagt, durch Blasröhre geschossen werden, und wenn die so vergiftete Spitze nur so viel eingeht, als einen Blutstropfen zu vergießen nöthig wäre, so ist das Wild schon sicher erlegt; dann es fällt gar bald in eine Ohnmacht, und von selbiger endlich gar in den Tod. Frisch angestrichen hat es nach eigenen gemachten Versuchen in einer Minute umgebracht: etwas langsamer, wenn es an dem Pfeile ausgetrocknet, wie es die Indier in ihren Köchern zu tragen pflegen. Ein Pfeil, der schon von 14 Monaten her angestrichen war, mithin schon viele Kraft verloren hatte, erlegte eine nur leicht verwundete Henne in 7 Minuten. Es hat dieses Gift einen wunderlichen Einfluß in das Blut, welches sich, so bald es irgendwo von ihm getroffen ist, eilends zurück zieht, und mit solcher Gewalt dem Herzen zudringt, daß es oft dem auch nur am äusserstem Fusse angeschossenen Thiere die dünnere Blutgefässe zersprenget, so daß ihm das Blut durch Maul und Nase ausgetrieben wird. Alles damit erlegte darf man sicher und ohne Scheu essen, wenn auch die Spitze des Pfeils noch in dem Fleische geblieben

wäre,

wäre, ja wohl auch dem Essenden in dem Bissen, wo sie stecket, unter die Zähne käme. Die Indier lachen sich die Haut voll, wenn sie merken, daß ein dort noch unbewanderter Europäer darüber stutzet. Es wird aus dem Saft von mehr als 30 Wurzeln, Kräutlein, und Rinden gemacht, mit vielfältigen Umständen, und genauester Beobachtung der ganzen Vorschrift, die sie schon wissen, daß damit zu verfahren sey, wenn auch dieser und jener Umstand von keiner Wichtigkeit wäre; fast auf ähnliche Art, wie unsere Apotheker, wenn sie den Theriak machen, sich zu verhalten pflegen. In der That sieht dieses Gift dem Theriake nicht ungleich, wenn nicht sein etwas zäheres Wesen, und sein Geruch, der war heftig, doch auch nicht sehr unangenehm ist, ein anderes zeigte. Ohne alle Gefahr kann man es mit bloser Hand, nach Belieben, herumschmieren, wenn es nur nicht unmittelbar an das Blut kommt. Wenn sogar von ungefähr, oder vorsetzlich ein wenig von solchem Gift in den Magen käme, schadet es doch nicht leicht, es wäre denn, daß es irgendwo innerlich ein lediges Blut anträfe. Doch haben sich einige Tollsinnige finden lassen, die mit solchem etwas mehr getrunkenen Gifte innerhalb wenigen Stunden sich selbst muthwillig ermordet haben. Andere, die mir bald nach eingenommenen Gifte sind angezeigt worden, habe ich mit beygebrachtem Gegenmittel noch glücklich gerettet. Das leichteste und sicherste ist

ein

ein guter Löffel voll Salz oder Zucker, mit w
nig Wasser aufgelöst, und so bald, als es na
empfangenem giftigen Schusse möglich ist, e
und andersmal getrunken. Bey Abgang dessen h
man sich auch mit aufgelöstem Honig, oder au
in der Eile mit Urin, oder gar mit aufgelöste
Menschenkothe, behelfen können. Dieses letzte
Mittel hat man vielleicht durch die Erfahrung vo
den wilden Schweinen erlernet, indem es öfte
sich gezeiget, daß solchen der giftige Schuß nic
schaden können, nachdem sie nämlich kurz vorhe
in ihrem Kothe herum gewühlet hatten. E
hat auch, ich weis nicht was für eine Verbindun
mit dem Krokodille, und auch mit der Landschild
kröte, (nicht mit der im Wasser lebenden) s
daß ihm durch derselben Ausdünstungen die Kra
entnommen wird. Mithin pflegen die Indie
ganz billig ihre Töpfchen, worinn sie das Gif
aufbehalten, für beyden Thieren bestens zu ver
wahren. Ich selbst habe mich öfters überzeuge
lassen, wie das Gift, das kurz vorher seine stark
Wirkung gemacht, selbige verlor, weil es vo
dem Dampfe einer solchen in der Nähe gekochte
Schildkröte verdorben war. Wahrhaftig kan
man es der göttlichen Vorsicht nicht genug ver
danken, daß die Indier, die doch alle mit solchen
Gifte versehen sind, sich dessen fast einzig zu
Jagd, nicht leicht aber sich selbst, oder jemand
anderm zu schaden, bedienen. Gewiß ein s
taugliches Werkzeug der Mordthaten würde nich
so

unschuldig bey sonst wohl gesitteten, und alt-
hristlichen Völkern bestehen, da doch dessen
anz ungeacht, dort die Mißionarien ganz al-
ein ohne alle Bedeckung, oft in Mitte der wilden
nd noch unglaubigen Völker zu bleiben, Muth
enug hatten.

Von den Cahumaris habe ich nichts erheb- Nation Cahu-
iches. Sie sind schon lange Zeit alle getauft, mari.
nd weil sie auch etwas biegsamer in ihrem Be-
eigen sind, bedienet man sich ihrer, die übrige
och rauhe Einwohner selbigen Dorfes im Zaum
u halten. Man hält sie für eine besondere,
iewohl nicht zahlreiche Nation mit eigener Mut-
ersprache, von der ich doch nicht sicher vorgeben
ann, ob sie mit der von Pevas, oder mit der
Yahuas ihrer, gar nicht überein komme.

Die Yahuas beharren überhaupt noch sehr Nation
fest bey ihrem barbarischen Unglauben; und ob, Yahua.
schon einige in dem Dorfe wohnhafte, sich dem
Christenthum unterworfen, hält sich doch der grö-
sere Theil noch in den Wäldern auf, kommt aber
öfter ohne Scheu in das Dorf, und möchte wohl
endlich auch sich zum Schafstalle Christi gewinnen
lassen. Dieses Stück Ackers ist noch sehr stei-
nicht, und hat die Aernte gar nicht, nach Maas
des auf ihn gewandten langen Schweißes und
Blutes, in die Scheune des Herrn gebracht. Die
Geduld und Güte, der man sich in solchen Um-
ständen, wie sie dort waren, bedienen muste, machte

bey

bey diesen Halbmenschen, die noch ihrer Frey und Ausgelassenheit viel zu sehr anhiengen, z wenig Eindruck; Gewalt und Ernst aber, ob schon mäßig und nach Erfordernis, hätte ma kaum gebrauchen können, ohne den Zunder z Empörungen zu legen, von denen doch die Er fahrung gezeiget hat, daß meistens mehr Scha den entstehe, als der Nutzen ist, den man au ihrer Dämpfung zu hoffen hätte. Um also nich alles gänzlich zu Grunde gehen zu lassen, must man vielen groben Mißbräuchen durch die Finger se hen; aber eben hiedurch beginnten sie so Wurze zu fassen, daß fast keine Aussicht besserer Hoff nung übrig blieb. Das Vaterland der Ya huas ist in den Gegenden des obersten Huera rifluſſes. Sonst haben sie nichts besonderes als daß sie das oben gemeldete Gift fast eben s treflich, wie die Pevas, zu machen wissen.

Nation Ticuna

Der Eckstein von dieser Seite der Provin von Maynas ist die Nation Ticuna, ebenfall Nordwärts gegen den Maragnon. Aus Furch der Portugiesen, von denen sie Chumán (Tschumana) genannt, und schon lang zu Dienstbarkeit gesuchet wird, hat sie vor weni Jahren freywillig um einen spanischen Mißiona aus der Gesellschaft gebetten, solchen endlich er halten, und sich, zum Theil, seiner Unterweisung in dem neu angelegten Dorfe Loreto unterwor fen. Hiemit aber war ihr für die andringend Obermacht noch lange nicht geholfen; die Por

tu

tugiesen haben theils mit Gewalt, theils mit allerhand Blendwerken und listigen Vorwänden, welche ausführlich zu erzählen, mir nicht zustehet, so weit um sich gegriffen, daß sie endlich oberhalb der Mündung des Yahuariflusses ein frisch angelegtes Dorf zu Stande gebracht, und in selbigem auch mit der Zeit ein zwar geringes, doch zulängliches Commando Soldaten aufgestellet haben. Sie nennen es ihre Festung, obschon von solcher nichts zu sehen ist. Es ist ihnen auch gelungen, eben dort einen Haufen Ticunas auf ihre Seite zu bringen. Schon oben habe ich erwähnet, wie gleichgültig dießfalls meistens die spanische Gewaltträger von langen Zeiten her sich zu betragen pflegten, denn sich mit Gold und Silber zu bereichern, zeigte sich von daher keine anscheinende Hoffnung. Mithin blieb den Mißionarien, deren pflichtmäßige Vorstellungen nichts fruchten wollten, blos übrig, daß sie der vordringenden Gewalt mit Bescheidenheit nachgaben. In der That, nachdem die Nachsicht der Spanier das Eigenthum des untern Maragnon, (so weit die Portugiesen schon vorgerücket sind, nämlich von dem Weltmeer an, bis zu der Mündung des besagten Yahuari, (mehr als 500 Meilen in der Länge) aus den Händen gelassen; so können sie zwar aus allen Ländern an dem obern Maragnon keinen Nutzen ziehen, weil selbige von dem Handel mit ihren Kolonien in Peru und Quito, durch das unüberwind-

windliche Gebürge allzusehr abgeschnitten sind, und blos Fluß abwärts mit einiger Handlung könnten genützet werden. Doch demungeachtet war es für sie von gröster Wichtigkeit, daß sie dort den fremden Eingriffen ernsthaft Einhalt thaten, mit welchen man schon lange ihnen manche erhebliche Vortheile abgedrungen hat. Aber diese und dergleichen andere Gegenstände stehet mir nicht zu, mehr als obenhin zu berühren, und können auch ohne genaue Begriffe von der Lage dieser Länder nicht sattsam eingesehen werden. Die Ticunas haben nebst ihrer ganz eigenen Sprache eine besondere Art von Lanzen, die auch bey andern Nationen ihren Werth haben. Sie bestehen aus einem sehr harten, und von Natur rothem Holze, welches glatt gemacht für sich einen treflichen Glanz bekommt. Solches Holz giebt es im ganzen Lande genug, und ist es meines Erachtens von mittlerer Gattung zwischen dem insgemein bekannten Brasilholz, und dem auf spanisch genannten Palo santo. In Rücksicht auf seine Schwere, Härtigkeit, und dunkelrothe Farbe, besonders in schon alten Stämmen, kommt es näher dem Santo als dem gemeinen Brasilholze. Es ist überaus derb, und läst sich darum mit sonst gemeinem Tischlerwerkzeuge nicht arbeiten. Daraus machen sie sofort ihre Lanzenstangen, eine der andern so gleich, als wären sie in einem Model gegossen, und fügen in das eine Ende eine schmale, spannlange Spitze, aus schwarzem,

sehr

hr hartem Holze. Die noch wilde Ticunas
nd bald obenhin mit einem Stücke von Pan-
áma bedecket, von dem ich bald was mehreres
elden will, bald übrigens ganz blos, so daß sie
ur um die Lenden ein Schürzlein tragen aus ge-
issen, ganz krausen, dünnen Palmblätchen, die
nen Buschweise umher bis auf die halben Beine
nabhangen. Sie pflegen auch im Angesicht
lerhand immerwährende, dunkelblaue Merkzei-
en zu tragen, fast auf die Art der Mayurunas.
Mit ihrem übrigen barbarischen Aufputze und Ge-
irden aber will ich mich nicht aufhalten.

VIII.

Begriff von dem Flusse Napo, und seinen anliegenden Nationen.

Lasset uns nun auch die Nationen des Na-
oflusses besuchen, vorher aber ihn selbst, so viel
s nöthig ist, obenhin entwerfen. Sein Ur-
prung ist in verschiedenen Thälern des weiträumi-
en Gebürges der Landschaft Quito, in welcher
ner der höchsten Berge, Antisána genannt,
mmer mit Schnee völlig überzogen ist. Unter
ielen ungemein reissenden Strömen, die da und
ort in jenem rauhen und unwegsamen Gebürge
ch herumschlagen, und endlich in den Napofluß
usammenstossen, sind zween die vornehmsten. Ei-
er entspringt in besagten Thälern des Antisána
elbst, und wird noch innerhalb dem Gebürge

der Cosanga, weiters aber schon in der Ebne d
Coca genannt. Es ist auch in der That d
wahre Hauptstamm dieses ganzen Flusses, sowo
in Rücksicht auf die Entlegenheit der Länd
durch die er sich herumwälzet, als auf die Men
anderer Ströme, die er an sich zieht. Der a
dere kommt von dem feuerspeyenden, und au
immer mit Schnee bedeckten Berge Catopa
und wird schon, so weit man ihn kennet, der Na
genannt, welcher Name sofort dem ganzen üb
gen Flusse, bis er in den Maragnon fällt, w
wohl mit Unrecht, anhangend geblieben i
Denn obschon der sogenannte Coca, die gesa
der eigentliche Hauptstamm, und wo er sich m
dem Napo vereinigt, merklich größer ist, so h
man doch vom Anbeginn den ganzen Fluß w
ter abwärts nicht Coca, sondern Napo zu n
nen sich angewöhnt, weil bald oberhalb der V
einigung beyder, der Coca wegen seiner unüb
windlichen Strudel und Wasserfälle schon aufhö
schiffreich zu seyn; der sogenannte Napo aber h
auf bis zu dem Dorfe gleiches Namens, doch
überwinden läst, wiewohl auch mit grausam
Mühe und entsetzlichen Gefahren. Dadurch g
nun eine der drey bisher bekannten Strassen,
vom Reiche Quito nach den Maragnon führ
und ich am gehörigen Orte beschreiben w
Diese, als die Hauptstrasse, den Missionarien
erleichtern, hat schon vorlängst die Gnadenh
der Könige die Pfarre von Archidona der Ges
sch

chaft auf immer zugeeignet, damit nämlich dort, ls am Schlunde des Gebürges, und an dem Hauptpasse, immer ein Jesuit mit einem Gehülfen ur Hand wäre, mit anständiger Liebe für die Mitbrüder, den sonst so schweren Aus, und Ein- gang der Mißion nach Kräften zu befördern. Ar- hidona ist eine elende, dort so genannte Stadt, ie zwar samt dem dazu gehörigen Dorfe Napo, n welchem der Port ist, noch keineswegs zur Provinz von Maynas gehöret; sondern sie hat ih- en besondern spanischen Statthalter, der zugleich ber die Provinz von Quixos und Avila zu schaf- en hat, und erstrecket sich sein Gebiet ostwärts is an den Fluß Payamino, südwärts an den bern Napo, bis wo dieser sich mit dem Paya- mino vereiniget. Mithin sind eben diese Flüsse isseits die Gränzen der Provinz von Maynas; hr nächstes Dorf aber von der heiligsten Drey- altigkeit, oder insgemein Capacúi genannt.

Die Nationen des Napoflusses haben die be- ondere Eigenschaft, daß sie mit weniger Ver- chiedenheit in der Mundart, nur eine einzige Spra- he reden, doch dessen ungeachtet halten sie sich für erschiedene Völker, und haben sich auch unter inander mit Nachstellungen und Feindseligkeiten räulich aufgerieben. Bey den Spaniern heis- et insgemein diese ganze Nation Encabellada, elche aber in verschiedene Sprossen, nämlich in ie Abichiras, Angutéres, Cunchies, Yca- uates, Payaguas abgetheilet ist. Es wäre

Nation Enca- bellada

zu mühsam und zu weitläufig, wenn ich einen zu
länglichen Entwurf machen sollte, mit was eife
riger Geflissenheit, mit was heldenmüthiger Ge
duld, unter vielfältigem Elend, Gefahren, Krank
heiten, Verlegenheit und Empörungen, viele gro
se Männer von mehr als hundert Jahren her ge
trachtet haben, diese Völker in Ordnung zu brin
gen, und wie schwache Wurzeln doch die Religio
dabey gefasset hat. Nebst der Hauptabsicht de
Seelenheils, war man insonderheit dahin besorg
daß diese Hauptstrasse durch den Napofluß, z
Erholung der Reisenden, und zur gemeinschäft
chen Beyhülfe, mit hin und her aufgestellten Dö
fern unterlegt würde. Man hat auch deren vie
zu verschiedenen Zeiten zu Stand gebracht;
doch, nur zwey ausgenommen, die noch letzth
geblieben sind, (eines das vorgemeldte Capacu
das andere vom heiligsten Namen Jesu genann
waren alle übrige von wenig Dauer, und mus
bald nach ihrem Anfange, oder nach einigem güns
gen Wachsthume, wieder zu Grunde gehen, the
durch die unglaubliche Leichtsinnigkeit dieser V
ker, theils durch schädliche Krankheiten, the
auch durch Empörung und Meuchelmord der M
sionarien. Nebst ihren Halsgehängen von Affe
wilden Schwein, und Tigerzähnen, wie bey
len wilden Völkern gewöhnlich, und nebst ihren
Papageyfedern ausgeschmückten Kränzen, hat
diese Völker einen besondern Aufputz, da sie
ganze Lippe mit einem schwarzen und glänzen

lnstriche gefärbet haben. Das Gesicht schmieren
ie mit einem gelblichten, und so widrig riechen-
en Oel, daß man es kaum in der Nähe vertra-
gen kann. Sie haben auch gerne die Augen-
raunen völlig ausgerissen; Arme und Schien-
eine, wie ich bey den Yquitos erwähnet habe,
inden sie sehr fest mit gewissen Riemlein, und
eschmieren sie mit ihrem rothen Chambu, über
elchen sie, so lang er noch feucht ist, eine ganz
ünne und lodere Baumwolle, wie Pflaumfedern,
nkleben lassen. Der Leib ist entweder bloß, oder
it einem Stücke Yanchama obenhin bedeckt.
Diese Yanchama (Jantschama) ist nichts, als
ie Rinde eines großen Baums gleiches Namens,
elche sie in der beliebigen Länge anschneiden, und
erablößen, nachmals aber durchaus mit Schle-
eln lang und gut abklopfen, und indessen immer-
u auswaschen, bis die äusserste herbe Oberfläche
ein abgeschälet, die Rinde aber selbst nicht nur
anz beugsam, sondern auch so weich geworden
st, daß man es für ein gegerbtes Leder halten
nöchte. Sie wird durch das Waschen schneeweiß,
äst sich auch, so lang sie noch feucht ist, nach
Belieben ausdehnen, und es zeigt sich an ihr ein
o wunderliches Gewebe der dünnesten unter sich
rdentlich verflochtenen Fäserlein, daß man es
nter die Kunststücke der Natur vom ersten Ran-
ge rechnen darf. Dieses natürliche Gewebe
Yanchama dient ihnen sowohl zur Kleidung, als
uch zu ihren Zeltbettlein; an dem Maragnon

aber, wo man es auch zur Genüge haben kan
braucht man es nur meistens für Teppiche od
Bettdecken, besonders auf der Reise irgendwo au
zubreiten, und sich darauf zu legen. Die Vi
ker des Napo haben auch eine besondere Art d
Lanzen. Sie befestigen am Ende der Stan
ein Stück des Chingánarohrs, welches, weil
aus der natürlichen weiten Rundung nach u
nach in eine fast halb Ellen lange Spitze zwe
schneidig zugeschliffen ist, damit eine sehr weit
halbrunde Wunde macht. Das Weibsvolk, d
gleichfalls die Lippen schwarz und das Gesicht m
seinem stinkenden Oel gelblicht färbet, geht übr
gens blos, nur daß es um die Lenden mit ein
breiten Schärpe umgürtet ist; solche besteht a
einer großen Menge an Schnürlein angefaßte
schwarzer, glänzender Kügelein. Es hat au
seine kleine Spiegel aus schwarzem Harze, u
in Strickung seiner Hamacas oder Luftbetter
ne besondere Art.

Dieß sey indessen genug von so verschieden
Nationen dieser Landschaft, die schon ganz, od
doch zum Theil auf die Strasse des Heils eing
tretten sind. Etwas will ich nun auch obenh
von andern völlig barbarischen beybringen, v
denen man zwar einigen Begriff, aber noch k
nen Zutritt gehabt, sie in den Schafstall Chri
zu versetzen. Die Nordwärts gegen den Mara
non gelegene lasse ich noch in Ruhe, und wen
mich erstlich an die südliche, unter welche ich a

Ba

Barbaren rechne, die entweder am obersten Ucayalefluß gelegen sind, oder, wiewohl weit von ihm entfernet, durch andere Flüsse, die in selben einfallen, noch könnten besucht werden.

IX.

Noch barbarische Nationen gegen Süden des Maragnon.

Der schon öfters berührte Ucayale ist aus allen Flüssen, die der Maragnon, so weit er den Spaniern gehörig, an sich nimmt, der größte, und kann billig mit jenem selbst, der schon von seinem Ursprung an, der Maragnon heisset, um den Vorzug streiten. Den Ursprung des Ucayale setzet die gemeinere Meinung bey dem großen See, von einigen Bombòn, von andern Chingai-cocha (Tschingay-kotscha) genannt, in der Provinz von Tarma, wo er zwar nur der Fluß Tapo, oder der von Tarma heisset. Ich will mich auch darüber nicht aufhalten. Denn den wahren Ursprung zu bestimmen, ist weder von solcher Wichtigkeit, noch auch möglich, so lang selbige Länder nicht besser, als annoch, durchsucht und aufgekläret sind. Viele gewaltige Flüsse vereinigen sich innerhalb eines weitschichtigen und meistens unbekannten Gebürges, das mit wilden Völkern hin und her besetzt, und von keinem Europäer hat können eingesehen werden; mithin ist noch meines Wissens unentschieden, welcher aus

jenen Flüssen eigentlich für den Hauptstamm so angesehen werden. Nebst diesem jetzt erwähnten Tarmafluße, und dem Flusse Xauxa (Chaucha), entspringt der dritte besser südwärts in der Gegend von Asángaro, läuft an der Stadt Guamanga vorbey, und heißt mit Namen Viñaque oder Veñique. Der vierte, Villca genannt, durchläuft die Provinzen von Villca und Andaguaylas mehr gegen Osten, und vereiniget sich mit schon gemeldten. Der fünfte mit Name Avancái, entspringt unferne von Parina-cocha, wälzet sich in der Provinz von Chumbi-vilcas herum, und bricht durch das Gebürge, sich mit vorgesagten zu vereinigen. Der sechste Apurimac läuft selbst von dem Schneegebürge, wo er entspringt, gerader als alle andere, meistens nordwärts, streift an Cuzco, die alte Hauptstadt der Könige von Peru, und bricht sofort durch ein unwegsames Gebürge hinaus. Der siebente, insgemein von Yucai, eine angenehmen und mit fruchtbaren Grundstücken die Spanier besetzten Thale so genannt, ergiest sich unweit von Vilca-pampa durch das Gebürg und ist vielleicht eben der nämliche, den einige Geographen Enne oder auch Ennin heissen. Diese stimmen sonst auch in dem gemeinen Vorurtheile überein, als vereinige sich mit dem obern Ucayale, beyläufig im 12 Grade südlicher Breite auch der Fluß Beni, welcher in der peruanischen Mission von Mojos sonst wohl bekannt ist, und an d

We

Westseite des großen Flusses Mamorè in die Ebene hervorbricht, der, weil er schon viele andere aus dem Gebürge an sich gebracht, dort sehr mächtig seyn müste. Herr Condamine aber, auf zulängliche Nachrichten der Portugiesen sich steifend, hält für wahrscheinlicher, daß gemeldter Beniſluß mit unserm Ucayale sich gar nicht vermengt, sondern vielmehr gerades Laufes an der Westseite des gemeldten Mamorè (der bey den Portugiesen da Madeira heisset) in Ferne von 40 bis 50 Meilen immer neben ihm fortgehe, bis er schon sehr weit unten unmittelbar in den Maragnon fällt, so daß der oben so genannte Beni in der That kein anderer wäre, als der bey den Portugiesen in seiner Mündung Purùs, bey dem P. Friz aber in seiner Landkarte Cuchivarà heisset. Und so viel mußte ich doch obenhin von dem obern Ucayale berühren; hiemit aber genug, bis etwann mit der Zeit die noch finstere Unwissenheit dieser Gegenden besser aufgekläret wird.

Schon oben habe ich angezeigt, wie man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, durch die äusserste Noth dieser Kirche von Maynas gezwungen war, zahlreiche Völker von dem Ucayale nach dem Guallaga zu übertragen, und hiemit die immer unruhigen Cocamas, Chipæos, und Maparinas zu befriedigen. Aber mit eben diesem Entschlusse blieben die Länder des untern

Ucayale dermassen entvölkert, daß man in der ganzen weitläufigen Gegend, von der Mündung an, wohl ein ganzes Monat aufwärts fahren kann, ohne die geringste Spur eines wilden Volkes weit und breit zu finden; nur mit Ausnahme einiger Muthmassungen, daß zwischen dem untern Guallaga und dem Cassavatáifluß, noch einige Chiclunas, Mußimas und Maparinas im Gebürge übrig seyn sollen. Eben so wels man andererseits von verschiedenen Nationen, die zwar ferne vom Ucayale selbst, zwischen den Flüssen Tapißi und Yahuarì, und in den obern Gegenden des Cußiquina und Ytiñúi, noch verborgen sind, nämlich die Mayurunas, Univos, Caßivaris, Schirobas. Erst unlängst hat in selbigen Gegenden ein Mißionar einige Familien der Mayurunas gefunden, gute Nachrichten über andere herum liegende Barbaren von ihnen eingeholt, und einige Vorkehrungen getroffen, solche Völker füglich zu entdecken. Aber gar bald haben alle diese Vorhaben mit der schmerzvollen Austreibung der Gesellschaft aus Spanien, Schiffbruch gelitten.

An die obern Länder des Ucayale hat sich vorzüglich um das Jahr 1685 der ruhmwürdigste Mann, P. Heinrich Richter, von Geburt ein Böhme, gemacht, mit heldenmäßiger Standhaftigkeit, alles unbeschreiblichen Elendes und Widerstandes ungeachtet, neun Dörfer von den Cunivos, Mananahuas, Mochovos, Comavas,

Cam-

Campas, Remos, Piros aufgerichtet, und endlich mit vielem Schweiße eine schön blühende Christenheit gestiftet. Solchen Eintrag konnte der geschworne Seelenfeind nicht länger vertragen; er zedelte unter den Cunivos und Piros wider den wahren Apostel dieser Heiden eine Empörung an; er wurde von ihnen meuchelmörderisch umgebracht, hiemit aber mit einem Streiche die ganze zehnjährige Arbeit, und das von ihm so glücklich aufgeführte Gebäude zu Boden geworfen. Einige Jahre darauf hat man zwar von Seiten des Maragnon alle Kräfte aufgebotten, und sich in Verfassung gesetzt, die Meuchelmörder zu bändigen, die weit zerstreuten Flüchtlinge zusammen zu klauben, und alles nach Möglichkeit aus dem Verfalle wieder herzustellen. Das Unternehmen aber hat mit Gottes Zulassung die schmerzlichste Wendung genommen. Denn als die spanische Befehlshaber samt ihrer Bedeckung von christlichen Indiern, dem günstigen Anscheine, als wäre die Ruhe schon hergestellt, allzuviel zutrauten, ersahen die Cunivos ihren Vortheil, griefen unvermuthet zu den Waffen, erschlugen viele sorglose Spanier und Indier von ihrer Bedekkung, und nach beyderseits vergossenem vielen Blute, waren die noch übrige letztlich gezwungen, sich über Hals und Kopf mit der Flucht zu retten. Hierüber gerieth die ganze Mißion von Maynas in solche Verlegenheit und Bestürzung, daß von 1698, da dieser Unfall sich ereignet, bis 1762 nie-

niemand mehr Lust hatte, einen abermaligen Versuch gegen den obern Ucayale zu wagen.

Zwischen selbiger Zeit, und von mehr als hundert Jahren her, hatten die PP. Franziskaner aus Peru in ihren Mißionen, die zwischen den Provinzen von Guanujo und Lamas gelagert sind, alles äusserste versucht, sich einen Weg nach dem obern Ucayale zu öffnen, ein oder andere wilde Nation auf ihre Seite zu bringen, um festen Fuß da oder dort, wo es gelingen möchte, setzen zu können. Ob solche öftere Versuche dem Zustande dieser Heidenschaft mehr genützet oder geschadet haben, ist nicht leicht zu entscheiden. Gewiß ist, daß diese Unternehmungen fast nicht konnten ohne Bedeckung und Geleitschaft einiger spanischen Soldaten betrieben werden, da doch alle diese Barbaren auch nur den Schatten eines Spaniers schon längst verabscheuen. Eben so gewiß ist, daß jene Völker durch solche wiederholte, und gar oft mißlungene Einfälle sehr aufgebracht worden, daß sie sich frühe oder späte mit Gewalt von den Fremdlingen wieder losgemacht, viele der Geistlichen, und auch der Spanier, bey allerley Gelegenheiten ermordet, und eben durch die erlangte Siege wider die Peruaner um so mehr Stolz und Hochmuth gefaßt haben. Ich sagte aber oben nicht umsonst: bis 1762; denn gegen dessen Ende hat ein Mißionar von Maynas den Versuch gemacht, den sonst immer vorgeschützten weiten Umweg, den man

den

den ganzen Ucayale aufwärts machen müste, ab-
zuschneiden. Er machte sich aus dem obern
Huallaga in den Chipuranafluß; fuhr selbigen,
so weit es nur möglich war, hinauf, schleppte so-
fort die Schiffe samt aller Bagage, durch einen
Strich festen Landes, fuhr über andere sonst un-
bekannte kleine Flüsse und Seen, unter tausend
Gefahren, Elend und Beschwerlichkeiten hinab,
und brach endlich in den obern Ucayale glücklich
hinaus, dort, wo man von den wilden Völkern
nicht mehr ferne zu seyn glauben konnte. Er
wagte sich in verschiedene Seitenflüße hinein, ei-
nige Spuren wilder Völker aufzutreiben. Weil
aber hiemit viele Zeit, der Mundvorrath, die
Kräfte und Gesundheit der mithabenden Geleit-
schaft erschöpfet waren, muste man sich damals
begnügen, die Kenntnis eines grossen Theils je-
ner Gegenden, und wie man ein andermal mit
besserm Nachdrucke zu Werk gehen möchte, er-
worben zu haben. Indessen hatten sich wider ei-
nen abermaligen Versuch die wichtigsten Hinder-
nisse erhoben. Aber auch diese wurden endlich so
weit beygelegt, daß 1766 neuerdings zween Mis-
sionare mit zulänglicher Bedeckung alter Chri-
sten, den ganzen Ucayale von der Mündung hin-
auf bis zu dem Einflusse des Pisque gelangten.
Allein eben dort musten sie erfahren, daß die von
ihnen gesuchte Cunivos und Chipæos schon in
der Hand einiger Franziskaner aus Peru waren,
welche kurz vorher unter dem Schutze des Vice-
köni-

königes von Peru, aus Cachamarquilla (Katschamarkilja) dahin den Weg gefunden hatten, auch täglich aus Lima frische Beyhülfe und Bedeckung erwarteten. Mithin sah man sich unserer Seits damals gezwungen, alles weitere Vorhaben fahren zu lassen. Seit dem, noch vor Ausgange eines Jahrs, hat man vernehmen müssen, daß jene Barbaren neuerdings einen Aufstand erregt, viele Geistliche samt ihrer Bedekkung ermordet, und das ganze dort angefangene Werk der Peruaner zu Grund gerichtet haben.

Nicht viel besser hat es jenen Geistlichen in den Provinzen von Tarma und Xauxa (Chaucha) gelungen. Mit langer Mühe und Schweiße hatten sie von Andamarca, Ocopa und Guancabamba aus, ost- und nordwärts im Gebürge verschiedene Völkerschaften aufgerichtet, aber um das Jahr 1740 warf ein allgemeiner Aufstand dieses schön aufwachsende neue Christenthum ganz über den Haufen. Es warf sich jemand in selbigem Volke nicht allein für einen Ynga auf, vorgebend, er wäre von Geburt ein Abkömmling der alten Könige, und rechtmäßiger Erbe des ganzen Peru, sondern er erwarb sich auch bey den umliegenden wilden Völkern einen gewaltigen Anhang, brachte ein starkes Kriegsheer auf, erfochte über die ihm entgegengesetzte Halbspanier einen und andern Sieg, stellte theils in einigen Städten und Grundstücken der Spanier große Verwüstungen an, und versetzte sogar Lima

die Hauptstadt selbst, mit angedrohten Einfällen in nicht geringe Furcht und Verlegenheit. Eine weitläufigere Beschreibung des ganzen Herganges findet man beym Ullóa, spanischer Auflage im II Theile, folio. CLXIII. Welche blutige Auftritte nachmals in jüngst vergangenen Jahren dieser sogenannte Tupac Amaru Ynga in selbigen Gegenden ferner verursacht habe, ist aus öffentlichen Zeitungsblättern bekannt. So viel war genug, einen kurzen Begriff von der Heidenschaft des Ucayale zu entwerfen, und obenhin die Hindernisse anzuzeigen, welche dort noch bis heute der Beförderung des Seelenheiles im Wege stehen.

X.

Barbarische Nationen an der Nordseite des Maragnon.

Hier will ich alle Nationen, welche noch theils heidnisch, theils christlich sind, übergehen, nämlich die Ticunas, Yahuas, Yquitos, Mayuas Payaguas, weil von ihnen das erheblichste schon ist beygebracht worden. Zwo sind noch in beyden Ufern des obern Curaraiflußes übrig, zu denen die Stimme und der Eifer der Mißionarien, weil sie anderswo sattsam beschäftiget waren, noch nicht hat eindringen können. Eine derselben wird Ayacóre, die andere Parána genannt. Beyde haben ihre eigene Mutterspracheund

Nation Ayacóre und Parána

und besondern Gebräuche. Beyde, sagt man, haben gegen die Yquitos viele Feindseligkeiten ausgeübt, und sind ihnen darum fürchterlich und verhaßt. Sonst weis man von ihnen nichts besonderes.

Nation der Xibaros.

Keineswegs aber kann ich die Nation der Xibaros (Chibaros) übergehen, theils weil sie weit zahlreicher, als beyde jetzt gemeldte ist, theils weil man sie auf die Strasse des Heils zu bringen, lang und vielfältig, aber doch allezeit umsonst, getrachtet hat. Die Wohnsitze der Xibaros erstrecken sich durch meistens unwegsame Berge und Thäler, mit denen beyderseits der obere Santyagofluß weit und breit umrungen ist, und mit welchen sie die Natur selbst wider alle feindliche Anfälle bestens verschanzet hat. Solche steinerne Bollwerke scheint die Natur dort nicht umsonst aufgeführt zu haben. Der Ruf ist ur alt, allgemein, und dringet noch heute vielen Liebhabern tief in das Herz, daß in diesem Gebürge vortrefliche Goldgruben eingeschlossen sind. Gleich mit Anfang der Eroberungen von Peru hatt man dahin sich eingedrungen, das Land in spanischen Besitz genommen, die Einwohner aber zum Christenthum angehalten; jedoch gar bald, e wann vor hundert und sechzig Jahren, wurden di damalige Xibaros ihrer Herren, und der ihne aufgebürdeten harten Dienstbarkeit überdrüßig empörten sich gemeinschäftlich, erschlugen al Spanier, und eroberten ihre unlängst aufg

richt

chtete, aber wohl bemittelte Städte Logronio, Guamboyà, Zamora und Macas, die sonst uch Sevilla del Oro, das ist, das goldene Sevilla, genannt wurde. Diese Städte haben e bis auf den Grund zerstört, aber die Weiber er Spanier, ja wohl auch die Klosterjungfrauen, ie zu Logronio schon damals sollen gewesen seyn, igneten sie sich selbst zu. Von dieser Zeit an aben die Spanier zwar öfters alles mögliche ver- uchet, diese Nation, samt den unter ihr verbor- enen Schätzen, wiederum zu erobern; sie sind ber allezeit mit blutigen Köpfen zurückgewiesen orden, ob es ihnen schon immerzu auch gelungen at, einige Xibaros gefangen mit sich zu füh- en. Hiemit aber wurden die übrige immer mehr rbittert, so, daß sie gar keinem Fremdlinge, icht einmal mit einem friedfertigen Vortrage, en Eintritt in das Land gestatten wollten. Man ar endlich ganz überzeugt, daß jene Felsenwälle wischen so vielfältigen reissenden Strömen, über elche nach Erforderniß hin und her zu setzen, die Wege und Mittel nur den Landkundigen bekannt ind, mit keiner Gewalt der Waffen zu erzwingen ären; und es wurde sodann beschlossen, die Be- reibung dieses Werkes den Mißionarien aus der Gesellschaft aufzutragen, von deren wirksamen Thätigkeit man schon sonst vielfältige Proben vor Augen hatte, daß sie Dinge bewirket, welche doch auszuführen fast unmöglich schienen. Die- se sahen zwar die Schwierigkeit solches Unter-

nehmens gar zu wohl ein; sie wußten vorhin, daß wenn sie auch alle so schreckliche Anstöße und Gefahren glücklich überstiegen, es möge auch aus ihren berufmäßigen Arbeiten der anscheinende Nutzen so groß seyn, als er wolle, so würde er keine Dauer haben können, weil sich alsogleich viele Goldgierige, die leider! in Amerika mehr Völker, als alle ansteckende Seuchen, zu Grunde gerichtet haben, aufmachen würden, mit hundert schönen Vorwänden, und mannichfältigen Kunstgriffen gewöhnlicher massen den Fortgang des Glaubens und der Sittenlehre zu verderben. Dennoch weil man die Mißionarien da und dort einer feigen Hinläßigkeit wegen verdächtig machen wollte, und in der That sogar bey Hofe selbst zu beschuldigen schon angefangen hatte, so waren sie gezwungen, um solchem Verdachte auszuweichen, ein und anderer Unternehmung gegen die Xibaros die Hände zu biethen. Die ernsthafteste aus allen war jene, so im Jahre 1691 aus Antriebe des Präsidenten, und auch des Bischoffs von Quito, zu Stande kam. Keine Vorstellung und Ausrede wollte Platz finden; man muste alle wichtigsten Anstände, alle anscheinende Unmöglichkeiten, überwinden, ohne Verzug alle Kräfte der ganzen Mißion zusammen ziehen, und einen gewaltigen Angrif, unter persönlicher Anführung des Landpflegers von Maynas auf diese Länder wagen. Die Umstände dieses Feldzuges insonderheit zu beschreiben, wäre zu weitläuftig, und

zu

meinem Vorhaben auch überflüßig; genug ist,
enn ich sage, daß der ganze daraus erworbene
ortheil in weniger als 400 Gefangenen bestan-
n sey, die man zwar damals nach dem Marag-
n überbracht hat, welche aber alle noch und
ch, ohne nur einen Nachkömmling ihres Ge-
lechtes zu hinterlassen, darauf gegangen sind.
er Schade hingegen, welchen daraus die gan-
Mißion gezogen hat, war vielfältig, und wird
cht mehr können gut gemacht werden. Denn
eil die Xibaros den unserigen an der Zahl sehr
eit überlegen waren, hätte man ohne die gröste
orheit nicht wagen können, sich mitten im feind-
hen Gebürge fest zu seßen, wo man von einem
r mehr aufgebrachten als überwundenen grau-
men Volke umrungen werden, und wider daß
be gar nicht viele Schritte machen konnte, weil
allerseits mit vielen jähen Felsen, als mit eben
vielen unerzwinglichen Schlössern, verschanzet
. Man sah sich gezwungen, mit möglichster
ile das ganze Heer zurück zu ziehen, ehe ihm
r Muth und Mundvorrath gänzlich zu gebrechen
ffieng, oder ehe der aus dem ersten Unfall sich
holte Feind Muth und Kräfte wider die unserige
mmeln konnte. Die bitteren Folgen, so aus
eser Unternehmung die ganze Mißion empfun-
en hat, sind nachmals ihr so tief eingedrückt ge-
ieben, daß man billig einen allgemeinen Auf-
and hätte besorgen müssen, wenn man ihr aber-
al eine Unternehmung gegen die Xibaros auf-

gedrungen hätte. Anderer Zufälle zu geschwei
gen, daß bald darauf im obern Ucayale die lei
dige Empörung aufgekäumet, welche schon besag
ter massen auf einmal und auf immer selbige schön
stens blühende Mißion im Grunde zerschlagen hat
läßt sich der Ursprung nicht füglicher anderswo
suchen, als in dem Feldzuge wider die Xibaros
zu welchem die Cunivos und Mananahuas, ob
sie schon selbst noch frisch geworbene Christen
und mehr als 300 Meilen weit entlegen waren
so viele Hülfsvölker, als möglich war, aufbrin
gen musten. Zu dem haben sie zuverläßig in
Erfahrung gebracht, man wäre gesinnet, einen
Schwarm der Campas, weil sie dort am obern
Ucayale immer vieles zu schaffen gaben, in das
Land der Xibaros zu übertragen, und mit ihnen
dort unserer Seits eine Art von Festung anzule
gen. Dieses aber war mehr als genug, all
Völker des Ucayale in den Harnisch zu bringen
und sie zu dem schmerzlichsten Abfalle aufzuwie
geln.

Vor einigen Jahren hat es obgesagter masse
dem Mißionar der Muratas gelungen, die
Freundschaft und das Zutrauen einiger Xibaros
zu erwerben. Manche wollten daraus, wegen
anscheinender Hoffnung, diese Seelen zu gewin
nen, viel Wesens machen; doch andere, denen
aus der Geschichte voriger Zeiten die argen Ver
stellungen und Ränke dieser Nation besser bekannt
sind, wollten der Sache keinen guten Ausgang
ver

rsprechen, aus vernünftiger Beysorge, daß ent-
der die Xibaros, nachdem sie mit Eisengezeu-
und dergleichen Nothwendigkeiten genug ver-
hen wären, muthwillig den Mißionar für den
opf stießen, oder doch er die ganze Macht und
ewalt so vieler Goldsüchtigen nicht würde ab-
lten können, daß sie sich nicht durch den von
m eröffneten Paß eindrängen, die Einwohner
würig, seine obschon reinesten Absichten hoch
rdächtig, und seine Mühe für das Seelenheil
aftlos machen möchten.

Noch ein anders großes Ungemach fließet aus
r unerzwinglichen Dreustigkeit der Xibaros ge-
n die ganze Landschaft von Maynas, daß sie näm-
ch den Paß verlegen, durch welchen die Gemein-
haft mit Quito zum nächsten unterhalten wer-
n könnte. Die übrigen drey Pässe, die heute
Tag bekannt, und offen stehen, sind sehr wei-
n Umwegen, vielen Gefahren, und gräulichen
beschwerden unterworfen; wenn aber die Fahrt
dem Santyagofluß durch die Xibaros nicht
ehemmt wäre, so könnte man leicht aus den
Städten Loxa und Cuenca in acht Tagen zu den
Maragnon herunter kommen. Dieser Santya-
ofluß, wiewohl er beyderseits eine ungemeine
Menge anderer aus dem Gebürge brechender
Ströme an sich reisset, ist vornämlich doch in
ween Hauptstämme getheilet, bey deren Zusam-
menfluße vormals die Stadt Logronio gelegen
war. Der größere Stamm, Paute, oder ei-

gentlich der Fluß von Cuenca genannt, komm
gerade von dieser Stadt herab, ist aber wege
seiner reißenden Gewalt, und der gähen Wasser
fälle, gar nicht schiffreich. Den andern nenn
man den Fluß von Zamóra, einer vormals vo
eben diesen Völkern zerstörten Stadt. Bis zu
Lage derselben, wenn es die Xibaros nicht wehr
ten, wäre er schiffreich; von dort aber nach de
Stadt Loxa, soll man vormals, wie die Red
ist, in zween Tagen über die Alpen haben kom
men können.

XI.

Von den drey Strassen aus Quito zum Maragnon.

Hier muß der Leser dem Worte: Strassen,
eine ganz andere Bedeutung, als wir in Eu
ropa gewohnet sind, geben, und sich überhaupt
gesagt seyn lassen, daß dort gar kein Fuhrwerk,
es möge seyn, wie es wolle, weder Platz findet,
noch auch bekannt ist, nicht einmal in der Haupt
stadt Quito selbst, noch weniger im ganzen so
weitläuftigen Lande. Die Reisende reiten auf
Pferden oder Maulthieren hin und her; die La
sten aber, von was Namen und Gattung sie
seyn mögen, müssen von armen Indiern, oder
Eseln und Maulthieren, oder von einem gewissen
Kameelförmigen, aber weit kleinern, und nur dort
bekannten Thiere, getragen werden.

Nach

Nach den Ländern des Maragnon läuft die
rste und meistens gangbare Strasse anfangs ganz
ahe am Aequator fort, und mag zwey Tagrei-
en weit von Quito aus, auf Maulthieren reu-
end hinterlegt werden. In diesen zween Tägen
at man das hohe Alpengebürg von Guamanì
u übersetzen, in dessen gänzlich öder Anhöhe we-
er ein Bäumlein oder Gesträuße, noch auch ein
nutzbares Gräschen, sondern blos ein herbes un-
rauchbares Stroh zu sehen ist, vornämlich aber
aben die Reisende wohl auf der Hut zu seyn,
amit sie sich auf gewissen Ortern von keinem
Schlaf überfallen lassen, denn die Erfahrung hat
ezeigt, daß dieser schon vielen tödtlich gewesen.
Es giebt nämlich hin und her gewisse Oerter, wo
die allerfeinste Luft einen schädlichen Zug hat, der
den Reisenden anfangs zum Schlafe gewaltig rei-
et, und wenn er sich dort unvermerkt etwas länger
verweilet, wird er im Todesschlafe gefunden. Mit
diesen zwoen Tagreisen gelangt man in ein sehr
elendes Dorf Papaliacta genannt; von selbigem
aber geht die Strasse in acht oder zehn Tagen
bis Archidóna, durch ein lediges, unbewohntes
Gebürge, durch welches, wegen der tiefen Pfüz-
zen, jähen Abschnitte, und verschiedener reißenden
Ströme kein Lastvieh gebracht werden kann. Alle
Lasten können anders nicht, als auf den Schul-
tern lang und wohl geübter Indier, hin und her
gebracht werden, und diese können nebst ihrem
eigenen höchst nöthigen Mundvorrathe nicht mehr

auf sich nehmen, als jeder einen halben Centne
Last. Ein Reisender, wer er immer wäre, kan
anders nicht, als mit gröster Ungelegenheit, a
den Schultern der stärksten Lastträger, deren vi
oder sechs immer einer den andern ablösen müsse
fortkommen, oder lieber auf eigenen Füssen, all
Pfützen, Steine, Dornen gänzlich ungeachte
unter vielen aufstoßenden Gefahren. Eine de
grösten ist bey Uebersetzung des Berges Quixo
(Kichos), von dessen Gipfel man einerseits üb
eine sehr jähe Wand, rücklings, und mit Be
hülfe der Hände und Füsse, herabklettern muß
wo zwar schon gewisse Fußstapfen ausgetrette
sind; verfehlet man aber einen derselben, so mu
man ohne Rettung bis in die Tiefe hinabwälzen
denn es läßt sich öfters kein Sträuchlein oder Gra
finden, wo man sich fangen könnte. Am Fuß
dieses Berges vereinigen sich zween aus verschie
denen Thälern mit Gewalt hervorbrechende Strö
me, einer Quixos, der andere Huagra genannt
und wo sie schon vereinigt, von zwey gegen ein
ander stehenden Felsen in die gröste Enge getrie
ben werden, muß man unvermeidlich darüber se
zen. Die Brücke hierzu verdient diesen Namen
gar nicht, und besteht in einem ganz schmalen
Stege aus zwo oder drey zusammen gebundenen
langen Stangen, die sofort auf einmal nich
mehr als einen Mann tragen können, der abe
wohl bedacht seyn muß, keinerseits vom Gleich
gewichte abzuweichen. Zu dem kann er wohl ei
ne

nen gezogenen Waldstrick durch die Hand laufen lassen, verfehlt er aber dennoch, so ist er des Todes ohne Rettung, denn der Fluß rinnt entsetzlich schnell, und leidet wegen der unter einander streitenden Wirbel, gar kein Schwimmen. Solche seyn sollende Brücke muß fast, so oft ein Reisender fort will, von dem Volke seiner Geleitschaft neu geschlagen werden, und weil sich dieses nicht länger aufhalten kann oder will, so ist es auch nicht auf mehr besorgt, als was die äusserste Noth, darüber zu setzen, erfordert; mithin werden dergleichen Stege von einem jeden erfolgenden Wasserguſſe, die in selbigem Gebürge sehr oft und gewaltig sind, wieder hingerissen. Hieraus läst sich schon von der grossen Hinläßigkeit ein Begriff machen, die hier meistens obwaltet, da jene, denen es doch obliegt, sich um die Herstellung der Strassen gar zu wenig bekümmern, die zwar in solchen so ungestümmen Gegenden kostbar ist, und von keiner Dauer seyn kann. Auf dieser Strasse hat solche Hinläßigkeit mehr als einen Reisenden in den Todt, an die Spitze des Todes aber alle und jede versetzet. Nebst andern gewaltigen Strömen, die man auf dieser Reise übersetzen muß, ist einer der gefährlichsten der Cosangafluß, der wegen seiner Breite keine Brücke, wegen der Gewalt und Steinklippen kein Schwimmen leidet. Sein Rinnsal ist über grosse Steine, und muß dennoch unumgänglich durchwadet werden. Der Reisende setzet sich dem stärksten

Lastträger auf den Hals, den aber zwey bis dre andere unterstützen, und sich einer mit dem an dern anschließend wider den Fall versichern. S setzet endlich der ganze Schanzkorb hinüber. Da nämliche geschieht mit der Last von mehr Wich tigkeit; doch geht auch immerzu ein oder andere zu Grunde, da nämlich der etwann fallende Trä ger sich nicht anders, als mit Hinwerfung de Last, helfen kann. Archidóna, eine sogenann te Stadt, aber eigentlich ein mittelmäßiges Dorf ist der Wohnsitz des Landpflegers (Governador) von Quixos, und wie schon gesagt, eines Pfar rers aus der Gesellschaft. Da ist es artig an zusehen, wenn Auf- und Abreisende ungefäh zusammentreffen. Die von Quito frisch herab kommende schmachten vor übermäßiger Hitze, da denn des Maragnon lange gewohnten der Fros und die Kälte schon sehr empfindlich fällt. Nach dem man sich da etwas von dem Ungemach erho let, ist noch eine Tagreise über Land nach dem so genannten Dorf und Port Napo. Dort setz man sich in eine Canóa, und hat anfangs eini ge sehr gefährliche Strudel und Steinklippen, wo mehr als ein Schiff gescheitert ist, zurück zu le gen. Wie reisend noch dort der Napo sey, läst sich daraus erachten, weil man vom Port nach dem Dorfe St. Rosa nicht mehr als vier, höchstens fünf Stunden bedarf, da man doch von da hin auf mit aller Mühe und Fleiß nicht weniger als 14 Tage rechnen mag. Von St. Rosa weiter

hinab

hinab geht die Schifffahrt schon gelinder und sicherer, etwann 10 Tage über den ganzen Napofluß bis an den Maragnon. Diese Strasse war den Mißionarien meistens üblich, wenn sie von Quito in die Mißion, oder von dort hinaus zu reißen hatten. Aber auch diese ist zu gewissen Jahrszeiten gänzlich verschlossen, da nämlich die Flüsse entweder von dem jählig zerschmolzenen Schnee im Gebürge, oder von den dort lang anhaltenden heftigen Platzregen, solchermassen anwachsen, daß kein Mensch über selbige sich wagen kann. Auf dieser Strasse pflegte man jährlich einmal den Mißionarien ihren höchst nöthigen Vorrath an Kleidung, Eisen, Mehl und Wein zum heiligen Meßopfer, und alles, dessen sie das Jahr hindurch für sich, oder die Indier, bedürftig waren, zu übermachen. Die Indier, so deßhalben hin und her zu wandern hatten, konnten die schwere und mühsame Reise kaum geschwinder, als in sechs, aber meistens in sieben Monaten, machen, und gemeiniglich kostete es einem oder dem andern unter dem Ungemache sein Leben.

Die andere Strasse kann man über die Städte Tacunga und Hambáto bis an das Landgut Patáte reutend zurück legen; von dort aber, weil gleichfalls kein Lastthier durchkommen kann, nicht anders als zu Fuße, oder auf den Schultern der Indier. Der Weg geht durch eine Spaltung des Feuerspeyenden Berges Tongura-

guragua, unter einem Grade 30 Min. der Südbreite. Da begegnen dem Reisenden geradeher die Flüsse Patate und Achambo, nachdem sie aus den Landschaften von Quito und Cuenca schon eine ungemeine Menge Wassers gesammelt. Beyde schon vereiniget, heist man den Pastazafluß, der sich über verschiedene Felsen hinabstürzet, endlich durch das gemeldete Gebürge (la Cordillera de Andes) heraus bricht, und nachdem er noch andere Ströme beyderseits an sich gerissen, schon sehr mächtig in den Maragnon fällt, etwann 150 Meilen oberhalb der Mündung des Napo, sich in drey Arme zertheilt, deren der gröste, nach Erachtung des Herrn Condamine, ben tausend Ellen breit seyn soll, wiewol ich ihm gar nicht so viel zugestehen wollte. Von Patate bis an das Dorf Canelos geht der Weg nicht ferne von der Ostseite des Pastaza fort, und hat man verschiedene andere vom Gebürge herausbrechende Ströme zu übersetzen. Der gefährlichste ist der sogenannte Topofluß, wegen eines fürchterlichen Steges, auf die Art, wie ich bey dem Flusse Quixos erwähnet habe. Der Pastaza selbst läst sich, wegen seiner Strudel und Wasserfälle oberhalb der Mündung des Bobonaza, nicht weiter hinauf schiffen. Wer dadurch nach Quito hinaus will, fährt von selbiger Mündung noch einige Tage den zwar sehr seichten Bobonaza hinauf, bis zu gemeldtem Dorfe Canelos, unter der Aufsicht eines Pfarrers aus dem Orden des

heil.

heil. Dominicus. Das ist der sogenannte Port von Canelos, weil man dort die Schiffe bis zur Wiederkunft von Quito in Verwahrung geben muß. Diese Strasse ist zwar weit kürzer, als jene durch Archidona, war aber den Mißionarien weniger in Uebung, vorzüglich nachdem die Einwohner von Canelos und Baños gar sehr zusammengeschmolzen sind, und mithin es an landskündigen Lastträgern, dergleichen doch diese die einzigen waren, gemangelt hat. Und so sehr waren die Mißionarien von dem Aus- und Eingange in die Mißion, und von der höchst nöthigen Gemeinschaft mit Quito, durch den ungeheuern Wall des unwegsamen Gebürges abgeschnitten, so daß ihnen gemeiniglich nur einmal des Jahrs der nothwendige Briefwechsel gestattet war.

Die dritte, wiewohl einzige, doch den Lastthieren durchdringliche Strasse, wurde von den Mißionarien am wenigsten gebraucht, theils weil sie wegen ihres weiten Umweges sehr kostbar fällt, theils wegen anderer grossen Anstöße und Gefahren, die ich umgehe, besonders bey Durchsetzung des berühmten Pongo, den ich schon oben beschrieben habe. Diese Strasse, nach überstiegenem Gebürge, das der Stadt Loxa südwärts liegt, geht an den Ufern des Flusses Chinchippe (Tschintschippe) nach Jaen von Bracamóros, einer vormals ansehnlichen Stadt, und Wohnsitz eines daher genannten spanischen Landpflegers, die

aber

aber mit der Zeit elendiglich vergangen, und heute nichts besser, als ein Dorf ist. Sie liegt in einer sonst angenehmen Anhöhe, und hat in ihren Augen die Vereinigung dreyer grossen Flüsse, die bey dem Dorfe Tomependa zusammenstossen. In der Mitte kömmt der Maragnon selbst daher, und nimmt südwärts den von Chachapoyas (Tschatschapoyas) nordwärts den andern, Chinchippe genannten, an sich, beyde auch mächtige Ströme, die man in Europa in Ehren halten würde. Von Loxa bis Jaen ist nichts als eine rauhe Wildniß und Berge, in denen man sagt, daß es wohl eilf Monate des Jahrs zu regnen pflege. Der Durchgang ist grossen Theils des Jahrs gänzlich gehemmet, und sehr mühsam, auch wenn er am besten ist. Wenn man ihn auch überwunden, so sind noch von Jaen vier schwere Tagereisen an das Dörflein Chuchunga übrig, wo man erst in dem Maragnon zu Schiffe gehen kann, weil er besser oben, wegen der Felsen, über die er sich wälzet, noch zu rauh ist. Von der weitern Schifffahrt und den engen Pässen, bis man endlich in die flachen Wälder von Maynas hinaus kommt, ist schon im zweyten Abschnitte gemeldet worden.

XII.

Von den Sprachen der Landschaft von Maynas.

Niemand wird mir es nun verdenken, wenn
) sage, daß in jedem Dorfe dieses Landes, wie-
ohl die meiste nur etwann aus 600 Seelen be-
ehen, zwey, drey, und auch vier verschiedene
prachen geredet werden, und überhaupt im gan-
n Lande wohl mehr als zwanzig durchaus an-
re im Schwunge sind, vieler anderer zu ge-
weigen, die zwar unter sich ähnlich, doch
er in der Mundart sehr abweichen. Dieser
gemeine Anstoß des gemeinschaftlichen Lebens,
d des christlichen Unterrichts konnte nicht an-
rs beygelegt werden, als mit Einführung ei-
r allgemeinen Sprache. Den Vorzug über
e hat die gemeine Peruaner Sprache erhalten,
lche die alten Könige von Peru, so wie sie die
errschaft nach und nach über mehr Völker aus-
breitet, zugleich auch unter selbigen eingeführet
ben. Sie wird heute noch in ganz Peru und
n Reiche Quito fortgesetzt, nicht nur unter
n Pöbel der Indier und schwarzen Sklaven,
dern auch unter den adelichen Landskindern vom
nischen Geblüte. Insgemein nennt man sie
Sprache des Ynga, (oder Ynca) und Ynga
r der Name der Könige von Peru vor der An-
nft der Spanier, welche Könige zwar ihre höch-
, sonst so weitschichtige Herrschaft in diese, ge-

gen

gen das Gebürge gelegene Länder niemals ausge-
breitet hatten. Man hat die Mißionarien von
Maynas ein und andersmal beym spanischen Hofe
angegeben, daß sie den Gesetzen von Indien zu-
wider, diese, und nicht lieber die spanische, unter
ihre Neugläubige eingeführet. Aber warum hat
man doch nicht auch zugleich alle Unterkönige, al-
le Präsidenten, Landpfleger und weltliche Obrig-
keiten gerichtlich aufgefordert? Das Verbrechen,
wenn doch eines da wäre, fällt ja vielmehr auf
sie; weil sie diese Sprache in den so grossen Rei-
chen von Quito und Peru insgemein laufen las-
sen, wo doch so viele tausend Spanier, oder von
ihrem Geblüte abstammende, in der ganzen Land-
schaft von Maynas aber nur selten ein oder an-
derer Spanier zu finden ist. Kurz, allerseits
an den Gränzen der Mißion redet das gemein
Volk die Yngasprache, und aus dem Umgang
mit selbigem haben auch die von Maynas leichter
diese, als die spanische, begriffen und sich angewöhnt
Dem ungeacht lassen sich doch auch einige derse-
ben kundige finden. Uebrigens hangen alle s
fest an ihrer Muttersprache, daß sie die peruani-
sche nur mit dem Mißionar und mit Fremdlinge
reden wollen, unter sich aber ihre eigene pflegen
wenn auch die ganze Nation nur auf wenige Fa-
milien schon zusammen gegangen ist. Sie z
gewinnen, ist nichts mächtiger, als wenn sie ei
Fremdling in ihrer eigenen Sprache, obschon sel
mangelhaft, anredet. Die Peruanersprache unt

ſie einzuführen, hat den Mißionarien viele Mühe und Kunſtgriffe, ja wohl auch mäßige Zwangmittel gekoſtet; zwar nur wegen ihrer angebohrnen Trägheit und Neigung zur Mutterſprache, gar nicht aber aus Abgang der Fähigkeit: denn dieſe haben ſie überhaupt, beſonders die Knaben, bis zur Verwunderung, deren viele gar bald ohne Lehrmeiſter, und aus dem bloßen Gehöre, fremde Sprachen begreifen, und in den meiſten Dörfern findet man viele Indier, die doch drey oder vier ganz verſchiedene zu reden wiſſen.

Das nämliche Schickſal aller Sprachen von Europa erfährt auch die von Peru, daß ſie ſich nicht allein in verſchiedenen Ländern zu mancherley Mundart bequemen muß, ſondern auch den Abgang einiger Wörter mit ſpaniſchen, aber nach ihrem Model geformten, erſetzet, welches auch bey vielen nicht ſo ſehr aus Noth, als vielmehr damit groß zu thun, geſchieht, wie bey uns Deutſchen, wenn man unter der Mutterſprache muthwillig mit franzöſiſchen, wälſchen, oder lateiniſchen Brocken herum wirft. Bey gewiſſen Ausdrücken einiger Geheimniſſe unſerer Religion, oder der Sittenlehre, und überhaupt jener Dinge, wovon die Peruaner noch vor Dahinkunft der Spanier gar keine Kenntniß hatten, muß man ſich fremder Ausdrücke bedienen; wiewohl man ſich auch befleißiget, dieſe, ſo viel möglich, peruaniſch auszudrucken, und ſich mit einigen Umſchreibungen,

gen, oder mit Gleichnißweise von der eigenen Bedeu
tung entlehnten Wörtern zu behelfen. Sonst i
sich die peruanische Sprache selbst zulänglich, deut
lich und einfach, ohne sonderbare Ausnamen vo
ihren ganz wenigen Grundregeln. Sie le
stet ihren vollkommenen Dienst ohne ein G
oder O. Im Gebrauche der mitlautenden Buch
staben ist sie mäßig, und eben darum gar nich
rauh, sondern vielmehr angenehm und reitzend
hat auch einige ganz kurze Ausdrücke, die man i
keiner andern Sprache mit einem Wort gebe
kann; als zum Beyspiel: in dem nämlichen, e
ne menschliche Uebung bedeutendem Worte, nu
mit Dazwischensetzung bald einer, bald der ander
Sylbe, wissen sie verschiedene Umstände solche
Uebung auf einmal auszudrücken, womit ich mic
aber insonderheit nicht weiter aufhalten will.

Nicht so viel rühmliches läßt sich von de
andern barbarischen Landsprachen melden; sie sin
(einzig die Omagua grossen Theils ausgenom
men) sehr undeutlich, rauh, sparsam an Wor
ten und Ausdrücken, und, wie schon vorlängs
ein erfahrner Mißionar ganz recht gesagt, vol
ständig wie ein Yamæo, Mayna, Yquito z
reden, müste man ein gebohrner Yamæo, May
na, Yquito seyn. Viele Nationen, auch i
ganz gemeinen, täglich vorkommenden Dinger
begnügen sich, ihre Gedanken andern zu eröffnen
keineswegs der Zunge allein; sie reden, so z
sagen

agen, auch zum Theil mit mannigfältigem Schnarchen, mit gewissen Rümpfungen jetzt der Nase, der Ohren, der Lippen, der Stirne, der Augen, jetzt auch mit Händen und Füssen; und wer wird jemals im Stande seyn, solche Ausdrücke der Gedanken zu Papier zu bringen, oder darüber eine Grammatik zu verfassen? Sogar die Ausdrücke der Wörter selbst, aus des Indiers Mund entnommen, wird ein Deutscher auf seine Art, ein Spanier auf die seinige, wieder anderst ein Italiener, und letztlich keiner zulänglich in die Feder fassen. Viele haben sich immer die Mühe genommen, von verschiedenen dieser Sprachen Wörterbüchlein, und auch Grundregeln nach Möglichkeit aufzusetzen; aber meistens nur für sich (denn ein anderer fand darinn schon wieder hundert Anstände) und nicht einmal recht für sich; weil einer oft, was er heute glaubte begriffen zu haben, über lang oder kurz mangelhaft fand. Zu dem ist ja eine Sprache um so mehr Aenderungen ausgesetzt, wenn sie ohne alle Beyhülfe der Bücher oder Schriften, nur mündlich von den Aeltern an die Kinder, und so weiter, kommen muß. Die Völker dieser Länder haben niemals nur auf den Schatten einer Schreibart gedacht; wissen auch sonst aus mündlicher Erb. Ihre fast nichts von lang verflossenen Zeiten, und sind ihnen dießfalls, wie in vielen andern Stük, in, die von Peru, unter der Herrschaft der Yncas, weit vorgekommen. Denn diese, obschon

auch ohne Schriften und Bücher, wusten doch auf andere Art die Geschichten voriger Zeiten der Nachwelt aufzubehalten. Quippu nennte man in Peru gewisse Knöpfe an verschiedenen Bändlein und Schnürlein, die ihnen anstatt der Bücher und Schriften dienen musten; mithin Quippumayu war ein derselben Kundiger, Quippucamac, der diese Merkmähler, wie ein Archiv in Verwahrung hatte. Es hatten sogar die Yngas ordentliche hohe Schulen aufgerichtet, wo die Jugend, so einsmals zu erheblichen Reichsämtern gelangen wollte, im gründlichern Verstande dieser Quippus unterrichtet und geübt wurde. Sonst war auch das übrige Volk, so viel es das Gedächtniß zu erholen nöthig, ihrer schlechterdings nicht unkundig; jetzt aber ist solche Wissenschaft schon gänzlich erloschen. Garcilasso de la Vega, mütterlicher Seits selbst ein Enkel der Könige von Peru, und schätzbarer Geschichtschreiber damaliger Zeiten, wie auch P. Jos. d'Acosta aus der Gesellschaft, schreiben, die Spanier hätten bey ihren ersten Eroberungen eine allgemeine Verwüstung dieser Quippus angestellt und weil sie der Sache noch unwissend, solche für Werkzeuge des Aberglaubens, oder der Zauberey gehalten, ganze Archive, wo die Menge solcher Quippus verwahret wurden, mit Feuer verheeret. Auf solche Weise haben diese Leute, die damals nur nach Gold und Silber strebten, mit Vernichtung dieser Denkmäler des Alterthums

der Nachwelt einen unschätzbaren Schaden verſetzet. Ein Knäuel dieſer Fäden und Schnürlein von allerley Farben und Abtheilungen der Knöpflein, diente den Peruanern ſtatt eines Buches. Denn wie der Quippumayu ſolche Knäuel nach und nach aufwickelte, und dabey die Farben, die Knöpflein, die Abtheilungen, ordentlich einſah, ſo wuſte er die Geſchichte mit allerhand Umſtänden nicht anderſt, als aus einem Buche, nach der Länge daher zu leſen. Wer würde eine Erfindung von ſolcher Art unter dergleichen Barbaren geſucht haben? Ja wer würde ſie noch dermal glauben wollen, wenn ſie nicht von den achtbarſten Zeugen auſſer allen Verdacht geſetzet wäre?

Anmerkung. Von der Quichua, (Kitſchua) oder allgemeinen Sprache in Peru ſind mir folgende Sprachlehren und Wörterbücher bekannt:

Fray Domingo de St. Thomas Grammatica, o arte de la Lengua general de los Indios de los Reynes de Perù, En Valladolid, 1560. 8.

Eiusd. Lexicon o Vocabulario de la Lengua general del Perù ibid. 1560. 8.

Arte y Vocabulario en la Lengua del Perù, llamada *Quichua*, y en la Lengua Eſpañola. 1586. 8.

Didaci Gonzalez Holguini, e S. I. Grammatica Linguae Quichuae, quae toti Peruuio communis eſt. Limae, apud Franc. Canſum, 1607. 4.

Vocabularium eiusdem Linguae; cui acceſſere Priuilegia Indis conceſſa. Limae, 1608. 4.

Von andern Sprachen in Peru:

Ludou. de Teruel, e. Soc. Ieſu, Grammatica Linguae Tabaloſae, cuius eſt uſus in Peruuio.

Gaſp. Ruiz, e. S. I. Grammatica Linguae Gorgotoquienſis, cuius in Peru uſus eſt.

Fray *Bernardo de Lugo* Grammatica de la lengua general llamada Moſca. En Madrid, 1619. 8.

Von der aymariſchen Sprache in Peru erhielt ich 1774 aus Rom eine Grammatik in ſpaniſcher Sprache, von welcher ich, bey Gelegenheit der Reiſe Herrn P. Wolfgang Bayers, Nachricht geben werde. M.

Zweytes Buch.

Beschreibung der Landschaft von Maynas, in Rücksicht auf die Erzeugungen der Natur, und Beschaffenheit der Sitten.

I.

Wie sind Luft und Erde beschaffen? wie der Ackerbau? welches die sind Feldfrüchte der Völker von Maynas?

Ueber das, was ich gleich anfangs von der Witterung angezeiget habe, bringt die Luft dieser weitschichtigen Provinz nicht viel ausnehmendes, als daß die Sturmwinde und Donnerwetter, welche zu Zeiten häufig und sehr gewaltig sind, niemals einen Hagel mit sich führen. Ein einziger und sehr kleiner ist im letzten der zwölf Jahre, die ich dort war, gefallen, mit vieler Verwunderung der Indier, die desgleichen in ihrem Leben nicht gesehen hatten. Eben so zeigen die Indier insgemein wenig Furcht für Don-

nerschlägen, sie jauchzen vielmehr, wenn es noch so fürchterlich herum prasselt, weil man fast kein Beyspiel wuste, daß der Blitz dort auf ein Hauß gefallen, oder einen Indier erschlagen hätte, vermuthlich weil dort so viele Wetterstangen, als in dem unermessenen Walde hohe Bäume, sind. Nur ein Streich hat ein paar Bursche unlängst erschlagen, und den übrigen hiemit mehr Furcht eingejagt. Sonst sind gewisse Monate des Jahrs, in denen die sanften Regen öfters anhalten: andere sind ausser den Donnerwettern überhaupt trocken; und auf solche Ordnung der Nässe und Trockene muß man acht haben, bey der Ansaat verschiedener Erdfrüchte. Die mehr anhaltende Regenwitterung wird ordentlich alle Jahre mit Anfang unsers Brachmonats, durch einen heftigen, sehr kalten und trockenen Ostwind, der etwas mit südlichem vermischet ist, vertrieben. Er pflegt drey bis fünf Tage stark anzuhalten, und bringt durchaus das Land in Frost und Zittern; denn sonst wüste man dort fast nichts, was eigentlich Kälte sey. Woher dieser Frost entstehe, ist leicht zu entscheiden. Vermuthlich hat er nicht allein von der Heftigkeit solches Windes seinen Ursprung, die oft bey anders wo herwehenden gar nicht geringer ist. Wenn dieser wehet, wissen die Indier schon sicher, daß ihr sogenannter Sommer, das ist, eine langwierige Trockene, folget. Da beginnen Seen und Flüsse gewaltig zu fallen, zugleich aber bringt dieser Wind wider

den

en Maragnon aufwärts eine unglaubliche Men-
ge gewisser Fische, die unsern gröſten Aschen sehr
ähnlich sind, dort insgemein Mijano (Michano)
heissen, und sonst niemals, als mit diesem Win-
de, zum Vorschein kommen. Zu seiner Zeit
aber befallen sie Schwarmweise den Maragnon
samt seinen gröſsern Seitenflüssen. Wo sie hin-
streifen, erheben sie recht sichtbare Wellen, und
reitzen zu einer unzählbaren Beute nicht allein die
Krokodille, die schon da und dort Schaarweise
ihnen aufpassen, sondern auch die Indier, wel-
che Kleine und Erwachsene, in so viel Schifflein
als sie nur aufbringen können, weit und breit her-
umstreifen, mit Stangen, Rudern, oder was
ihnen zu Händen kömmt, wacker darein schlagen,
und dieser Fische eine ungemeine Niederlage ma-
chen.

Das Erdreich ist in verschiedener Lage von
mancherley Beschaffenheit, thonicht in einigen
Hügeln des festen Lands, sandicht meistens in den
Inseln und an Ufern der Flüsse; aber auch diese so-
wohl, als die insgemein sehr ferte und schwarze
Erde des festen Landes, ist über die massen frucht-
bar, a) und, was man billig bewundern soll, so

a) Robertson, der sonst so gründliche Geschicht-
schreiber von Amerika, will diese Fruchtbarkeit
nicht zugeben; er will sogar eine gewisse Ent-
kräftung der Natur in so weit behaupten, daſs
man, um die nämlichen Produkte dort zu erzeu-
gen,

ist in der ganzen Gegend des Maragnon unte
dem Pongo, auf einige hundert Meilen weit
kein Stein, kein Felß im Grunde der Erde z
finden; nur jene Seitenflüsse ausgenommen, di
vom Gebürge unmittelbar herkommen, von de
nen dieses Land meistens gegen Westen und fern
gegen Norden umrungen ist. Die Kieselsteine
welche die Indier zum Feuerschlagen, oder ih
Eisenzeug zu schleifen, als einen Schatz bey Hau
se halten, haben sie weit her holen müssen
Ueberhaupt aber hat man zu wissen, daß gleich
wie im Königreiche Quito, und in vielen ander
Ländern, sowohl die ganz einheimischen Früchte
von Amerika, (so weit ihnen da und dort di
kalte Lage nicht zuwider ist) als zugleich auch
die meisten von Europa zu finden sind, und in
den Gärten, Aeckern, Bäumen häufig erzeug
wer

gen, die man in der alten Welt hervor bringt
um einige (12 bis 15) Grade näher damit ge
gen den Aequator kommen müste, als sol
che in der alten Welt erforderten. Man
sehe seine Geschichte von America; Leipzig
1777. I. Theil, 297 S. ꝛc. und Anmerkung
XXXV. Die unmittelbaren Urquellen der
mehr oder wenigern Fruchtbarkeit eines Landes
sind vielfältig; nichts weniger aber, als die
größere oder mindere Entfernung vom Aequa-
tor. Quito selbst, das just eben unter dem
Aequator liegt, genießt bekannter massen ei-
nen fast immerwährenden Frühling; und mit
Entfernung nur weniger Meilen findet man
doch

erden, daß, sage ich, eben so fast allen eu-
ppäischen Feld- und Baumfrüchten, nicht sowohl
as Erdreich, als vielmehr die Witterung von
Naynas, ganz und gar zuwider ist. Ausser den
Domeranzen, Citronen, Limonien, die überall,
o man sie nur pflanzet, gar bald zu hohen, und
mmer sehr fruchtbaren Bäumen aufwachsen, und
usser einigen Feigen (doch nicht von der bessern
rt) die man etwann in einem Hausgärtchen
ehen will, läst sich dort kein Baum, keine Frucht,
ine Blume, ja fast nichts, was den Gewäch-
n von Europa gleich käme, erzeugen, gar keine
on unsern Hülsenfrüchten, kein Gartengemüß,
er Feldsaat. Nur ein oder anderer Mißionar
t etwann einige Knoblauche, Sellern, Kohle
seinem Gärtlein gezogen, die aber niemals ei-
en Saamen gebracht haben. Viele nahmen
sich

doch um Quito herum auch zugleich alle vier Jahrszeiten: den Winter in den niemals entblößten Schneebergen: den Sommer in einigen herumliegenden Thälern, die der Sonnenhitze mehr ausgesetzt, und vor den scharfen Winden wohl bedecket sind: den Frühling und Herbst, wo Hitze und Kälte, Trockene und Feuchtigkeit durch die Lage des Erdreichs in einem beständigen Gleichmaaß erhalten wird; dergestalt, daß auf den Plätzen von Quito selbst zu gleicher Zeit europäische, und eigentlich amerikanische Früchte, und die verschiedensten Gewächse sowohl kalter als warmer Länder, käuflich zu bekommen sind.

sich öfters die Mühe, mancherley unserer
wächse dort zu erzeugen, aber allezeit umso
Einige wollten gar nicht aufgehen, andere, w
sie auch wuchsen, konnten keine Frucht oder S
men zu Stande bringen. Mithin darf man
schon auf ein Weizen, Rocken, oder Gerstenb
keinen Gedanken machen. Die Stelle des Bro
müssen gebratene oder gesottene Yucawurzeln
setzen, oder der Platanus, oder endlich Gebo
nes aus Yuca, oder Maizmehl. Das Weiz
mehl, just so viel als zum Meßopfer nöthig, m
te jährlich mit großer Mühe aus Quito gebrac
und wohl immer gut besorgt werden, denn so
war dieses durch ein gar leichtes Uebersehen v
dorben, so war auch weit und breit keine Zufu
um ein anders. Eben dieses ist von dem W
zu sagen. Peruanischer oder auch spanisch
wenn er zu haben war, muste so viel als nöth
auch von Quito gebracht werden. Einst hat
gelungen, eine Weinrebe weit her ins Land
bringen; sie wuchs wohl auf, und breitete sich
eine große Hecke aus, wo sie recht edle Traub
erzeuget hat, nicht nur einmal des Jahrs, so
dern wohl drey und viermal, so oft man sie w
der neuerdings beschnitten hat. Weingärt
aber anzulegen, weil es in Rücksicht auf die Un
stände nicht wohl üblich war, hat niemand g
dacht. Für die ohnehin dem Sauffen sehr erg
bene Indier wäre es keine Sache gewesen, u
ein Mißionar hatte unter seinen vielfältigen Pflic
t

n der Sorgen schon genug, wenn er den we-
gen, weit hergebrachten Wein, ohne in so war-
en Ländern sauer zu werden, erhalten wollte.

Der Feldbau selbst bey den Völkern von May-
s hat gar nichts gleiches mit dem unserigen;
nn sie haben keinen Begriff weder von einem
fluge, noch von der Düngung, noch von ei-
em immerwährenden Acker. Sie wollen lieber
le Jahre einen andern Strich Waldes zu ihrem
ldbau schlagen und neu zurichten, als das Un-
aut, so dort in einem so feuchten und warmen
nde, bis zur Sammlung ihrer Früchte, häufig
fwächst, immer austilgen. Solche Arbeit
llt ihnen schon einmal, bald nach der Ansaat,
s diese sich erschwungen hat, schwer genug; nach-
als aber, und immerfort das Feld vom Unkraut
uber zu erhalten, wenn sie auch sonst nichts an-
rs zu thun hätten, wäre eine ihren Kräften
eit überlegene Arbeit, und auch fast unnütz;
nn wäre das Feld rein, und vor der heftigen
Sonnenhitze durch einiges Unkraut nicht bedecket,
würde die Erde von dieser gleich einem Ziegel-
ofen, ausgebrennt, und ihr der fette Nahrungs-
ft gänzlich ausgezogen werden. Nach aberma-
gem Versuche, das Feld so zu säubern, und auf
nem nämlichen die Früchte zwey Jahre nach
nander anzubauen, hat man erfahren müssen,
ß die Aernte gar nicht nach Wunsch, viel we-
ger aber nach Maas der umsonst angewandten
ühe ausgeschlagen ist. Mithin lassen sie das

Feld

Feld nach eingebrachter Aernte gänzlich wiede
verwilden, es wird auch gar bald zu einem neue
Wald, und erhält aufs neue unter dessen Scha
ten seine fette Fruchtbarkeit. Jede Famil
sucht sich jährlich nach Belieben einen Stri
in den Wäldern aus; Weib und Kinder säuber
ihn vorläufig vom Gehecke und kleinern Gesträu
che; alsdann lädt der Hausvater seine gute Freun
de auf einen Tag zusammen; sie theilen die Ar
beit wechselsweise unter sich so, daß je einig
darüber ausruhen können, hauen aber nur jede
Stamm bis auf die Hälfte an, und so bereite
sie nach und nach von frühe Morgen bis Abend
einen grossen Strich Waldes zum gemeinschaf
lichen Fall. Endlich schlagen sie einige der gr
fern Bäume, die sie am Rande des zukünftige
Feldes eigentlich dazu ausersehen hatten, gän
lich zu Boden; diese ziehen oder schlagen hiem
alle andere, schon halb angehauene darnieder
und so wird mit halb ersparter Mühe auf einm
der ganze Strich unter gräulichem Krachen un
auch Jubelgeschrey der in Sicherheit zusehende
Indier, zu Boden geworfen. Der Hausvate
führt seine Gehülfen Abends unter freudiger
Jauchzen nach Hause, zu dem indessen von de
Weibern schon zugerichteten Schmause, der zwa
meistens nur in einer Sauferey, immerzu au
in einem Abendmahle auf ihre Art, bestehe
Die dabey gewöhnliche Musik mit Trommeln un
Pfeiffen, oder auch einer Cithare wird nicht leic
unte

terlassen. Diese gemeinschaftliche Arbeit, samt
darauf folgenden Sauferey, heissen sie Min-
, und behelfen sich damit die, so es vermö-
n, sowohl den Feldbau, als alle andere bey
iem Hauß- oder Schiffbau vorkommende Be-
werden, mit gesamter Hand zu bestreiten; da
gegen andere, denen es an guten Freunden,
r an zureichender Haushaltung gebricht, alle
se Arbeiten mit vieler und langsamer Mühe al-
n verrichten müssen. Ungefähr ein Monat
nach, bey günstigem Winde, stecken sie diesen
on dürren Strich Waldes in Brand, und nach
paar Tagen, weil eben durch solche Asche die
de noch fruchtbarer geworden, ohne sich von
hin und her noch liegenden dickern Stämmen
machen zu lassen, pflanzen sie, was ihnen
iebig, ebenfalls mit Einladung der guten Freun-
zur Gemeinschaft in der Arbeit und dem
hmause.

Alle pflegen so viel Kiele des **Platanus** zu
en, als ihnen von dieser Frucht zu Speiß und
ank nöthig ist. **Platanus** nenne ich, und so
nen dort alle Spanier jene vortrefliche Pflan-
welche die Portugiesen in Amerika **Pacova**,
Paneira heissen, und nicht allein durchaus
Amerika allen Leuten grosse Nahrung giebt,
dern auch in Asien und Afrika wohl bekannt ist
er dem Namen der **Musa**, des Adams- oder
radiesapfels. a) Sie ist gewis weit unter-
schie-

Platanus, Frucht und Pflanze.

a) Musa Paradisiaca. *Linn.*

schieden von dem sonst auch in ältesten Zeiten b
kannten Platanus, oder Maßholderbaum, d
sehr groß und nicht fruchtbar ist, da doch uns
Platanus, wiewohl er in seinem bis vier Ell
hohen Stamme fast einem Baume gleichet, son
in seiner übrigen Eigenschaft nichts mehr, als ei
Pflanze ist. Der nämliche Stamm dieses Pl
tanus blühet und bringt nur einmal Frucht; m
hauet oder wirft ihn alsdann um, und indess
wachsen, wie bey den Tulipanen, Lilien, u
dergleichen, obschon merklich größer, neben
seinem Grunde schon einige junge Kiele in d
Höhe, die man alsdann zur Fortpflanzung in g
hörige Ferne übersetzet. Man pflegt sie so
deutlich in der Reihe und gehöriger Ferne zu s
zen, daß wenn sie zu ihrer Höhe gelanget, u
ihre schöne Blätter ausgebreitet sind, ein ang
nehmes, und vor den Sonnenstralen wohl
decktes Wäldlein gebildet wird. Der Stam
geht weder in das Holz noch in Aeste. In
ner gröſten Dicke gleicht er zwar dem Halse
nes Mannes, doch weil er durchaus nur schwa
micht, und dabey sehr saftig ist, läst er sich
leicht mit einem Streiche abhauen. Er haf
an ganz wenigen und kurzen Wurzeln, und b
tet sich obenher unmittelbar in sehr schöne Blä
aus, deren eines etwann sechs Schuhe in
Länge, und zween in der Breite haben möch
Sie sind frischgrün, glatt, gleich einem At
glänzend, und breiten sich rings um in einen h
sic

ichen Busch aus. Mitten ober denselben steigt
in dicker Stengel hervor, welcher erstlich mit
einem Busche weißgelber Blüthe umgeben ist, sie
aber nicht lang behält, und indessen wachsen rings
um ihn herum, dick beysammen, wohl bis hun-
dert Früchte. Anfangs scheint es, als wären es
so viele grüne Feigen; sie gehen aber mit der
Zeit in die Länge, krümmen sich etwas einwärts,
und wenn sie vollständig reif, bekommt ihre
Schale eine schöne gelbe, immerzu etwas röth-
licht angelaufene Farbe. Den ganzen Büschel
dieser Früchte nennt man Racimo, das ist, ei-
ne Traube, oder auch den Kopf des Platanus,
und ein starker Indier wird ihn so leicht nicht mit
einer Hand aufheben. Meistens schneidet man
diese Trauben in ihrem Vollstande, aber noch
grün ab, bevor sie auf dem Stocke gelb, und
von den herumschwärmenden Papageyen verwüstet
werden. Drey Gattungen des Platanus sind
allda bekannt: eine, die gemeinste, von mehr als
Spannlangen Früchten; die andere, Pintones
genannt, sind weit größer und dicker, aber we-
niger zahlreich; die dritte Art der Früchte, Gui-
nœos, sind nicht über eine halbe Spanne lang,
aber dick und honigsüß. Man isset diese letztere
nur roh, als eine köstliche Schleckerey; sie ge-
ben auch, wenn man will, den besten Eßig. Den
gemeinen, noch nicht gar vollständigen, zieht
man die Schale ab, brät sie bey mäsiger Glut,
oder siedet sie, und so sind sie fast das tägliche

Brod der Indier, aber etwas unschmackhaf
Ganz vollständig, mit schon gelber Schale, wen
sie so gebraten, geben sie dem Geschmacke nac
gut Eyerbrod; recht weich, und so gesotten od
gebraten, geben sie einen süßen und edeln Lecke
bissen. Nachdem sie von selbst recht gezeitige
dürret man sie noch in der eigenen Schale, ba
in der Sonne, bald im Rauche, und so sind
ein stattliches Zuckerwerk; Blätterweise geschni
ten, und sofort im Schmalz gebacken, sind
eben so wohlgeschmack. Und was würde nic
noch mehr niedliches in Europa die sinnreic
Schlemmerey aus dem Platanus zu mach
wissen?

Maiz. Einen andern Strich Ackers bauen sie zuglei
mit ihrer Yuca, und dem hier so genannten tü
kischen Weizen an. Denn beyde vertragen si
gar wohl in einem Felde, weil dieser zur Aern
nicht mehr als drey Monate braucht, indess
aber das Unkraut nicht so überhand nehmen läß
da hingegen die Yuca, wie auch der Platan
erst gegen Ende des Jahrs zu ihrem Vollstan
gelangen. Dieser Weizen, bey den Peruane
Sára, bey den Spaniern Maìz genannt,
vom Anbeginn in Amerika eine bekannte Fruc
und wächst eben dort, wie in seinem Vaterland
weit treflicher, als in Europa, wird auch v
allen Völkern vielfältig gebraucht, theils z
Speise gesotten, gebraten, geröstet, oder
Mehl gemacht, und zu mancherley Gebäcke v
wend

wendet, theils zum Getränke, welches nach Belieben stark oder süß, daraus gebräuet, und auf peruanisch Assua, sonst auch insgemein auf spanisch Chicha (Tschitscha) genennt wird.

Die Yuca findet man zwar sonst von andern beschrieben, doch will auch ich einen kurzen Entwurf von ihr machen. a) Sie wächst sonst allerdings wie eine Staude, nicht mehr als Mannshoch; hat ihre sonst glatte Aestlein, die aber einer Handbreit mit gewissen knöpflichten Ringlein umgeben sind. Diese Aestlein zertrümmert man so, daß auf jedem Trumme zwey dergleichen Ringlein überbleiben. Ohne darauf zu sehen, welches das obere oder das untere gewesen sey, steckt man das Trumm schräg in die Erde, und ohne weitere Mühe schlägt das untere Ringlein in die Wurzeln, das nun obere in den Stamm der aufgehenden Staude, und in ihre Aestlein aus. Die Blätter sind sparsam, aber so groß, wie von einem spanischen Weinstock, und fünfeckicht zugespitzt, ganz glatt, an einem langen, schmalen Strengel, der bald grün, bald auch röthlicht angelaufen ist, und so sind oft auch die Blätter rückwärts röthlicht. Man braucht sie sonst zu nichts, als immerzu wie einen Kohl zu kochen. Die Stauden blühen zu ihrer Zeit, bringen aber keine andere Frucht, als an den Wurzeln, an denen rings herum eine Menge an,

Yuca, die Frucht und Staude

a) *Clus. L. X. c. LIII.* Jatrophax Manchot. *Linn.*

derer, dicker, und sonst rettichförmiger Wurzeln anklebet. Nach mehr oder weniger Fruchtbarkeit des Grunds, wachsen sie insgemein zwey, drey, auch vier Zolle in die Dicke, und gegen zween Spannen in die Länge. Ihre äusserste, fast Erdfärbige Rinde ist ganz dünn, die innere fast wie an den Rüben. Sie wird mit einer Muschel, die oft anstatt des Messers dienen muß, geritzt und leicht abgeschälet. Die Frucht ist schneeweiß und starr; bey sanftem Feuer gebraten, hat sie den völligen Geschmack einer Castanie; gesotten ist sie auch süßlicht, zu essen angenehm, sehr nahrhaft, und ein Koch, der sie zu behandeln weis, mag damit mancherley Wunder würken, die ein Fremdling für Gebäcke aus Mundmehl essen würde. Den Indiern dient sie häufig zu Speis und Getränke. Es läst sich auch aus der Yuca ein wohl geschmacktes Mehl machen, welches zum Theil in der Sonne, zum Theil auf sanfter Glut gedörret, und zu mancherley Haußgebrauche, vorzüglich aber für lange Reisen, als ein anständiger Mundvorrath, aufbehalten wird. Einige Nationen sind auch gewohnt, aus diesem noch feuchten Mehle gewisse (Cassavi oder Meyu genannte) Kuchen zu machen, die statt des Brods in guter Suppe aufgeschwollen nicht ungeschmack sind. Zwo Gattungen der Yuca sind überhaupt bekannt: eine, die nun beschriebene, süsse, und bey allen Völkern von Maynas gangbare, peruanisch Rumu genannt; die andere, insgemein die

wilde

wilde Yuca, bey den Portugiesen fast einzige, (Manioca) dient nur das Getränk, oder das Mehl zu machen. Sonst ist solche Manioca, so lang ihr der natürliche Saft nicht ausgepreßt worden, sie sey roh oder gekocht, dem Essenden tödtlich, wie Gift; wenn sie aber gerieben, und ihr der Saft gut ausgedrückt, und sie sodann getrocknet wird, ist sie der Indier von Brasilien ihr gemeines und unschuldiges Getränk.

Die meisten Indier haben auch einige gepflanzte Zuckerröhre; zwar nicht um Zucker daraus zu sieden, welchen die Mißionarien, so viel für sie und die Kranke nöthig war, aus Abgang des dazu gehörigen Werkzeugs, lieber weit her erkaufen wollten; sondern (roh oder gebraten) den Saft auszusaugen, oder auch das Guaràpo, ihr so beliebtes, aber auch sehr berauschendes Getränke, daraus zu machen. Zuckerröhre.

Eben so pflegen fast alle eine zulängliche Menge derselben Disteln anzusetzen, die schon genugsam bey uns, unter dem Namen der Ananas bekannt sind. a) Vielleicht ist solcher Nane durch die Portugiesen (denn sie legen ihr seligen bey) verbreitet worden; dort aber heist diese Frucht bey den Spaniern sowohl als Indiern durchaus Piña (Pinia) und Anóna. Mit einer Aehnlichkeit des Worts, nennt man in der Ananas.

a) Bromelin Ananas. *Linn.*

Landschaft von Maynas eine andere, auf Bäumen wachsende, aber eben so köstliche Frucht, die ich nachmals beschreiben will. Ich nannte sie eine Distel, wegen ihrer langen, schmalen, und sehr dornichten Blätter, mit welchen die Natur selbst eine so edle Frucht scheint verschanzet zu haben. Mit ihrer Beschreibung aber, weil sie in unsern Gärten nicht mehr gar seltsam ist, will ich mich nicht abgeben. Viele ziehen die gebratene Piña der rohen vor, weil diese gewaltig die Galle, mithin aber auch Fieber, Durchlauf, und dergleichen Zustände rege macht; da hingegen die gebratene der Gesundheit nicht so schädlich, weit süsser, und eines noch edleren Geschmackes ist. Wo man sie im Ueberflusse hat, wird ihnen der Saft nur ausgepresset, mit Saft der Zuckerröhre vermischt, einige Tage in die Gährung gestellt, und sodann, statt des köstlichsten Weins, unter guten Räuschen wacker ausgetrunken, oder auch daraus ein treflicher Brandwein gebrennet.

Baumwolle. Sie säen auch auf ihrem Felde einige Baumwollenstauden. Denn wenige sind schon zulänglich, die ganze Familie zu kleiden, und mehr verlangen sie nicht, weil die Baumwolle nirgends aus dem Lande, sie mit Gewinn zu verkaufen, könnte hingebracht werden, wo man sie nicht schon wohlfeiler zu Hause hätte; von selbiger aber mehr, als die Familie erfordert, zu spinnen, ist den Weibern zu mühsam, die übrigens mit Kindern, und mit mannigfältigen Hauß- und Feldarbei-

rbeiten sattsam überladen sind. Es giebt auch
ur Genüge eine wilde Baumwolle, Huambru- Wilde.
ho (Huambrutscho) genannt, auf gewissen sehr
ohen Bäumen. a) Sie wächst in einer harten,
nd wie ein Straußeney großen Schalen. Schon
n ihrem Vollstande öfnet sie sich von selbst, und
nthält auf Art der sonst bekannten Baumwolle
iele Saamen in einem Zapfen zusammengefügt,
nd mit weißer Wolle überzogen. Solche
Wolle giebt an Weiche und an Glanze der
Seide gar nichts nach, und wenn sie sich recht
innen ließe, wäre sie billig sehr hoch zu schätzen.
Man hat bisher den Versuch öfters, aber um-
onst gemacht, weil der gesponnene, sonst recht
chöne Faden, nicht fest bleibt, sondern von der
Sonnenhitze angezogen, gleichsam aufschwillt,
nd sich auf die Seite, woher er gedrehet war,
urück wälzet. Man läst dieser Ursache wegen
iese Wolle dort, wo sie wächst, fast umsonst ver-
erben.

Es giebt viele Gattungen der edelsten Wur- Gamo-
eln, oder Erdäpfel, deren Namen mir insonder- te, Ba-
eit nicht beyfallen, von einem in Europa ganz tata,
nbekanntem Geschmacke. Eine derselben heissen wurzel.
ie Spanier Batata oder Gamote, die Perua-
ner Cumári, von mancherley Art. Die ämsi-
gern Indianerinnen bewerben sich, in ihren Fel-
dern solche zur Schleckerey der ihrigen und guter

a) *Clus. L. I. C. XIV*, Arbor lanifera peregrina.

Freunde, zu erzeugen. a) Sie wachsen wie Grund
reben über der Erde weit und breit herum, un
so viel ihrer Knöpflein an die Erde reichen, s
viele neue Wurzeln fassen sie. Die Wurzeln
nach Beschaffenheit des Grundes, sind von ver
schiedener Größe, mit einem ganz dünnen Häut
lein bedeckt, meistens von Perlenfarben, süssen
nahrhaften Fleisch, und sehr angenehmen Geruch
sie möchten gebraten oder gesotten seyn. Sons
haben andere ein rothgelbes Fleisch, und ander
ein violblaues, jede von besondern Geschmacke
Sie werden auch unter das Getränk von Yuc
vermischt, und geben ihm eine besondere Annehm
lichkeit. Sie lassen sich, obschon ausser der Er
de, frisch und körnicht, wohl über ein Mona
lange behalten, und sind eben darum auf eine
langen Reise ein gutes Zugemüße, da hingege
die Yuca ausgegraben, sich nicht leicht über vie
Tage, ohne zu faulen, halten läst.

Eine andere unterirdische Frucht nennen di
Spanier Mani, die Peruaner Ynchic (Intschick)
Sie geht aus dem Saamen in ein Stäudlein
gleich der Feldbohne, mit etwas ähnlicher Blü
the; die Frucht aber ist unter der Erde an der
Wurzeln, in gewissen daran klebenden Hülsen, in
denen bis vier oder fünf gleichsam kleine Hasel
nüsse verschlossen sind. b)

Viele

a) *Clus. L. X. C. LIII.* Colvolvulus Batatas. *Linn.*

b) *Lerius, American. Histor. C. XIII. Brasilis:* Manóvi.

Viele Indier haben da und dort auf ihrem
lde auch eine Frucht, die an jeder herrlichen
pfel auftretten dürfte, sonst **Murucuya**, bey
n Spaniern **Granadilla** genannt, wegen eini-
r Aehnlichkeit mit dem Granatapfel; wiewohl
, wie dieser, kein Krönlein trägt, und auch
nst an der Schale unterschieden ist. a) Man-
erley Gattungen derselben giebt es in Amerika.
n der Landschaft von Maynas kennet man doch
e einzige, mit ganz runder, glatter Schaale,
Größe einer Pomeranze. Sie ist nicht beug-
m, sondern vielmehr gebrechlich, wie ein Ey,
nfangs grün mit vielen weißen kleinen Tüpfel-
en, und ist sonst schön Goldfarb. In dieser
Schaale ist die Frucht mit ganz dünnen Häutlein
enfach in die Länge abgetheilt, und besteht in
ner Menge ganz kleiner schwarzer Körnlein, die
rch dünne Faserlein gegen die Mitte zusammen-
ängen; jedes aber ist auf Art der Granatkörner
it einem wässerichten, aber süssen und lieblichen
fleische überzogen. So wie sie sind, schlürfet
an sie aus der Schale, wie ein weiches Ey.
Sie ist Gesunden und Kranken eine sehr anständi-
e Erquickung, kühlet die Hitze, und benimmt
em Magen die unmäßige Schärfe. Ihr Sten-
el, an den sie ansetzt, gleicht dem Eppich, oder
Baumepheu, sowohl in der Gestalt, als in dem,
aß er mit Beyhülfe gewisser kräußlichter Fäser-

a) *Clus. L. X. Cap. LXVI.*

lein über die Aeste der Bäume, oder vorsetzli
aufgerichtete Hecken hinaufklettert, und sich au
breitet. Aber die vornehmste Eigenschaft d
Granadilla ist ihre ganz besondere Blüthe, son
die Paßionsblume genannt, weil sie in schönst
Ordnung und verschiedenen Farben die vornehm
sten Werkzeuge des Leidens unsers Herren sich
bar ausdrücket. *)

Ingwer-wurzel. Die meisten Indianerinnen sind auf ihren
Felde mit einigen Ingwerwurzeln versehen, s
viel sie nämlich deren zur Haußarzney nöthig ha
ben, bald wider den Magenschmerzen, bald wide
ein zu gewaltiges Abweichen der Gedärme, an
meisten aber wider die vielfältigen Würmer de
Lei

*) Menſibus his noſtros etiam Granadilla per hortos
Floret, Amazonii quam litore fluminis ortam
Ad nos extremo Peruuia miſit ab orbe.
Flos alte inciſos criſpato margine frondes,
Caule in ſublimi, uallo praetendit acuto,
Spinarum in morem: patiens, o Chriſte, tuorum
Inſcriptus foliis ſumma inſtrumenta dolorum.
Nam ſurgens flore e medio capita alta tricuſpis
Surſum attollit apex, clauos imitatus aduncos.
Ren. Rapini Hortor. L. I. *Ferrarius* de florum cultura. p. 190. Il fiore della Granadiglia, o vero della paſſione di N. S. Gieſù Criſto, ſpiegato e lodato con Diſcorſi e varie Rime etc. in Bologna, 1609. 4. Lateiniſch in *Iac. Gretſeri* Horto S. Crucis. Ingolſtadii, 1610. 4. mai. pag. 273—294. ℳℳ.

s, von denen dort jedes Alter und Geschlecht
er vieles Ungemach und mancherley Krankhei-
zu leiden hat.

Hierzu kommen auch einige Stauden ihres nigfaltigen Pfeffers; zwar nicht jenes, der ier ein bekanntes Gewürze aus Ostindien ist, ern den man dahier den türkischen Pfeffer, unter Spaniern Pimentòn, oder eigentlich (Achi), auf peruanisch Uchu (Utschu) nen. Axi, westind. Pfeffer.

Dort giebt es davon verschiedene Gattun-
. a) Einige haben Fingerlange, schön Pur-
farbe Hülsen: andere zwar auch schön rothe
r ganz kleine und rundlichte, dabey sehr scharf
fende: andere sind goldfärbig, auch sehr beis-
, und von einem widerwärtigen Geruche.
dere sind immer grün, oder auch braun. Sol-
r Pfeffer ist zu den Speisen aller Indier das
te und fast einzige beliebte Gewürz; viele ent-
ren lieber das Salz, als ihren Uchu. Man
ucht ihn auch sonst zu mancherley, zu Arzney-
tteln, zu einer Menge Aberglauben und Zau-
reyen, und endlich ist er eines der Erforder-
se zu ihrem schon oben gemeldten Gift. Oft
nn solches Gift ihnen ausgeraucht und kraftlos
worden ist, wissen sie es nur allein mit ihrem
rksten Pfeffer wieder herzustellen.

Unter

a) *Clus. L. X. Cap. LIV.* Axi Capsicum.

Barbasco, eine giftige Wurzel.

Unter ihre Ansaat gehört noch eine gew
Staude, Barbasco genannt. a) Viele Ind
pflanzen derselben einen guten Vorrath, weg
der Wurzel, die ihnen zum Fischfange gute Di
ste leisten muß. Es wird anderswo davon
mehrers zu melden seyn. Die Wurzel hat
ihrer Bildung eine Aehnlichkeit mit unserm K
ne, sonst wenn sie zermahlen wird, giebt sie
nen milchichten Saft, aber von widerwärtig
Geruche. Solcher Saft, wenn er mit dem W
ser vermischt wird, bringt die Fische in eine Oh
macht, und zwinget sie, ganz an die Oberflä
des Wassers herauf zu kommen, wo man sie
dann theils mit Wurfpfeilen erschießet, the
auch mit Fischreussen zusammen fangen kan
Es tödtet auch ohne vielem Verzug die Leut
wenn es etwann im Getränke oder Speisen, ihn
beygebracht wird.

Reiß.

Und hiemit schon genug von der Ansaat. E
nige Mißionarien pflegten auch für weite Reise
oder zu ihren Haußbedürfnissen den Reis ansä
zu lassen. Er wuchs häufig und ausbündig; d
Indier aber, weil ihnen die Säuberung der Körn
chen von den Spreuern zu mühsam dünket, wo
len sich mit dessen Ansaat nicht abgeben.

II

a) *Loefling. Chrysophyllum*: *Iaquinia armillaris*: pag
267.

II.

elche sind vorzüglich die fruchtbaren Bäu, me? Welche sind von besonderer Nutzbarkeit an ihrem Holz, Harz, oder Rinde?

Die Natur, Eigenschaft und Nutzbarkeit al, und jeder fremden Pflanzen, Bäume, Ge, iuche, Wurzeln, die dort ohne menschliches Zu, n so vielfältig wachsen, deutlich zu beschreiben, gar nicht mein Vorhaben. Solches erforderte mehr, als einen Mann, wenn er sich auf de, Erforschung auch mit allem Fleisse, ohne an, e Obliegenheiten, viele Jahre hindurch gelegt te. Kurz, dort ist mit Wahrheit die neue elt, welche nicht minder als die alte, mit ih, so verschiedenen Erzeugungen, die unbegreif, e Macht des Schöpfers verkündiget. Et, s will ich doch beybringen, anstatt vieles an, n, das entweder dort zu ergründen mir die it und Gelegenheit nicht verstattet, oder schon der Ferne die Vergessenheit entrissen hat. So e dort der Herbst, der Winter, der Frühling t ihren Aeusserungen ganz unbekannt sind, eben halten die Bäume in einem immerwährenden ommer ganz andere Gesetze, in Rücksicht sowohl f die Zeitigung ihrer Früchte, als auf die Er, uerung ihrer Kleider. Einige binden sich mit m Vollstande ihrer Früchte jährlich an gewisse lonate, diese Gattung an eines, jene an ein

an=

anders: andere halten ordentlich wechselsweis
re Frucht, und Ruhejahre: andere pflegen
keiner Ruhe, sondern sind das ganze Jahr hind
zugleich voll der Blüthe, der grünen Blätter,
Früchte von mancherley Größe und Wachsthu
Einige Bäume werfen zu gleicher ordentlichen
des Jahrs auf einmal die Blätter ab; erst
aber solche gar bald wieder mit frischen.

Chonta, eine Palme.

Der allgemeine Name des Palmbaums
greift in seinem Umfange viele verschiedene
tungen. Nebst mancherley unfruchtbaren ke
man dort sechs fruchtbringende; erstlich zwar
Chonta (Tschonta); sie führt sehr große mit lan
schmalen Lauben dick besetzte Zweige, und ü
trift alle andere an der Schwere und Härtig
ihres Holzes. Ihr dicker und hoher Stamm
durchaus mit sehr spitzigen, langen Stacheln
fig bewafnet, als wollte damit die Natur
seine köstliche Frucht wider alle Nachstellun
verwahren. Diese Frucht erzeugt sie am o
sten Stamme, dort wo er anfängt, sich in
Zweige zu zertheilen, erstlich zwar in einer
länglich grossen Hülse verschlossen; diese öfnet
aber, und entfällt ihr endlich gar. Da muß
sich sodann die Frucht in Bildung einer gro
Traube vorstellen, wie von etwann zweyhun
Beeren, deren jede einer mittelmäßigen B
an Größe gleichet. Sie sind mit einer glän
den dünne Schaale überzogen, einige in i
Zeitigung schön roth, andere Gattungen d

auben sind entweder Goldfarb, oder immer
ün, oder gelb mit roth unterlaufen. Das
eisch ist sehr hart, wenn es aber gut gesotten
, wird es eßbar, ist Goldfarb, ganz mehlicht,
ch zugleich ölicht, und eines balsamischen Ge-
macks; mit etwas Zuckerhönig benetzt, ist es
s köstlichste Schleckerbißchen. Der einzige run-
Kern (wiewohl es auch eine ganz kernloße
attung giebt) ist in einer harten Schaale ver-
lossen, wie eine Muscatnuß anzusehen, von sel-
ger ausgelöst, gleich einer Mandel, und
mackhaft zu essen. Man kann es sich nicht vor-
llen, was für großen Antheil die Indier an
eser **Chonta** nehmen, währender zwey bis drey
Monate, da jährlich ihre Aernte angeht. Sie
ent ihnen nicht allein zur Speise, sondern auch
m Getränke, bey welchem sie sich recht lustig
achen, und viele schwere Köpfe davon tragen.
ieses ist sehr nahrhaft, wäre auch sonst sehr
blich und schmackhaft, wenn es nicht durch das
äuen der Weiber in die Gährung und zu seiner
Stärke gebracht würde, wie ich am gehörigen
rt deutlicher beschreiben will.

Ungurave nennet man eine andere Gattung Ungu-
er Palme. Sie öffnet sich obenher gleichfalls rave, ei-
sehr grosse Zweige, die aber nur paarweise mit ne Pal-
ar langen und schmalen Blättern besetzt sind. me.
Die ganze Frucht gleicht einer grossen Traube,
ur so, daß man sich anstatt der Beeren, einen
üschel vieler Oliven vorstellen muß. Diese

Bee-

Beeren oder Datteln sind auch sonst wie Oli
gestaltet, aber mit einer etwas härtern, schw
blauen Schale bedecket. Sie haben in
Mitte einen harten Kern, gleich der Chonta,
auch mit etwas violblauem Fleische überzogen
Solches Fleisch gesotten ist eßbar, oder di
auch, ein Getränke daraus zu bereiten, welc
wohlgeschmack, abkühlend, und sehr gesund
Einige Mißionarien haben gewust, aus die
Ungurave ein köstliches Oel auszuziehen,
an Geschmack und Farbe dem besten Olive
nichts nachgiebt, und in so weit noch vorzuzie
ist, weil man in ihm verschiedene Arzneykräfte
entdecken angefangen, besonders innerliche Sc
den damit auszuheilen, und auch äusserlic
Wunden, wie mit einem Balsam, in Kürze
zuhelfen.

Achua, eine Palme.

Die Achua (Atschua) thut es allen and
Palmen an Größe und Dicke bevor, und bri
ihre Frucht eben auch am obersten Stamme,
Gestalt einer ungeheuern Traube. Ihre P
ren oder Datteln aber sind auswärts wie ebe
viele noch geschlossene Zirbelzapfen gebildet,
mit kleinen schön rothen Schuppen ganz übe
gen sind. Diese Zapfen obenhin gesotten,
von den Schuppen abgeschabet, zeigen alsd
ein zwar weniges, doch sehr lieblich goldfa
Fleisch. Der Kern ist sehr groß, und bes
aus einer Menge der in einer weissen Haut

sammen gedrückten Körnlein, ist aber sonst von
iner bekannten Nutzbarkeit. Die Zweige der
chua theilen sich, wie ein Busch langer und
rmdicker Stangen, die sich gegen das Ende in
n ungemein großes Blatt, das in die Rundung
ön Strahlenförmig ist, ausbreiten. Nebst
m, daß diesen Zweigen ein ganz dünnes Häut-
in abgezogen, und mit selbigem, wie schon ge-
gt, das Tuch Cachivango gewebet wird; sind
ese Stangen mit einer glänzenden, schön grü-
n Rinde bedeckt, die man ihnen Sträußelweise
zieht, um daraus mancherley Sorten der Kör-
, oder wie Binsendecken, artig zu flechten.
Das merkwürdigste ist, daß vielleicht kein anders
olz in der Welt geringer, als jenes dieser Stan-
en seyn möchte. Es ist ganz Binsenartig und
hwammicht. Man kann die ganze Stange nach
er Länge in zwey Leisten, nur mit einem durchge-
genen starken Faden zerschneiden; viele dieser
eisten nähet man genau nach der Länge zusam-
nen, und man mag sofort eine ganz gleiche Wand
amit zu Stande bringen, die man aus ordentlich
ezimmerten Brettern zu seyn glauben würde.
Hiemit haben sich immerzu die Mißionarien be-
olfen, mit weniger Mühe da und dort eine sau-
er scheinende, obschon freylich nicht langwürige
Wand, und dergleichen mehr, in der Eile und
Noth aufzuführen. Innerhalb des Stammes
findet man viele gar fette Würmer, gleich den
Seidenwürmern. Die Indier fressen sie roh,

oder obenhin geröstet, mit grosser Begierde, wi die köstlichste Leckerbissen.

Chambira, eine Palme.

Die Chambira (Tschambira) ist am Stam me weit kürzer, und führt wohl fünf bis sech Ellen lange Zweige, die ihre nur Daumenbreite aber wohl auch Ellenlange Blätter beyderseits vo einem schmalen Halme hintan strecken. Da man diesen Blättern ein ganz dünnes Häutlei abziehe, daraus aber mancherley Schnürlein un Stricke drehe, zu allen Sorten der Netze, de Luftbetten oder Hamacas, und dergleichen meh ist schon anderswo erwähnet worden. Die Fruch der Chambira besteht, so zu sagen, in einen Büschel gewisser Nüsse, die sonst allenthalben de sogenannten Cocusnüssen sehr ähnlich, aber nich viel grösser, als ein Gansey sind. An ihrer glat ten, harten Schale klebt innerhalb rund herun ein schneeweißes, zweckichtes Fleisch, etwann i Dicke eines kleines Fingers. Dieses käuet man und es giebt einen wohlgeschmacken Saft wi Milch. In der Mitte ist solche Nuß zu verschie denen Zeiten bald leer, bald voll eines klare wohlriechenden Wassers. Die eigentliche Co cusbäume aber, die zwar an allen Meerufern i Amerika häufig erzeugt werden, sind in den Län dern des obern Maragnon unbekannt.

Keine Cocusbäume.

Yarina eine Palme.

Der Yarinastamm wächst nicht über eine oder zwo Ellen in die Höhe. Ihre Frucht, sonst in Größe einer mittelmäßigen Melone, hat übri gens die Bildung eines Zirbelzapfens, von Farbe dun

kel violblau. Die Indier pflegen dessen Bäl, oder Beere, die fast im Geschmacke blauer einbeeren sind, auszusaugen. Die Zweige d sonst auf die Art der **Chambira**, nur daß se Blätter weit breiter sind. Insgemein be- nt man sich, die Kirchen und Häuser zu dek- , der **Yarinazweige**, weil sie leichter, als an- e, zu finden sind. Man spaltet den mittlern lm nach der Länge, bindet sodann etwann sechs r acht solche Halbzweige in Büschlein zusam- n, und heftet solche Büsche alsdann Stufen- ise auf den Dachstuhl übereinander; so hat n das Dach mit eben so vielen Schindeln, als ätter sind, ohne Zuthun eines Nagels, auf ein r Jahre gedeckt. Doch sind solche **Yarina-** **tter**, weil sie den groben Winden, und auch Fäulung nicht so sehr widerstehen, nicht die te Gattung, die Dächer zu decken. Die uerhafteste heist man **Palmiche**, sind aber nicht leicht in gehöriger Menge aufzubringen. Man eine ganz besondere Art, sie unter einander verbeugen, und ordentlich auf den Dachstuhl ubinden. Ein solches Dach aus **Palmiche** t artig in die Augen, und mag wohl einige ölf Jahre dauern. Viele Völker bedienen sich ihren Dächern auch einer andern Gattung von ättern, **Yarappa** genannt. Die Art, solche zuflechten, ist etwas mühsamer, aber auch uemer, in einem damit gedecktem Dache die fallende Beschädigungen auszubessern.

Palmito, eine Palme.

Unter die fruchtbaren Palmen zähle ich a
den dort sogenannten **Palmito**; zwar nicht,
wäre seine Frucht auch eßbar, sondern weil n
seine junge Triebe oder Schossen, die er auf d
höchsten Gipfel austreibt, so lang sie noch in
rer grösten Zartheit sind, aufzubringen suc
Denn sie sind gut zu essen, sowohl roh mit
sig und Oele angemacht, als ein guter Sa
als auch obenhin gesotten, und mannichfältig
gerichtet, als eine recht edle Grünspeise. N
schmackhafter sind auf solche Art die zarten Sc
sen des **Chontabaumes**, weil man aber die
seiner Frucht zu Liebe, nicht leicht beschädi
will, pflegt man auch seine Schossen zu vers
nen.

Tarapoto, eine Palme.

Tarapoto nennet man eine ganz gem
Art der Palmen, welche, wiewol sie keine es
re Frucht ist, doch sonst allen Völkern einen v
fältigen Nutzen bringt. Ihren Stamm spa
man nach der Länge, löst ihm von der Mitte
schwammichtes Mark oder Fleisch heraus, klo
die so gespaltene Rinde so eben als es möglich,
macht gleichsam ein Brett daraus. An di
Orten weis man fast nichts von andern Brette
nicht aus Mangel des Holzes von allerley G
tung in einem unermeßlichen Walde, sondern
solche zu sägen insgemein zu mühsam fällt. D
se so gestaltete **Tarapotobretter** müssen also
Stelle aller andern vertretten, und sich bald
einer Bettstatt, bald zu einer Bank, bald zu

n Fußboden in einem Hause brauchen lassen,
ld auch das ganze Hauß mit einer leichten
and einzuschliessen, und zu was man immer
ch mehr die Bretter dort, wo gar keine sind,
uchen möchte.

Alle Völker von Maynas haben auch im Ge- Papaya, Frucht und Baum.
uch in ihren Feldern, oder nahe an ihrem
ause, einige Papayabäume zu pflanzen. a)
h sage, Bäume, weil sie in ein, obschon
r schwammichtes Holz gehen, und an Höhe un-
n Zwetschenbäumen gleich kommen. Sonst
er wären sie eigentlich nur unter die Pflanzen
zählen, theils wegen der Bildung ihrer gro-
schönen Blätter, die sie, besser zu sagen, an
ngen Stengeln, als Aesten, tragen, theils weil
in einem einzigen Jahre zu ihrem ganzen Voll-
nde und Fruchtbarkeit gelangen, auch nicht
cht über drey Jahre zu dauern pflegen. Sol-
ihre Früchte bringt die Papaya nicht an den
tengeln, oder seyn sollenden Aesten, sondern
mittelbar aus dem obersten Stamme hervor,
Größe und auch Gestalt einer Melone; doch
enn sie recht reif sind, in einer ganz weichen,
lben, glatten Schale. Das Fleisch dieser
ucht ist sonst auch dem der Melonen sehr ähn-
h, nur daß es nicht so fasericht, wie insgemein
eses ist; zu dem sind die Kerne der Papaya,
e Pfefferkörnlein rund, schwarz, mit weißen

a) *Carica Papaya*; Linn.

Tüpfelchen gesprenkelt, und wenn man ungef
einen zu käuen bekommt, beisset er gleich d
Pfeffer. Einige essen immerzu vorsetzlich sol
Kerne, wenn sie ein zu starkes Abweichen gest
wissen wollen. Man isset auch die noch jun
Papayafrucht, obenhin gesotten, zerhacket, u
Anona, Baum und Frucht. wie süsse Rüben zugerichtet. Eben so pflan
viele auf ihrem Felde, oder am Rande ihrer H
ser, einige **Anonabäume**, die an Gestalt u
Größe fast unsern Zwetschenbäumen gleich ko
men. a) Ihre sehr edle Frucht wächst nicht, w
die **Papaya**, unmittelbar aus dem Stamm
sondern auf den Aesten, und giebt in ihrer voll
Größe einem siebenjährigen Kindskopfe nicht v
nach. Ihre Schale ist lederartig, zäh, dick, u
beugsam, sonst aussenher wie die Pina oder An
nas, zakichter Gestalt, und schön gelb angela
fen. Innerhalb ist sie ganz voll eines schne
weißen, weichen Fleisches, welches gegen die M
te zu (wo ihr ein Zake durchgeht) mit viel
großen, einer Feldbohne sehr ähnlichen, braun
Kernen untermischet ist. Die Schale reisset m
entzwey, und so isset man das Fleisch mit Löffe
heraus; es ist im Geschmacke wie Milchrahr
doch von etwas balsamischem Geruche. D
nämliche Frucht, aber viel kleiner, heißet m
im Reiche Quito, und anderswo **Chirimoy**
sonst auch anderwärts: **Guanabua**, in Bra
lie

a) *Annona Syrammosa.* Linn.

n aber **Araticu**, und ist eine der köstlichsten n Amerika.

Caimito, dem Pomeranzenbaume in seiner Caimito, Baum und Frucht.
tellung sehr ähnlich, wird auch von einigen ge- anzet. Seine Frucht in Gestalt eines der öften Limonien, von goldfarber, ganz glatter, eicher Schale, pflegt man der Länge nach ent- ey zu schneiden. In der Mitte liegen zwey z drey große, harte, ganz glatte, und nglichte Kerne von brauner Farbe; man löset ganz leicht heraus, und so ist das an der chale klebende Fleisch fast speckartig, wird mit nem Löffel heraus gestochen, und ist von einer r angenehmen Süße. a) Wenn aber solche ucht jemanden unter die Zähne kommt, der da- it nicht umzugehen weis, und das Fleisch un- ittelbar aus der Schale heraus naschen wollte, r wird unvermerkt seine Lippen durch die kleb- chte Milch, die aus dem Abschnitte der Schale raus triefet, zusammen geleimet finden.

Aguacate nennen die Spanier, **Palta** die eruaner, einen Baum, fast auf Art unserer irnbäume, der auch in dortiger Landschaft von nigen gepflanzet wird. Seine Frucht gleichfalls e eine der größern Birnen, aber dem Stengel ch mehr wie eine Feige, ist mit immer grüner, nz dünner Schale bedeckt. In der Mitte führt Aguacate, Baum und Frucht.

a) *Chrysophylium Cainito.* Linn.

sie einen einzigen, sehr großen, runden, und dure
aus harten Kern, der sich, wenn er ausgetrockne
in zwo sonst kaffeförmige Bohnen zertheilet. So
che Kerne pflegten die Mißionarien zur Arzn
aufzubehalten. Denn man hat an ihnen ein tre
liches Mittel wider die Ruhr gefunden, besonde
wenn solche von Würmern veranlasset war. Di
se zwar sehr bittere Kerne zerstößt man zu Stau
und giebt von selbigem etwann einen halben Lö
fel, mit Wasser vermischt, dem Kranken einz
nehmen. Das Fleisch solcher Frucht klebt, w
bey den Melonen, an der Schale, ist von Far
grünlichtgelb, sonst Butterweich, wird mit Lö
feln herausgestochen, und ist sehr wohlgeschmac
sowohl für sich ohne andern Zusatz, als beso
ders, wie es einigen besser schmeckt, mit weni
Salz, oder Pfeffer, oder auch mit Zucker be
streuet.

Zapóte, Baum und Frucht.

Ein anderer, Zapóte genannter Baum
wächst mit dickem, geraden Stamme sehr hoch
öfnet sich alsdann in schöne breite Aeste aus, mi
großen, halbrunden, und pappelartigen Blättern
die auswärts schön grün, innwärts etwas aschen
farb sind. Vermuthlich mag dieser Baum in sei
ner Gattung der nämliche seyn, der sonst anders
wo bey den Spaniern auch Mamey genenn
wird. a) Seine meistens häufige Früchte sind
etwas größer als Pomeranzen, nicht recht rund,
und

a) *Achras Sapota.* Brown.

d mehr herzförmig. Die Schale ist auswärts,
e bey den Pfirschen, etwas wollicht, Olivengrün,
äunlicht angelaufen, und bey dem Stengel mit
nem runden Schildlein bedeckt. Wenn sie ge-
altet, zeigt sich das Fleisch, wie bey den Melo-
n, aber noch röthlichter, und mit einer Menge
r dünnesten Fäserlein verstricket, so daß man es
ehr saugen, als essen mag. Die zwey, drey,
ch bis vier länglichte Kerne sind gleichfalls mit
lchen saftigen Fäserlein ganz überwickelt. Alle
ndier halten sehr vieles auf diese Frucht, wegen
rer angenehmen Süßigkeit, und wiewohl man
merzu erfahren hat, daß sie die Galle, und öf-
rs das Fieber erreget, läßt sich doch die schlek-
rhafte Gefräßigkeit der Indier um die Hornung
nd Märzen Monate, wo man sie im Ueberfluße
ufbringt, darüber nicht irre machen. Ich habe
instens in einem weit und breit entvölkerten Lan-
e einen großen Strich Waldes fast nur aus die-
n **Zapotebäumen** angetroffen.

Bald auf diese folgt jährlich in der Zeit ih- Cacao, Frucht.
er Reise, nämlich um die Monate März und
pril, die so weltbekannte **Cacaofrucht**, wel-
he in diesen Wäldern ohne menschliche Mühe,
nd häufig hervorkommt, so fett und wohlge-
chmackt, als man sie irgendwo finden mag; zwar
mehr zum Genuße der Affen, als der Indier. Ei-
ne und die andere halten sich mit den Kernen, die
man doch in Europa so theuer kauft, gar nicht
uf, zerschlagen die Melonförmige, auswärts

goldfarbe Schale, worinn gleichsam eine Traub
verschlossen ist, und saugen nur die weiße saftig
Wolle, mit der alle diese, an der Traube han
genden Kerne überzogen sind. Solche Wolle i
eigentlich das Fleisch der Frucht, angenehm sü
und am Geschmacke einer Muskatellertraube ähn
lich. Die Kerne aber werden weggeworfen, aus
genommen was etwann der Mißionar für seine
Gebrauch auf ein Jahr aufbehalten wollte. Den
weil Fluß abwärts aller Handel mit den Portu
giesen höchstens verbotten war, aufwärts aber
solche Kerne zum Verkauf nicht anderswo hin
als nach Quito, über so weite Umwege und rau
he Gebürge, konnten gebracht werden, wohin man
ohnedem Cacao genug von der Nähe auf Lastthie
ren leicht und wohlfeil bringet, so war es ganz
unnütz, solche Kerne in den Ländern von Maynas
zu sammeln; und eben so unnütz wäre es, mit sel
bigen weiters mich aufzuhalten, nachdem eine so
Weltbekannte Frucht schon vielfältig von andern
beschrieben ist.

Indi, sche Man, deln.

Etwas seltsamer ist in jenen Wäldern der
Baum, welchen einige den westindischen Mandel-
andere den Kastanienbaum nennen; aber beyde
mit Unrecht; wiewohl er auch in etwas mit einem
und dem andern überein kommt. Der Baum
selbst ist mehr von Kastanienart; denn unter den
fruchtbaren ist er einer der gröstен, von einem
sehr harten Holze, auch die Frucht hat mehr
von einer Kastanie, in Rücksicht auf ihre Größe,

auf

f die Bildung, und auf die Menge der spitzi-
n langen Stachel, mit denen die mittlere Scha-
noch weit mehr, als bey den Kastanien bewaf-
t ist. Sonst aber, so lang die Frucht noch
cht in ihrer vollständigen Reife ist, sind solche
ck umher stechende Stachel mit einer andern wei-
en und glatten Haut, wie junge Nüsse oder
Mandeln, überzogen, und selbige fällt in der vol-
n Zeitigung von selbsten hinweg. Wenn aber
r Kern mit vieler Mühe von seiner spitzigen
Schale endlich ausgelößt ist, so findet man ihn einer
Mandel ähnlicher, sowohl am Geschmacke, als
n dem dünnen braunen Balge, mit dem er un-
mittelbar bedeckt ist. Zur Zeit, da diese Man-
eln hin und her in den Wäldern reif zu werden
eginnen, pflegen die Fledermäuse alle Nächte
erselben eine Menge in das Dorf zu bringen,
ermuthlich um solche zwischen den Blättern der
Dächer aufzubehalten. Indessen aber entfallen
hnen viele aus den Zähnen, so daß frühe Mor-
ens um solche Zeit die erste Sorge der Kinder
t, nur geschwind andern ihres Gleichen vorzu-
ommen, und die Kirche oder ihre Häuser, sol-
her hin und her entfallenen Mandeln halber, zu
urchsuchen. Zugleich dient ihnen diese Spur
ur Erinnerung, daß es nun Zeit ist, diese
Früchte in der Ferne bey den bewusten Bäumen
elbst aufzusuchen.

So ist auch jene Frucht von ganz besonderer Art, welche einige die Mispel von Indien, andere

Mispel von Indien.

dere Naranja podrida, das ist die faule Pome
ranze, nennen wollen; beyde wiederum mit Un
recht, wiewohl auch mit einigem Grunde. Si
wächst nicht, wie bey uns, auf Sträuchen, son
dern auf dicken, hohen Bäumen, von sehr har
tem Holze, und ist im Geschmack und an Farb
eine wahre Mispel; aber wegen ihrer Gestalt und
Größe, würde man sie allenthalben für eine fau
le, ganz mattbraun angelaufene Pomeranze hal
ten. Man findet ihrer nicht viele.

Uvilla, Frucht. Die insgemein Uvilla (Uwilia), oder Wein
traube, genannte Frucht, wächst auf hohen Bäu
men, und ist sowohl am Geschmacke, als an ih
rer ganzen Bildung, wie eine blaue große Wein
traube. Ihre sehr schöne Blüthe pflegt man
auch zum Aufputze der Kirchen aufzusuchen. Sie
besteht in einem Büschel hoch violblauer mit gelb
artig vermischter Blümlein.

Weiße Maulbeere. Ein anderer fruchtbarer Baum hat keinen
fest gestellten Namen. Meines Erachtens möch
te man ihn den weißen Maulbeerbaum heissen,
weil seine Frucht fast wie diese gebildet ist, schön
gelb, etwas mit roth angelaufen. Ihr Ge
schmack ist sehr angenehm, von ansäuerlichter
Süße, und wächst auf mittelmäßigen Bäumen.

Pacay, eine Frucht. Unter die fruchtbaren Bäume gehören billig
noch die insgemein Pacay genannte, die sich an
den Ufern der meisten Flüsse zahlreich einfinden,
und jährlich um das Wintermonat den Indiern
sowohl, als den herum schwärmenden Affen eine

Schlek-

chleckerey darbieten. Ueberhaupt sind sie von
ey verschiedenen Gattungen. Eine ist voll ge-
sser, wohl Ellenlanger, und bey zwey Zoll brei-
r Scheiden oder Hülsen, die auswärts grün
n Farbe, auf Art der Pfirschen rauch, aber von ei-
r in die Länge ausgezogenen sternichten Bildung
d; innwärts ganz glatt und wie weißer Atlaß. Die
dere trägt auswärts ganz glatte, breite, aber
r Spannlange solche Scheiden. Die dritte
swärts wohl auch rauche, doch nicht viel
ößere, als jene der Feldbohnen sind. Nach
Saas ihrer verschiedenen Größe ist in selbigen
Scheiden eine Reihe bohnenartiger Kerne, die
leichsam mit schneeweißem Sammt überzo-
en scheinen. Diesen weißen Balg pflegt man
dem Munde auszusaugen. Viele Indier fres-
n ihn wohl auch mit Haut und Haare. Der
Saft ist köstlich und angenehm wie Rosenhönig.
Wenn man eine solche frisch abgebrockte Scheide,
er größern Art, aufbricht, findet man meistens,
aß noch innerhalb derselben die Kerne schon völ-
ig ausgetrieben haben, und einige ihre neue
Wurzeln, andere aber schon ein junges Sprößlein
mit förmlichen Blätchen, unter der weißen Sam-
netdecke ausstrecken. Hieraus ist die ungemeine
Fruchtbarkeit dieser so saftigen Kerne zu erach-
ten, weil sie noch auf dem Baum hangend, schon
ihre neue Bäumchen austreiben, als wären sie,
um sich selbst fruchtbar zu zeigen, schon ungedul-
dig, und könnten dazu ihre Absonderung von der

Mut-

Mutter Schooße nicht erwarten. Vom Baum abgepflückt, lassen sich solche Scheiden kaum übe zwey Tage aufbehalten, ohne, wegen ihrer Süße voll kleiner Maden zu werden. Die Blätter des Pacaybaumes sind fast auf Art unserer Achatien gebildet.

Frucht des Milchbaums.

Eßbar, und den weichen Mostbirnen fast ähnlich, ist auch die Frucht eines gar nicht seltenen Baumes, dort insgemein Leche-caspi, das ist, der Milchbaum, genannt, weil ihm aus der Rinde, wo man sie anhauet, ein ganz Milchförmiger Saft häufig heraustriefet. Dieser Saft ist bey einigen Bäumen gelblicht, bey andern etwas röthlicht; den meisten und bessern würde man sowohl am Geruche als an Farbe von der wahren Kuhmilch kaum unterscheiden. Er wirft seinen Schaum, wie die Milch, auf, und rinnet eben so zusammen, doch ohne Molken von sich zu geben. Wegen seines pechichten Wesens läst er sich immerzu für Leim, oder auch für Firniß brauchen. Wenn man die Wände in einer Kirche, oder im Hause des Mißionars (keine andere zu weißende Wände giebt es dort nicht) sauber ausweißen wollte, weil dort kein Kalch aufzubringen war, muste man weiße Kreide, die sich in einigen Gegenden ausgraben läßt, mit Wasser auflösen, man mischte aber, so viel als nöthig, von dieser Baummilch dazu, und so bekam die damit ausgeweißte Wand nicht allein einen saubern Glanz, sondern auch eine solche Festigkeit, daß

der

anfallende Regen sie nicht leicht abwaschen
ıte. Diese Milch, wenn sie zusammen geron-
, und fest geworden ist, kann Stückweise an-
ündet werden; sie brennet, ohne eines Dach-
nöthig zu haben, und giebt ein schön weißes
t von sich. Wenn sie in einem Topfe über
ı Feuer lange gekocht, wird sie glänzend schwarz,
dient sehr wohl, die Hafnergeschirre damit
wärts anzustreichen, und sie, mehrerer Sauberkeit
ber, gleichsam zu firnissen. Einige Indier pfleg-
auch solche Milch roh, und wie sie aus dem
ume triefet, einzunehmen, da sie die anhal-
de Ruhr nicht anders stillen konnten.

Viele andere Gattungen, wiewohl sonst un- Man-
chtbarer Bäume, schwitzen dort mancherley cherley
rze und Gummen aus, deren sonderbare Nutz- Gum-
keit, und vermuthlich schätzbare Kraft noch mei- men.
s unerkannt ist. Die gemeinste Art solches
rzes ist fast wie der ostindische Weyhrauch, und
sset bey den Spaniern Copàl. *) Man fin- Copàl.
es im festen Lande zur Genüge, und braucht
vielfältig, die Schiffchen von einer Spaltung
verpichen, oder zu was man immer sonst des
rzes nöthig haben möchte; meistens aber
ucht man es statt der Pechfackeln, zu nächtli-
r Beleuchtung. Die Indier wissen die sehr
lange

*) *Cluſ. L. X. Cap. I. pag.* 297.

lange Yarinablätter artig *) wie einen Schlauc
zusammen zu fügen, füllen denselben mit zerst
senem Copal an, und so haben sie schon, oh
allen Dacht, ihre nicht übel fortbrennende Pe
fackeln, deren sie sich sowohl zu Hause, als m
stens auf weiten Reisen, zu bedienen pflege
Dieser Copal giebt zwar einen schwarzen dic
Rauch von sich, ist aber, wenn man ihn bey G
manglung eines andern, auch für Weyhrau
brauchen wollte, nicht von unlieblichem Geruc
Wenn man ihn zu feinem Mehle zerstoßen, u
ein wenig davon unter das Getränk vermisch
hat er oft gute Dienste geleistet, die Ruhr
stillen, und den Magen zu stärken.

Cauchu Von einem andern Gummi, Cauchu g
nannt, sind einige Eigenschaften schon oben
gezeigt worden. **)

Pay

*) So wie die Spanier ihre Tabaksröhrchen,
sie Cigarros nennen, aus angefeuchteten
sammengerollten Tabaksblättern machen, w
che in ein Stück Papier eingewickelt sind.

**) S. 86. Die Franzosen nennen dieses Harz
recht Caoutchouc. Es kommt dieser Mil
saft, elastischer Gummi, auch Federharz
nannt, von einem Baume aus dem Geschle
te der Jatropha elastica *Linn.* Supple
p. 422; Heuea Guianensis. *Aubl.* ta
335. Man hat sich dieses aufgelöseten H
zes zu Ueberstreichung der Luftbälle bedien
nachdem schon ein Jahr vorher Herr Bernia

Payúru nennt man einen natürlichen Lack, Payúru
er sonst sehr Glaßartig, durchsichtig, und mit
altem Wasser nicht zu erweichen ist. Dort
rauchen ihn die Indianerinnen fast einzig, ihre
auber gemalte Töpfe, und übrige Thongeschir-
e zu firnißen und zu glaßieren, wie ich schon ge-
neldet habe.

Von andern Bäumen triefet ein gewisses Harz, Caraña
on eigentlicher Terpentinart, insgemein Carania
ge-

ein fleißiger und accurater Chemist in Paris, verschiedene Mittel, es aufzulösen, angegeben hatte, welche der Entdeckung der Luftmaschinen der Herren von Montgolfier treflich zu statten kamen. S. Description des Expériences de la Machine aërostatique de MM. de *Montgolfier* etc. à Paris, 1783, pag. 190–195; und meinen in diesem Jahre 1784. herausgegebenen Auszug dieses Werkes des Herrn Faujas de Saint-Fond; S. 92. u. f. Bereits im Jahr 1751 erfand der Ritter Fresnau in Cayenne die Kunst, das Federharz mit Nußöl aufzulösen. In seiner vor kurzem herausgekommenen prémiere Suite de la Description des Expériences aërostatiques etc. führet Herr Faujas verschiedene von ihm 1782 nebst Herrn Doctor Schwediauer gemachte Versuche, das Cautschu aufzulösen, an, S. 255. u. f. Herr Professor Storr in Tübingen schrieb am 4 März 1784 an Herrn Faujas, daß das elaistische Gummi vollkommen in Schweden durch das aus dem Viscum album *Linn.* ersetzet

 werde.

genannt. *) Es möchte wohl, wenn seine Eigenschaften besser bekannt wären, verschiedene Nutzbarkeiten bringen. Bisher hat man es nur als ein Pflaster aufgestrichen, die schädlichen Flüssigkeiten von mancherley Theilen des Hauptes, als Zähnen, Augen, Ohren, hinweg zu ziehen, oder die Erhärtungen der Leber und des Milzes aufzulösen, oder auch die Zeitigung einiger Geschwüre, die nicht ausbrechen konnten, zu befördern.

Drachenblut

Einige Bäume, sonst von schön weißem Holze, wo man sie anhauet, triefen einen sonst sehr klebrichten, aber wie frisches Blut rothen Saft, der auch sowohl die Haut, als das Gewand, wo etwann einige Tröpfchen hingespritzet, roth färbet. Vermuthlich ist dieses das schon sonst in den Apotheken bekannte Drachenblut; weil aber damit

werde. Dieses versicherte ihn auch der eben in Paris anwesende jüngere Herr von Linné, und versprach, ihm des Erfinders Aufsatz zu übersenden, woran ihn aber sein frühzeitiger Tod hinderte. Das Harz der Wurzel der Chondrilla iuncea *Linn.* kommt auch dem Cautschu sehr nahe. Herr Tiberio Cavallo machte im zweyten Theile des Jahres 1781 der philosophischen Transactionen, die Methode des Herrn Winch, Apothekers in London, bekannt, das Federharz durch den aufs feinste präparirten Vitriolæther aufzulösen. M.

*) *Cluſ. L. X. Cap. III. pag.* 298.

amit an diesen Orten kein weiterer Nutzen zu
offen war, so hat sich niemand die Mühe neh-
nen wollen, es zu sammeln.

Unter allen Gummen, die noch in diesen Ge- Copau-
enden bekannt sind, hat ohne Anstand den Vor- va, Bal-
ug, der insgemein sogenannte Balsam Copau- sam.
a. a) Er triefet aus gewissen hohen Bäumen
on sehr hartem Holze, gleichsam durch große
eschwülste, die ihnen zu gewissen Zeiten aus-
echen. Der erste Saft, der aus dergleichen
ufgerißter Geschwulst hervorkommt, ist der tref-
chste Balsam, ganz klar, flüßig, licht goldfarb,
ch klebricht, bitter, und von harzichtem Ge-
ch; der diesem später nachkommt, ist schon zä-
r, dunkler, und nicht so vollkommen ausge-
cht. Recht wunderbar ist seine Kraft, die
reckbarsten Wunden in Kürze zu heilen; be-
ders wenn sie noch frisch sind, verhindert er
e Schwürung und Eiterung. Vieler andern sei-
r Wunderthaten zu geschweigen, habe ich mit
staunen einen Indier, dem ein Krokodil einen
recklichen Biß in den Fuß versetzt, und die gan-
Wade weggerissen hatte, in wenig Wochen,
zig mit dieser Copauva wiederum ganz herge-
lt herum gehen sehen. Man pflegt auch bey
hn- und Ohrenschmerzen einige Tröpflein sol-
s Balsams, in Baumwolle eingesaugt, dem
enden Theile beyzubringen, und treffliche Hülfe

a) *Cluſ. L. X. Cap. I. pag.* 297. Oleum Copal-yvæ.

zu erfahren. Innerlich eingenommen stärkt er den Magen, und, was billig zu bewundern, wenn man davon einen Löffel voll in einer Brühe, oder weichem Ey, zu sich genommen, hat man daran eine sichere Reinigung des Leibes; denn so oft man darüber eine Schale laues Wasser trinket, so viele Oefnungen erfolgen ohne weiterm Schmerzen. Meistens wird solcher Copaivabalsam im Gebürge, das den Dörfern Chayabitas und Cahuapanas westwärts liegt, gesammelt. Man nennt ihn auch den Balsam von Peru.

Zimmetrinde. Die Landschaft von Maynas erzeugt auch einige Zimmetrinden, wiewohl ich nicht weis, ob auch anderswo, als in den nördlichen Gegenden des Dorfes von Andoas, und weiter aufwärts des Bobonazaflußes. Man achtet sie aber fast gar nicht, weil sie nur wild und ungeschlacht und ob sie schon der ostindischen weder an Lieblichkeit des Geruches, noch an heißer Bißigkeit viel nachgiebt, führt sie doch ein schleimichtes, unangenehmes Wesen mit sich. Ein Mißionar von Andoas hat sich die Mühe genommen, einige solcher Bäume ordentlich zu pflegen, und es ist ihm auch gelungen, einen treflichen Zimmet, und ohne schleimichtem Geschmacke davon einzusammeln. In der That scheint diesen wilden Bäumen anders nichts, als eine ordentliche Pflegung, zur Vollkommenheit abzugehen. Espingo nennt man eine andere Rinde, mit der die Eichelförmige Frucht des Zimmetbaums, als mit einer

Hütchen oder Käpplein, bedecket ist. Sie ist ein Gewürz von besonderer Art, gleichsam von einem aus Zimmet und Nägelein vereinbarten Geschmacke.

Die Caffeestauden, ob sie schon in selbigen Ländern nur Fremdlinge sind, und vorhin ganz unbekannt waren, haben doch sehr wohl gefruchtet, nachdem es erst unlängst gelungen ist, einige fruchtbare Bohnen dieses Gewächses von Ferne dahin zu bringen. Weil aber gar kein ausbärtiger Handel statt haben konnte, wollte sich damit niemand mehr abgeben, als etwann ein und anderer Mißionar in seinem Hausgärtlein, zu eigenem Gebrauche. Caffee.

Ein gewisser Baum ist in diesen Gegenden, besonders um Pevas, mit keinem andern festgesetzten Namen, als des Cruz-caspi, oder des Kreuzbaums, bekannt; weil er nicht allein in seinem Stamme, sondern auch durchaus in allen Aesten, mit einem recht sichtbaren Kreuze gezeichnet ist. Sein übriges Holz ist schön weiß, obschon durchzuschneiden sehr hart; der innerste Kern aber ist in vier Arme kreuzförmig mit einem braunröthlichten Marke abgetheilt. Erst vor wenigen Jahren hat seine wunderbare Kraft angefangen erkannt zu werden. Wenn man ein Stückchen dieses Holzes auf eine frische Wunde bindet, stillt es das Bluten sogleich, wenn auch die Ader wirklich verletzet wäre. Einer innerlichen Das Kreuzholz.

lichen Aufwallung und Austrettung des Bluts, der mit äusserlichem Aufbinden nicht beyzukommen ist, abzuhelfen, hat man den Versuch gemacht, eine Handvoll kleiner Schnitzlein von selbigem Holz stark zu sieden. Das Wasser wird in langem Sud recht schön roth, obschon sonst das Holz nur weiß anzusehen ist. Solches Wasser getrunken hat vielen in sehr gefährlichen Umständen des innerlich wallenden Geblüts gute Hülfe und baldige Genesung gebracht. Dieser Kreuzbaum hat eine recht schön rothe Blüthe, wie eine Nelke.

Chingana. Unter die Bäume will ich auch die von mir schon sonst erwähnte Chingana (Tschingana) rechnen; ob sie aber wirklich ein Baum, oder vielmehr ein baumförmiges Rohr sey, mögen die Naturforscher ausmachen. Die größern geben einer mittelmäßigen Fichte wenig nach. Sie breiten auch am Gipfel Aeste aus, die mit dünnen Blättlein bekleidet sind. Der Stamm aber ist sonst hohl, und besteht gleichsam aus vielen auf einander gesetzten dicken Röhren, oder Pfeifen, deren eines vom andern etwann in Ferne einer halben Ellen, mit einem dünnen Boden gleiches Gemächtes unterschlagen ist. Die Erfahrung zeigt es, daß die Röhre gegen den Vollmond, fast auf die Hälfte mit klarem Wasser angefüllt, gegen den Neumond aber ganz leer befunden werden. Diese Chingana leistet in selbigen Ländern vielfältige gute Dienste. Insgemein

gemein machen sich die Indier daraus die Köcher zu ihren Schießpfeilen; andere wohl auch die Pfeile selbst, oder die Spitzen ihrer Lanzen; andere brauchen ihre Röhre für Flaschen- oder Wasserkrüge; viele kennen zu den Erfordernissen ihres Hauses keine andere Bretter, als welche von einer aufgerißten, gut abgeklopften, und glatt ausgebreiteten Chingana ausfallen, ihre Häuser damit, auf ihre Art sauber, auszutäfeln. Der Stamm selbst muß theils auch den Dachstuhl, theils die Pfeiler, worauf die Wand gehäftet wird, abgeben; und wenn eine lange Leiter nöthig ist, findet man dazu nichts tauglicher, als ein paar Chinganastämme.

Aber wo würde ich ein Ende finden, wenn ich alle übrige Bäume, die doch von den unsrigen so sehr verschieden sind, deutlich genug entwerfen sollte? Nicht allein an Vielfältigkeit der Gattungen, sondern auch überhaupt an der ungemeinen Höhe und Dicke, kommen ihnen die unsrige lange nicht gleich. Es giebt darunter einige von steinhartem Holze, welches niemals fault oder modert. Dergleichen ist jenes, schon oben erwähnte dunkelrothe, welches in den dicken Stämmen auch agatförmig, mit schwarzen Federlein treflich gezeichnet ist; andere gleichfalls Arte von gelber Farbe, die einen balsamischen Geruch weit von sich geben. Das härteste aus allen ist das sogenannte Comazevaholz, schön gelb mit saubern Federlein, welches den Indiern

oft anstatt Stachel und Eisen, dienen muß. An-
dere Gattungen sind von ungemein weichem und
geringen Holze; und endlich andere von mittlerer
Art, allen Handwerkern, die sich mit Holze be-
schäftigen, sehr dienlich. In dieser Gattung
wird wohl das Cederholz, von dem es zwar auch
bis dreyerley in ihrer Güte ungleiche Sorten giebt,
das vornehmste seyn. Das sogenannte Muyno-
holz, wenn es nicht selbst noch eine vierte Gat-
tung von Ceder ist, kommt ihm sehr gleich, ist
etwas härter, gelblicht von Farbe, glänzend, und
giebt so, wie von Rosen, einen sehr angenehmen
süßlichten Geruch, nebst vielen andern Gattun-
gen, meistens von keinem festgesetzten Namen.

III.

Welche Kräuter oder Gewächse sind von be-
sonderer Nutzbarkeit zur Arzney, oder zur
Färben? Welche von schädlicher Eigen-
schaft? Was für bekannte Schutzmit-
tel wider das Gift?

Nebst einigen schon hin und her angezeigte
Nutzbarkeiten vieler Wurzeln, Rinden, Kräute
muß ich offenherzig bekennen, daß die meiste
Eigenschaften solcher Gewächse bis heute noch un
erkannt sind, auch nicht leicht anders, als nac
und nach, durch besondere Zufälle, können aufg
deckt werden. Die Indier selbst, denen doch fa
allein diese Dinge unter Hände und Augen kom
me

en, (denn sie sind es ja, die öfters weit und breit
den Wäldern herum streifen) scheuen sich ins-
emein mit unbekannten Gewächsen einen Versuch
u machen; und noch dazu, wenn sie auch einige
Kenntniß der Eigenschaften von ihren Vorältern
rerbt, oder selbst erworben hatten, pflegten sie
olche vielmehr den Mißionarien mit allem Fleiße
u verbergen, von denen sie wohl wusten, wie ab-
esagte Feinde des Aberglaubens und der Zaube-
ey sie wären, da doch sie, die Indier, kraft ih-
er finstern Einsicht in die Naturkräfte, diese von
auberischen oder abergläubigen Wirkungen gar
elten zu unterscheiden wissen. Mithin um sich
nicht verdächtig zu machen, pflegten sie die ordent-
ichen sowohl als die unordentlichen Aeusserungen,
den Gebrauch sowohl als den Mißbrauch solcher
Gewächse, wenn sie auch unter ihnen selbst noch
o bekannt und gangbar waren, dem Mißionar
leißig zu verhöhlen.

Die Kraft der Sarsaparillenwurzel, welche man dort nicht wenig antrift, ist schon bekannt, die Schärfe des Geblüts, besonders bey veneri-schen Umständen, abzutreiben. Sarsa-parillen.

Eben so bekannt sind auch die Eigenschaften des sogenannten Tausendguldenkrauts, welches dort hin und her, unter dem Namen Birabira oder auch Payco, sich finden läst. a) Bira-bira, Payco.

a) *Clus. L. X. Cap. XXVIII. pag.* 324.

Lancéta. Man hat auch ein gewisses Kräutlein, La
ceta, oder das Lanzetenkraut genannt, weil d
Blättlein fast wie Lanzeten zum Aderlassen gebi
det sind. Sie sind obenher schön roth, von u
ten violblaulicht angelaufen, und ein treflich
Mittel, das drey, oder viertägiche Fieber zu ve
treiben, wenn es auch mit der sonst so bewäh
ten Chinachina nicht mochte gehoben werde
Ein Büschlein dieses Lancetenkrauts taucht m
in ein siedendes Wasser, bis es davon schön rot
gefärbet ist, und trinkt solches, mit etwas Zu
ker gemischt, wie einen Thee, einige Tage na
einander, oder wohl auch des Tages öfter,
bleibet das Fieber aus.

Guayussa. Von den Eigenschaften der Guayussablä
ter ist schon anderswo erwähnet worden. Son
giebt es freylich noch mancherley Wurzeln un
Kräuter, deren schätzbare Kraft zum Theil zwe
an diesen Orten schon entdeckt waren; die ich ab
umgehen muß, weil mir ihr Name in der Fern
schon entfallen ist, oder weil sie auch dort keine
festgesetzten haben.

Vaynilla. Die Vaynilla zwar ist in der ganzen We
schon sattsam bekannt. So viel mir bewust, fin
det man sie dort nicht leicht, als im Gebürge be
Chayabitas und Cahuapanas, und auch da nich
in großem Ueberflusse. Sie klettert wie Winter
grün an den Stämmen der Bäume in die Höhe
ihre Blätter sind bis eilf Daumen lang, sech
brei

it, sonst in Gestalt des Wegerichs, aber fet-
, grüner, mit schwarzen Blumen. Dort hat
auch etwas breitere Scheiden, als die sonst
derswo her nach Deutschland gebracht wird.
ie Indier machen sonst von diesem so köstlichen
ewächse keinen andern Gebrauch, als daß sie
n Geruch zu liebe, gerne eine Vaynilla un-
dem Kleid angehängt tragen.

Ihre Kleider bald schön roth, bald himmel-
u, bald violet, oder gar schwarz *) zu färben,
haben

*) Zum Schwarzfärben bedienet man sich im spa-
nischen America, der Dividivibohne, welche
erst 1768 in Europa bekannt wurde. In Car-
thagena werden diese Bohnen zur Dinte ge-
braucht. Ein Schiffer brachte vor einigen
Jahren dergleichen Bohnen noch in ihren Scho-
ten nach Stockholm. Sie wachsen auf einem
Baume, der sehr ästig, und etwa 25 Fuß
hoch ist. Herr Jacquin beschreibt ihn in
Historia stirp. americ. p. 123, 124. un-
ter dem Namen Poinciana coriaria, weil
sie die Spanier und Indianer zum Ledergerben
gebrauchen. Er theilt auch 175 Taf. 36 die
Zeichnung einer solchen Schale mit, nebst ei-
ner ihrer Bohnen, auch die Blüthe, alles in
natürlicher Größe. Auch Jakob Breynius
hat zuvor eben dergleichen Schoten mit ihren
Bohnen abgezeichnet, Plantar. exoticar.
centur I, tab. 56, fig. 5. unter dem Namen
Siliqua arboris Guatapanae ex Coraçao
insula. Abhandl. der königl. schwedischen
Akad. der Wissenschaften, XXXVIster Band,
Num.

haben sie verschiedene bekannte Baumblätter, Krä
ter und Säfte, denen sie doch keinen andern N
men zu geben wissen, als von der Farbe, die
Indigo oder Anil. mittheilen. Unter allen ist das sogenannte A
nil, oder Indigokräutlein, das merkwürdigs
welches von gemeiner Art überall, wie das U
kraut, wächst; in besserer Eigenschaft aber v
einigen ämsigen Weibern mit Fleiß gezogen wi
so viel sie nämlich zu ihrem Gebrauche nöthig h
be

Num. VII, S. 60–63, wo die Fru
falsch Libidibi heißt, statt Dividivi. He
Prof. Beckmann in Göttingen schrieb m
1773, daß er in einem italienischen Journ
den Titel einer Notizia di varj esperime
ti fatti da maestri Tintori col nuov
ingrediente chiamato *Dividivi*. In M
drid, 1768 gelesen habe, und ersuchte m
um Nachrichten davon aus Spanien. Ich
hielt nach einiger Zeit entweder von Her
Capdevila aus Chinchilla, oder von Her
Lopez aus Madrid (ich weis es nicht meh
die spanische gedruckte Nachricht vom J. 177
worinn ich las, daß in Madrid, Cadiz, S
Sebastian, Barcelona und Alicante dieses Far
ingrediens zu verkaufen sey, und überschic
sie Herrn Professor Beckmann. So werd
in Japan die Ellernzapfen zum Schwarzfärb
öffentlich verkauft. *Car. Petri Thunberg* Flo
Japonica; Lipsi. 1784 gr. 8. Die Farbe ge
nicht ab, und kann auf Seide, Wolle, und Lein
gebraucht werden. Vielleicht ist dieses Fär
materiale auch in der Provinz von Mayn
häufig zu finden? M.

. Denn anderswo damit einen Gewinn zu
ffen, war in Rücksicht auf die Lage und Um-
nde, keinerseits die geringste Hofnung. Ueber-
upt weil die Kleidung dieser Völker höchst ein-
h, und unter den meisten, die sonst gar keine
ragen, erst neu angenommen ist, so haben sie auch
ßfalls ihre Erfindungen gar nicht weit gebracht,
d scheuen alle andere Mühe, die ihnen die äus-
ste Lebensnoth nicht abtrotzet.

Unter die schädlichen Gewächse darf ich wohl Hayac-huasca.
raus die sogenannte **Hayac-huasca**, das ist,
n bittern Ried, oder vielmehr Strick, setzen,
ell man sich dessen einzig zu Aberglauben und
aubereyen bedienet. Dieses Gewächs ist von
r Art des schon gemeldten **Bejuco**, wächst aber
ie ein breites, doch rindenartiges Band, an den
chsten Bäumen hinauf. Die Indier trinken
merzu den daraus (weis nicht mit was Feyer-
hkeit) zugerichteten Saft, und kommen dadurch
f einige Zeit völlig von Sinnen.

Etwas ähnliches ereignet sich mit dem Getränk Flori-
es **Floripondio**, oder der wegen Gleichförmig- pondio
it sogenannten **Campana**, das ist, Glockenblu-
e, die dort auf einer sonst unfruchtbaren Stau-
e wächst, und am Rande der Dörfer überall zu
nden ist. Viele mißbrauchen auch zu mancher
yn sollenden Zauberey, unter allerhand Gepränge,
ald den Saft, bald den Rauch des Tabakblat-
es, wie nicht minder ihren rothen **Uchu** oder Ají,
oder

oder auch manche andere Kräutlein, deren Nam

Piri-piri. mir unbekannt ist. Von einer Gattung der Pir **piriwurzel** (deren es aber sonst vielerley giebt ist es wohl bewust, daß sie sie auf gewisse Art r ben, und hiemit nach Belieben ein Donnerwett in Kürze zu Stande zu bringen vermeinen.

Giftiges Kraut Muzana. Es giebt auch viele giftige Gewächse. D Vorzug unter allen gebührt dem sogenannt Kräutlein **Muzána**, weil es nur gar zu vie Elende in das Grab gestürzet hat. Es war zw in diesen Ländern sonst unbekannt; ist aber zu i rem großen Unheil aus dem portugiesischen G biete vor einigen Jahren dahin eingeschlichen, u im gröſten Geheim da und dort verhandelt wo den. Die Mißionarien haben lange Zeit a Mühe angewendet, selbiges doch einmal zu erh schen; man hat es ihnen aber, als das grö Geheimniß immer künstlich verborgen, bis endlic nachdem besonders die **Yamæos** sich unter ei ander erbärmlich aufgerieben hatten, eine wu derbare Schickung Gottes dieses Mordkraut de Mißionar unter die Augen gestellet hat. Se widerwärtiger Geruch selbst, den es heftig v sich giebt, ist schon schreckbar, und bringt d Kopf zum Schwindel. Wenn jemand an eine andern, diesen oder jenen auch nur geringen, wohl oft nur eingebildeten Verdruß, heimlich r chen wollte, war es fast eine gemeine Sache, di ses **Muzanakräutlein** ihm beyzubringen, bald i Getränke, unter vielen verstellten Liebkosunge

ba

) nur äusserlich, im Schlafe, allezeit auf die einste, unvermerkte Art. Sie wusten es auch u mäßigen, daß es den Tod, nach ihrer Will, r, bald oder spät bewirken sollte. Die von sel, m Gift getroffene wurden anfangs von einer igen Hitze befallen, die nachmals die Wen, g eines unordentlichen langsam abzehrenden ers nahm, bis sie zu einem Skelet ausge, net, und aller umsonst versuchten Hülfsmittel achtet, endlich dahin sturben. Ein einziges enmittel hat man mit der Zeit erfahren, daß lich der Beschädigte, wie bälder um so bes, sich mit einer, eben auch Piri piri genann, Wurzel den Leib wohl abreiben muste. Das eil aber war, daß man selten das beygebrach, ift so bald merken oder vermuthen konnte, die Rettung nicht schon zu spät, und folglich gehörige Wirkung, gewesen wäre.

Mittel wider Gift.

Uebrigens wie es Gifte von mancherley Gat, giebt, so müssen auch die Rettungsmittel cherley seyn. Was man dort wider das ießgift zu brauchen pflege, ist schon gesagt; r die so leidigen Schlangenbisse habe ich nichts amer befunden, als ein Stückchen gehöriger se gebrenntes, und zeitlich genug angebrach, Hirschhorns. Solche quer über gesägte ckchen gräbt man etwann Zolltief in Sand ein, t darüber ein gelindes Feuer, und merkt auf, wann etwann das also vergrabene Hirsch, selbst einen Rauch von sich zu geben begin, net.

net. Da nimmt man es heraus, und wenn
schon dunkelbraun, mag man es abkühlen und v
suchen, ob es an der feuchten Lippe von sel
hangend bleibe, sonst müste es neuerdings n
mehr gebraten werden. Den nämlichen Vers
macht man auch auf der andern Seite, jed
sachte, mit Beysorge, es nicht zu überbraten. De
wenn dießfalls zu viel oder zu wenig wäre, so w
de es die verhofte Wirkung nicht thun, und n
wenn es beyderseits gerne an der feuchten Li
anklebet, weis man zum sicherſten, daß es
gehöriger Mäßigung gelanget ist. Eben die
Hirschhorn wird in mancherley Figuren gebil
sauber polirt, und ist ein heilsamer Schlang
stein. Der von einer Schlange gebissene T
des Leibs, wenn man ihn ohne alle Hülfe l
geschwillt bald erschröcklich auf, solche Geschw
breitet sich immer weiter aus, und nach M
als das Gift heftiger oder schwächer angebr
ist, wirft man auch bald oder spät durch den M
auch durch die Nase, anfangs zwar frisches B
aus, in wenig Stunden aber hernach s
faules und sehr übel riechendes; wobey man
auch dem immermehr annahenden Tode wohl
gegen sehen mag. So bald es daher nur m
lich war, eilten wir, nahe bey dem versetzten B
die Haut aufzuritzen, so daß etwann ein paar
sche Blutstropfen zu bekommen waren, da
machten wir ein so zugerichtetes Hirschhorn
kleben, und so läst man es, bis es von s

loß macht. Recht in Kürze findet man schon, die Geschwulst nachläßt, in wenig Stunden d derselben starke Spannung merklich erweicht, endlich verzieht sie sich auch gänzlich. Um anderswo aufwallende Geblüt zu dämpfen, gten wir dem Gebissenen immerzu einen Löffel Zuckermehl, in Wasser aufgelöst, oder bey en Ermangelung ein wenig Salz einzugeben, wiederholten solches nach Erfordernis des r oder weniger andringenden blutigen Aus- fes. Das Uebel bey heftiger Gefahr wirk- er zu heben, mochte man wohl auch zwey sol- Hirschhornstückchen zu gleicher Zeit anbringen; t war es gut, noch eines vorräthig zu haben, es, anstatt des erst angeklebten, nachdem es n entkräftet herabgefallen, alsogleich auf die aufgerißte Blutstropfen anzuwenden, im l nämlich, daß dem Uebel noch nicht sattsam olfen wäre. Oefters aber muß ich bekennen, das Gift schon durch die erste Anbringung so kräftet worden, daß es der zweyten, oder einer velten gar nicht nöthig hatte; ich weis nicht, dieses Mittel, wenn es nur zeitlich genug gewendet wurde, jemanden auch bey der grö- Gefahr fehl geschlagen hätte. Das Stück- n, welches durch den Gebrauch entkräftet ge- rden, wieder brauchbar zu machen, läßt man in frischer Milch, oder in deren Abgang, auch lauem Wasser so lang liegen, bis es neuerdings der feuchten Lippe gerne kleben bleibt; die

Milch aber, in die es gelegt wird, rinnet g
bald zusammen, und bekommt davon eine grü
licht gelbe Farbe. Andere bedienten sich ein
der besten Tabackblätter; sie beitzten es etwa
eine Stund in gutem Branntwein, drückten is
sodann den Saft wohl aus, und gaben dies
Branntwein dem Gebissenen zu trinken. Andr
hatten ihre Zuflucht zu verschiedenen Kräuter
Viele wollten auch dem Backenzahne des Krok
dils großes Lob sprechen, als bewahre er den, d
ihn bey sich trägt, von allen schädlichen Wirku
gen des Giftes.

IV.

Von den zahmen und wilden vierfüßigen Thieren.

So fruchtbar und glückselig sonst ande
Länder von Amerika in Erzeugung des Hornv
hes, der Maulthiere, der Pferde, der Schaa
sind, a) eben so untüchtig ist hierzu überhaupt d
Lan

a) Robertson, seinen angenommenen Plan, v
Entkräftung der Natur in Amerika, zu behau
ten, widerspricht dieser glückseligen Erzeugun
und sagt T. I. Lib. X. Cap. 13: "Eb
"diese Eigenschaft des Himmelstrichs von Am
"rika, welche das Wachsthum seiner eing
"bohrner Thiere einschränkt und ihren Mu
"entkräftet hat, hat auch denjenigen geschad
"welche von selbst aus den andern Weltth
"

Kein Rind- oder Last-vieh.

oschaft von Maynas, wo schon sonst er-
nter massen, kein freyes Feld, keine Wie-
mithin keine Weide, und auf einige hun-
Meilen Wegs nur eine immerwehrende, mei-
s dicke Waldung zu finden ist. Weil also
Verlegenheit solcher Wälder, und vorzüglich
mit so vielen Flüssen, Seen, und Pfützen
erbrochene, oft auch weit überschwemmte Erd-
) keine offene beständige Strasse leidet, und
aller Handel und Wandel nur zu Wasser in
n Canòas mag betrieben werden; weil man
) den ganzen Feldbau in seiner Art und Be-
ffenheit, wie er ist, ohne alles Pflügen bestrei-
was für merklichen Nutzen wollte man dort
mit

„len dahin gewandert, oder von den Euro-
„päern dahin gebracht worden sind. — —
„Die meisten zahmen Thiere, womit die Euro-
„päer die Länder, in welchen sie sich nieder-
„liessen, versahen, sind in einem Lande, des-
„sen Witterung und Boden den Kräften und
„Vollkommenheiten der Thiere weniger gün-
„stig zu seyn scheinen, theils kleiner, theils
„schlechter geworden.“ Man sehe auch, was
„er weiter (Anmerkung XXXV.) von dieser
Ausartung schreibet. Alles übrige hier zu um-
gehen, ist es von der Ausartung ausländischer
Thiere in vielen Gegenden wahr, wo das Cli-
ma, das Futter, oder die Wartung, die gröste
Schuld daran hat. Doch weis man auch, wie
stattlich viele Gegenden in Amerika der Zucht
der Pferde, der Maulthiere, des Hornviehes,
der Schweine, bekommen sey. Es ist weltbe-

mit dem Lastviehe schaffen? Der Mangel d
Rindfleisches wird ja durch so vielfältige im Wa
und Wasser lebende Thiere sattsam ersetzt. Wer
man es auch dann und wann hatte, so wollt
die Indier vor Eckel gar nicht anbeissen, thei
weil es ihnen sonst ungewöhnlich, theils weil
in der That nach Unschlit riechet, vermuthlich v
dem gar zu geilen Futter, mit welchem es
Bezirke des Dorfes genähret wird. Zu dem
noch der Schaden unerträglich, welcher den
men Indiern, die bey Tage wenig zu Hause si
an ihren Häusern und an ihrem wenigen Hauß
räthe zugefügt würde, wenn man eine zahlrei
Schaar der Rinder, die man anderswo nirge
w

kannt, wie erstaunlich sich das Hornvieh
Paraguay vermehret hat, und wie von gu
Art es sey. Die so viele tausend Häute, w
che jährlich davon nach Europa verführet w
den, geben den Beweiß. In den Gegen
von Quito, Cuenca, Pasto, ist ein ungla
licher Ueberfluß an den besten, sowohl Kuh
sen, die dem Parmesanischen nichts nachgeb
als von Schafkäßchen. Die Pferde und Ma
thiere werden schwerlich irgendwo von bess
Art, als dorten seyn. Der ungleiche Wac
thum des europäischen Viehes in Amerika
also nicht sowohl dem Himmelsstriche, als v
mehr dem Temperament der Luft, der Besch
fenheit des Futters, und der Pflegung bey
messen, wie Robertson selbst weislich bekenn
Anmerkung XXXV. S. 531.

iden kann, im Bezirke des Dorfes frey herum
ien ließe. Mithin war dießfalls nichts thun,
, als daß ein und anderer Mißionar, der Milch
Liebe, etwann ein Paar Kühe, nahe bey der
nd halten mochte, und auch dieses nicht ohne
nchen Verdruß oder Ungemach. Den Scha- Keine
, die man immerzu einzuführen versucht hat, Schafe.
llte dieses Land gar nicht wohl bekommen. Sie
d allemal gar bald aufgerieben worden, ver-
rhlich weil sie die zugleich so heiße und feuchte
itterung nicht vertragen konnten. Den Zie- Wenige
gelung es zwar besser, doch weil sie oft in Ziegen,
wesenheit in die Häuser der Indier eingedrun-
, und ihnen aus Uebermuth viele Verwüstun-
angerichtet, wollte man kaum ein oder anders
ser Thierchen dulden. Eben wegen der vielen und
gelegenheiten, und billigen Klagen, konnten Schwei-
Mißionarien nur da und dort, wo die Jagd ne.
d Fischerey sonst etwas karger war, einige
chweine haben; die Indier aber überhaupt woll-
und konnten solches Vieh bey Hause nicht
lten, weil sie dabey mehr Ungemach als Nuz-
fanden, und es auch die Nachbarschaft nicht
cht vertragen wollte. Die ganze Familie muß
merzu auf einige Wochen weit vom Hause ge-
, und wer würde in Abwesenheit das hinter-
sene Zuchtvieh besorgen?

Es besteht also das ganze Zuchtvieh nebst ei- Viele
m oder andern zahmen Affen, Papageyen, oder Hunde,
dern zahm gemachten wilden Thierlein, einzig

in einigen Hunden, die doch jedermann zum S
gen, oder zur Wachtbarkeit zu halten pflegt,
Hühner, und Cuyes. einigen Hühnern, samt wenigen Cuyes oder so
nannten Meerschweinlein. Das vornehmste G
schenk, wenn sie einen Landpfleger oder Mißio
besonders bewillkommen wollen, ist, ihm e
Henne, oder einen Cuy zu verehren. D
letzte sind ungemein fruchtbar, und geben ih
mit geringer Mühe doch immerzu einen Schlec
bissen ab, den sie vor andern zu schätzen pfleg
Man bratet sie meistens gleich den Spanferke
sie sind auch zum essen noch weit zarter. D
will man behaupten, ihr Fleisch wäre sehr fie
risch, wenigstens wer schon sonst dazu einen v
borgenen Ansatz hat, darf nur einen Cuy ess
so wird ihm das Fieber gar bald ausbrech
Wenn sich jemand einen Splitter oder Dorn
tief eingetretten hat, daß man ihn aus dem F
sche sonst nicht leicht heraus bringen kann,
nichts besser als das Fett des Cuy aufzuleg
denn sie wird ihm denselben bald heben, und h
aus zu bringen befördern. Viele Einfältige p
gen die Gebärden und auch die Stimme die
Meerschweinlein ämsig zu beobachten, und sie w
len sich daraus eine Menge der künftigen Zufä
muthmassen. Die Hühner sind mehr als irge
wo vielen Nachstellungen ausgesetzt, nicht all
der vielfältigen Raubvögel, sondern auch der bl
gierigen Fledermäuse, der Yguana oder d
Chamäleon, gewisser Füchslein, sonst Zorri

enannt, und auch der wilden Katzen. Mithin
t es gar kein Wunder, wenn die armen Leute
rer oft umsonst angewandten Mühe überdrüßig
erden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß
an dort, vor der Spanier Ankunft in Amerika,
eder von Hunden, noch von Hühnern etwas
ewust habe.

Der Abgang des Zuchtviehes wird von der Vielfältigkeit des Gewilds sattsam vergolten. Unter allen schätzen die Indier nichts über ihre so genannte Guangana, oder wilden Schweine, deren es zweyerley giebt. Einige, eigentlich Guangana genannt, sind von den unserigen wenig unterschieden, ausser daß jene selten so groß, und auch so fett werden. Die andere nennet man Cahucúma. Sie haben eine Nabel, ähnliche Oefnung auf dem Rücken, *) und sind Zweyerley wilde Schweine.

*) Viele Reisende haben dieses Loch oben im Kreuze, aus welchem ein stinkendes eiterichtes Wasser läuft, irrig für einen Nabel angesehen. Es ist Sus Tajàcu, dorso cystifero, cauda nulla *Linn.* Sus ecaudatus, folliculum ichorosum in dorso gerens. *Briss.* quadr. 77; das Biesamschwein, oder besser, das Eiterschwein. Es ist Amerika allein eigen. Die Indianer nennen es auch Paquiras, daher der Name Pecary entstanden, den ihm englische Seefahrer gaben. Mexicanisch heißt es Quauhtla coymatl. Es ist ein Todfeind des Jaguars, oder americanischen Leopards, und

auch etwas magerer und kleiner, als die Guan
gana, sie haben keinen Schwanz, und weil si
sich gerne von gewissen Früchten nähren, so i
auch davon ihr Fleisch etwas abgeschmackt. Vo
diesen beyden Gattungen schwärmen viel hundert
durch die Wälder herum, kommen auch immerz
bis an den Rand der Dörfer, in welchem Fa
es eine Kurzweil ist, zu sehen, mit was fü
Eifer alles, was nur laufen kann, sich auf di
Füsse macht, und um ihre Niederlage bestrebet
Gebraten, oder vielmehr geräuchert, ist da
Guanganafleisch sehr wohlgeschmackt, und de
Gesundheit nicht schädlich.

Auc

und die größten Hunde fürchten sich, es anzu
fallen Wenn es verwundet ist, so stürme
es wüthend auf den Jäger los. Es lebt vo
Früchten und Wurzeln, Krösten, Schlange
von allen Gattungen, die es mit den Vorder
füßen hält, und ihnen geschickt den Balg ab
zieht Wenn das Fleisch eßbar seyn soll, s
muß sogleich die stinkende Rückendrüse heraus
geschnitten werden, so bald das Thier erleg
ist. *Tajàcu*, seu Apri mexicani moschi-
feri Anatomia, tradita ab *Eduardo Ty-
son*, medico Londinensi ac Societatis
Regiae Socio; excerpta e philosophi-
cis Transactionibus Anglicis 1683. Num.
153; in Actis Eruditor. A. 1685, pag.
75—83. Tab. III. et IV. *Pennant's* Syn.
of Quadr. p. 72. M.

Auch das dem Indier so liebe Affenfleisch muß Affen.
ht wenig herhalten, seine Gefräßigkeit abzu-
issen. Es giebt ihrer wohl bis zehn verschie-
ne Gattungen, von denen ich etwas sagen will.
berhaupt aber sind alle dort bekannte mit ihrem
chwanze versehen, den sie recht wunderlich man-
chfältig zu brauchen wissen, bald ein Aestlein,
er sonst was damit zu ergreifen, bald auch ih-
Sprünge und Leibsbewegungen, wie mit ei-
em Steuerruder damit zu lenken.

Chuba (Tschuba) nennt man einen kohl- Chuba.
hwarzen Affen. Einige haben Brust und Bauch
chtbraun, oder auch schneeweiß, glatthaaricht,
it sehr langen Füssen und Schwanze. Eine
uf zwey Füssen hergehende Chuba wird einem
echsjährigen Kinde an Höhe gleichen. Sie ha-
en eine ganz niedere Stirne, vorgeschossenes
inn, etwas eingedrückte Nase, ein gleichsam vor
lter runzlichtes Gesicht. Zum essen werden sie
ür die geschmackteften geschätzet. Sie werden
gerne zahm, und wiewohl sie an sich nicht viel
munteres, sondern vielmehr ein trauriges Wesen
haben, macht sie doch ihre ältliche Bildung und
ganze Stellung lächerlich.

Choro (Tschoro) nennt man eine andere Choro.
Art der größern Affen. Sie sind dick- und kurz-
haaricht, oder vielmehr wollicht, von Castanien-
farbe, die im Gesichte gänzlich schwarz wird, von
rundlichtem Kopf und Gesicht, mit kurzem Halse.
Weil sie insgemein fett und auch wohlgeschmackt

sind, so halten die Indier vieles auf ihren Chor
Sonst wenn sie auch zahm gemacht worden, h
ben sie weder an Gestalt, noch an Gebärden
was artiges.

Cotto. Cotto ist auch ein Affe von der größern A
und will so viel sagen, als der kropfichte; de
so scheint er es zu seyn, weil ihm die sehr brei
Kinnbacken tief gegen die Brust herab gehe
und wegen seiner tiefen, heischern Stimme, do
mit einem Halle, der sich weit herum in de
Wäldern ausbreitet. Sein zottichtes Haar i
lichtbraun, und immerzu ganz Löwenfarb. E
ist ein trauriges und langsames Thier, und e
nährt sich fast nur mit Baumblättern. Insg
mein essen die Indier diesen Cotto, doch etwa
ungerne, weil sie ihn für ungesund halten; j
wer sonst nicht wohl auf ist, enthält sich solche
Fleisches gänzlich.

Guas-cho. Eben so scheut man sich insgemein einen an
dern, Guascho genannten, zu essen. Sein Kop
ist merklich kleiner, als es die Größe seines Leibe
begehrte, mit zugespitztem Kinne. Er hat auf
Bärenart einen zottichten Balg, dessen Haare
dunkel aschenfärbig, gegen die Spitze graulicht
sind. Der Schwanz ist wie bey den Füchsen
sehr zotticht, doch kürzer, als insgemein bey an
dern Affen. Er hält sich wie diese, auf den
Bäumen auf, und nährt sich mit ihren Früch-
ten. Die Erfahrung hat es gezeigt, daß die
Hunde immerzu, wenn sie von einem Guascho

ge-

efressen haben, in die Wut gebracht werden, die nen auch gar bald den Garaus macht. Die Katzen sind sicher.

Unter das Affengeschlecht rechne ich auch, lehnlichkeit halber, ein Thier, das die Spanier Perico ligéro, das ist, das hurtige Hündlein heißen; nämlich mit einem spöttischen Widerspru- he, weil unter allen vierfüßigen Thieren keines angsamer ist. a) In seinem Vollstande hat es ie Größe eines Lämmchens, übrigens ist es ei- nem Waldteufel gleich, mit weichen, glatten, weitläuftig von einander stehenden Haaren. Sein Angesicht ist wie eines weinenden Menschen, fast mit einer Hundsnase, hat ein enges Maul, klei- ne, schwarze, immer schläferig scheinende Augen. An Händen und Füssen hat es nicht mehr als drey Finger, mit langen krummen Klauen, der Schwanz ist sehr kurz. Es hält sich meistens an den Baumästen auf, und nährt sich mit ih- ren Blättern. Zu allen Bewegungen ist es lang- samer als eine Schnecke; sonst aber hat es die Natur mit einer ungemeinen Stärke in den Ar- men versehen; denn wenn es, seiner Trägheit ungeachtet, ein anderes sorgloses Thier damit fängt, muß es in seinen Armen vor Hunger ver- derben, nicht zwar als wenn dieses Thier, wel- ches nur Blätter frißt, nach Raub strebte, son- dern

Perico ligéro.

a) *Clus. L. V. Cap. XVI. pag.* 110. Bradypus pedibus tridactylis, cauda brevi; *Linn.*

dern, ich weis nicht aus welcher dummen Lust, e
läßt nicht aus, was ihm lebendiges in die Arm
kommt. Zu essen ist es fast wie Schöpsenfleisch.

Tuta-Cussillo

Tuta-Cussillo nennet man eine kleine Af
fenart. Unter Tags lassen sie sich nicht leich
sehen, und schwärmen nur nächtlicher Weile schaar
weise auf den Bäumen herum; sie sind von kur
zer dicker Wolle, dunkel aschenfärbig, ohne be
sondere Herzhaftigkeit.

Frayle

Wohl aber pflegt man darum einen andern zu schätzen, den die Spanier, weis nicht warum, Frayle, das ist, das Mönchlein, heißen; ver
muthlich weil er von Natur vielfärbig und artig gezeichnet, dem Gesicht nach, wie mit einem Barte und Kapuze vermummt scheinet. Die grösten von dieser Art sind vom einem kaum Spannlangen, und übrigens sehr schlankem Lei
be, nicht sowohl mit Haaren, als vielmehr mit sammetartiger Wolle bekleidet, auf dem Rücken olivengrün, hin und her gelblicht angelaufen, auf Brust und Bauch aber mit weißlichter ganz dün
ner Wolle. Das Köpfchen ist rund, und von angenehmer Bildung; der untere Theil des Ge
sichts sieht, als wäre es mit Fleiß schwarz ange
strichen, der obere ist weißlicht, fast ohne Haa
re, mit kleinen sehr lebhaften Aeuglein, und ober der Stirne her geht ihm über den hintern Kopf gleichsam ein dunkelgrünes Käpplein; Ohren und Finger sind auf Menschenart. Dieses Thierlein

läßt

ßt sich bald zahm machen, ist sehr arg und
rzweilig. Seine Stimme besteht in einem
witschern, und lautem Zischen mehr eines Sper-
ngs, als vierfüßigen Thieres. Es pflegt
chaarweise auf den Bäumen herum zu streifen.

Man kann sich zu mancherley Kurzweil nichts
laueres und witzigers vorstellen, als eine ge- Machin blanco.
isse Affenart, von den Spaniern **Machin blanco**,
uf peruanisch **Yurac Maci**, das ist, das weisse
Männlein, genannt. Sie sind etwas größer,
s letzt gemeldete, von sehr weichem, glatt an-
egendem, maderartigem, glänzendem Haare;
uf dem Scheitel zwar Castanienfärbig, als mit
nem runden Käpplein bedeckt, über dem Rücken
nd übrigen Leib haben sie die Farbe des lichten
Menschenhaares. Brust und Bauch sind fast
ackend, nur mit wenig weissen Härlein; die
Ohren, die Finger und Zähen sind fast blos, und
on menschlicher Bildung. Die ganze Stellung
es wohl geschlanken Leibs, ihr artiges Gesicht-
ein, ihre schwarze sehr lebhafte Augen, aber
orzüglich der schlaue Vorwitz alles zu sehen, zu
ersuchen, anzutasten, dabey ihre lächerliche Ge-
ärden und Lebhaftigkeiten können gewiß dieses
Thierlein über alle andere der Welt, angenehm
nd schätzbar machen. Unter andern seinen kurz-
weiligen Leidenschaften ist nicht die geringste, daß
es dem Tobackrauche sehr zugethan ist. Wenn
es auch dabey immerzu sich Hände und Füsse an-
fenget, so pflegt es damit unter öfterm Nießen
sich

sich den ganzen Leib fleißig abzureiben, bis es da von ganz betrunken wird. Das nämliche treib es auch mit den Tabackblättern, wenn ihm eine unter die Hände kommt. Es beisset nicht, und ist vielmehr dem menschlichen Umgang so zuge- than, daß es sich nur ungerne davon loß machen läßt. Seine Stimme ist auch mehr wie eines Vogels, als vierfüßigen Thieres. Man nennt es das weisse Männchen zum Unterschiede einer andern Geschlechtsgattung, welche ihm zwar im übrigen sehr ähnlich, aber von Farbe Castanien- braun, und etwas zottichter ist; deßwegen heißt man diese Art: **Machin negro**, oder auf perua- nisch: **Yanac Maci**. Sie ist vom Leibe etwas kleiner, wird nicht so leicht zahm, läßt das Beis- sen niemals gänzlich, und giebt an Lebhaftigkeit und Kurzweile dem vorigen vieles nach.

Machin negro.

Unter das Affenvolk gehört noch ein Thier- chen, welches bey großen Fürsten und Königen, wenn es ihnen vor die Augen käme, im größten Werthe stehen würde. Dort nennen es einige Pinche, andere Chichico; (Tschitschiko) sonst sind sie auch Sagovins, oder Tamarins, oder das Löwchen von Brasilien, genannt. a) An Größe gleicht es kaum einem Eichhorn, in der ganzen Bildung aber einem Löwen. Die Bak-

Pinche, das Löw- chen von Brasi- lier.

ken,

a) *Cluſ. Auctar pag.* 372. *Cercopithecus Sagovin.* Si- mia argentata. Schrebers Säugethiere. Tab. XXXVI. M.

, so löwenartig, sind weißlicht, die Nase mit
n übrigen Gesichte, in dem die schwarzen Aeug-
recht lebhaft funkeln, schwarz. Von der
irne geht ihm über den ganzen obern Leib eine
entliche Löwenmähne, dunkel Castanienfarb,
wie der übrige Leib, und alles von Maderarti-
n weichen Haare; die Spitzlein dieser Mähne
immerzu weißlicht angelaufen. Der untere
b ist kurzhaaricht, der Schwanz hat auch an
Spitze ein schwarzes Schöpfchen. Es giebt
as größere, ohne solche Mähne, durchaus
tthaarig, mit etwas längerm glatten Schwan-
Dieses Thierlein wird gerne recht zahm, und
t den menschlichen Umgang, spielt und rau-
sonst auf Affenart. Man läßt es ganz frey
Hause herum gehen, es kommt gar bald,
nn man es ruft, oder mit einem Platano lok-
. Wenn es auf dem Gipfel des Daches her-
steigt, indessen aber den Tisch decken sieht,
t es sogleich herab, um nur nichts zu verab-
umen; denn es will sich von allen Speißen aus-
chen, was ihm zum besten scheint, und raufet
cht kurzweilig, wenn man ihm solches wehret.
s isset wohl von gekochten Speißen, aber doch
eistens von Früchten, wie andere Affen. Doch
sonderbar, daß Zucker und Honig, nach wel-
en sonst andere Affen so begierig streben, ihm
cht nur schädlich, sondern auch tödtlich sind.
n den Wäldern schwärmen sie Schaarenweise,
re beliebte Früchte aufzusuchen, auf den Bäu-
men

men herum. Ihre Stimme und Geschwäz ist fast wie der Meisen, wenn sie sich unter einander locken. Ihre Complexion oder Leibsbeschaffenheit aber ist so zärtlich, daß man sie nicht leicht in andere, besonders kältere Länder, überbringen wird. Viele haben hierinn alle mögliche Mühe und Sorgfalt, aber allezeit (so weit es mir bewust) fruchtloß angewendet. Uebrigens ist bey den Völkern von Maynas keine andere Art, sich der Affen, so wie alles andern Wildes, zu bemächtigen, als mit ihren durch Blaßröhre geschossenen Pfeilen. Bald nach dem eine Aeffin entbunden ist, lernet das junge sich gleich am Halse der Mutter zu fangen, und über ihrem Rücken sitzend, samt der Mutter und übrigen Freundschaft, über die Baumäste weiter fort zu wandern. Wenn nun den Indiern so eine Aeffin aufstößt, wissen sie so künstlich die Mutter mit ihrem Pfeile zu treffen, daß dabey das junge unverletzt bleibet. Sie bemächtigen sich alsdann des jungen um so viel sicherer, weil es vor Schrekken, auf der vom Aste hinabfallenden Mutter sizzen bleibt, und sich noch um so viel fester anhält. Oder wenn ungefähr ein wenig Salz bey Handen ist, geben sie selbiges der ohnmächtigen Mutter in das Maul, und retten damit auch noch ihr das Leben.

Eichhorn. Es giebt auch förmliche Eichhörner, doch meistens etwas größer, als die unserigen, dort Guayuhuaschi, das ist, Fruchträuber, genannt.

Ein

Ein anders wildes Thierlein, insgemein Te- Tejòn.
(Techòn) genannt, in Größe fast eines
ders, hat einen länglichten Leib, etwas kurze
ße, ein kurzes und anliegendes Haar, Aschen-
b mit etwas Olivengrün überlaufen. Seine
ste Sonderheit ist der wohl Spannlange,
chweinartige Rüsel, mit einem ganz engen,
espitzten Maule. Dieses milde Thierlein lebt
r von Baumfrüchten, und wird immerzu von
n Indiern zahm gemacht, und zu Hause ge-
lten, wo es, wie ein Affe, mit sich spielen läßt.
an isset es, wie die Affen.

Punchána (Puntschana) ist ein recht ar- Punt-
es, aber den Indiern sehr verhaßtes Thier, chánas
n. Seine ganze Bildung ist wie eines, doch
cht mehr als Spannlangen Damhirschleins,
hr Aschenfarb, und auf dem Bauche weiß.
er hochtragende Hals, der Kopf, die ganz dünnen
ufe, anstatt des Schwanzes einen kleinen Haar-
schel, die große Behendigkeit zum Laufen, sind
nst von Hirschenart. Nicht auszusprechen ist
, welche kläglich Verwüstungen dieses Thier,
in in den Yucaäckern immer anrichtet. Die
ndier stellen ihnen theils deßwegen, theils weil
an es zu essen pfleget, eifrigst nach, können
er wegen ihrer gar zu behenden Flüchtigkeit,
cht viele derselben erhaschen.

Nicht mindern Schaden leiden die armen
ndier von einer andern sehr zahlreichen Gattung

des Wildes, welches ihnen nicht nur die Yuc
stämmlein ausreisset, sondern auch alle and
Sorten der Ansaat theils zusammentritt, the
weit umher abschlägt. Die Spanier heissen

Danta, oder gran Bestia.

Danta, oder gran Bestia, die Völker v
Maynas aber Sacha-vacca, oder die Wa
kuh. a) Wenn es nicht noch etwas größer i
als unsere Kühe, so giebt es ihnen gewiß nich
nach. Es hat keine Hörner auf der Stir
ein besser zugespitztes Maul, eine bucklichte N
se, und auf ihrer Anhöhe ein kurzes rückwär
gekrümmtes Horn. An jedem Fuße hat es dr
Klauen, davon die mittlere etwas vorgeht. Se
Fleisch, welches anderwärts viele Völker esse
wollen die von Maynas nicht versuchen, und m
hin jagen sie auch der Danta nicht nach, d
vielen Schaden ungeachtet, den sie immer v
ihr zu leiden haben. Was die eigentliche Ur
che einer solchen Nachsicht sey, will ich nicht b
stimmen. Ich meines Orts glaube ihnen nic
unrecht zu thun, wenn ich muthmasse, es mü
sie eine abergläubige Furcht abhalten. De
da sie oft kein Bedenken tragen, ihren Hung
mit einigen Waldraßen, Kröten, Schlange
Krokodillen, und dergleichen unreinen Thiere
abzuspeisen, warum sollten sie sonst der Dan
ve

a) Tapirus *Brisson. pag.* 119. Anta *Marcgravii p.* 22
Hippopotamus (terrestris) pedibus posticis tris
cis; *Linn.* Edit. X.

Schonen, da doch an ihr eine so ausgiebige
hrung mit leichter Mühe zu finden wäre?

Ein anders Wild, **Capivára**, a) oder von ern **Ungumayo** genannt, ist in der That t eßbar, von einem stinkenden, vielleicht auch esunden Fleische. Es ist ein dem Báren sehr liches Thier, wiewohl es auch etwas vom hweine hat. Seine fast löwenfárbige Haut rt glatte, zottichte Haare; die Stimme ist r auf Schwein, als Bárenart; der Schnabel mehr von diesen als von jenen. Wenn ich nicht irre, so hat es gar keinen Schwanz. streifet Schaarweise auf den Sandufern her, wenn sie vom Fluße entblößt sind, und náhrt mit gewissen, **Gamalotte** genannten, Moosrzweigen. Wenn es nicht eigentlich aufgeet wird, weis man nicht, daß es jemanden anallen hätte; aber von Natur ist es mit Klauen Zähnen wohl ausgerüstet. Capivára.

Der Ameisenbár, (dort **Osso hormiguéro**) cht an Größe einem Geißbocke. b) Sein rhalb den Augen kleiner nnd runder Kopf führt z kleine Ohren, schwarze kleine Augen, und iget sich in eine Schnauße zugespitzt, die mit samt Ameisenbár.

a) Sus (Hydrochaeris) plantis tridactylis, cauda nulla; *Linn.* M.

b) Myrmecophaga jubata; *Linn.* Tamandua maior. *Barrere* Fr. équin. p. 162.

samt dem Kopfe wohl einen Schuh in der Läng
haben möchte; die ganze Schnauße aber öfn
sich anstatt des Mauls, in ein so kleines Löchlei
daß man kaum den kleinen Finger hinein bring
mag. Wenn dieser Bär einen Ameisenhauf
antrift, wirft er ihn mit seinen Tatzen aus ei
ander, steckt durch selbiges Löchlein seine wohl ha
Ellen lange, sonst wie ein großer Regenwurm g
bildete Zunge heraus, und läßt sie so lang da
liegen, bis sie völlig von Ameisen stroßet; al
dann zieht er sie langsam an sich, und mit i
auch die anklebenden Ameisen, welche seine ei
zige Nahrung sind, nebst dem, daß er das nä
liche Glück bey einem angetroffenen Bienenhau
versuchet, das Honig eben so mit ausgestreckt
Zunge an sich zu saugen. Sein langer Schwar
den er meistens hoch über dem Rücken daher trag
endiget sich in eine Mähne, mit sehr langen, g
rad herabhangenden Borsten, der Kopf und ga
ze Leib ist mit schwarzen, graulicht angelaufen
Borsten bekleidet; diese liegen auf dem Ko
und Halse vorwärts, auf den Seiten abwärt
am Rücken und übrigens zurücke. An den vo
dern Füssen hat er vier krumme Klauen, die zu
äusserstен zwar kürzer, die mittlern aber mög
wohl zwey und einen halben Zoll in der Läng
haben. An den hintern Füssen, auf welche
immerzu auch aufstehend anher geht, hat er fü
cher Klauen fünf. Insgemein isset man ih
nicht, denn sein Fleisch soll nach Fuchsart wide
wärt

rtig riechen. Wenn dieser Bär ein anders ild fänget, pflegt er es mit eingesetzten Klauen ſtark an sich zu drücken, bis es todt iſt.

Unter die vierfüßigen oder Säugethiere ge- Arma-
rt noch der sogenannte Armadillo, oder das dillo.
nzer tragende. a) Es giebt deren zwo Gat-
ngen; eine merklich kleiner und schmackhafter:
andere an Größe wie ein halbjähriges Ferk-
n. Wenn ihm, so bald es erleget iſt, die
alle nicht heraus genommen wird, läßt es sich
egen des widerwärtigen Biesamgeruchs nicht es-
n; sonſt aber, wiewohl es doch allezeit etwas
von riechet, hat es ein zartes weißes Fleisch,
ie ein junges Lämmlein. Anſtatt der Haut
t es eine gewiſſe schuppichte Schale, die rund
rum den ganzen Leib, gleich einem Panzer, be-
cket, nicht Beinartig, wie bey der Schildkrö-
, sondern etwas biegsam, fast wie bey einigen
roßschuppichten Fiſchen, sonſt von Farbe des El-
nbeins. Sein kleines Köpfchen weis es, wie
e Schildkröte, einzuziehen, und in dem Pan-
r zu verbergen. Die Füſſe auch mit Schup-
en bedeckt, endigen sich in Dachsenartige Klauen.
Dieſes Thier hält sich, wie der Dachs, in un-
erirdiſchen Löchern auf, aus welchen es, um er-
egt zu werden, von den Indiern mit hineinge-
aſſenem Rauch vertrieben wird.

a) *Cluſ. L. V. Cap. XV. pag.* 109. Daſypus. *Linn.*

Ein anders eben auch unterirdisches Thie

Lomucha. insgemein Lomúcha genannt, gleichfalls in Gr
se eines halbjährigen Ferkels, hat einen Hase
artigen Balg. Die vordern Zähne sind wie a
Eichhorne. Es hat kleine Oehrlein, Klauen e
nes Dachsen, und kein, oder nur gar ein klein
Schwänzlein. Es pflegt aus dem Loche sein
Wohnung zwey bis drey Ausgänge zu haben; e
nen zwar am Ufer selbst, gegen den Fluß, d
andern gegen den Wald, um, woher es imm
feindlich angefallen werden möchte, auf der a
dern Seite entwischen zu können. Die Indie
wenn ihnen solche Löcher aufstoßen, pflegen a
dem Ausgange, der Flußwärts geht, einen Net
beutel vorzuheften; alsdann machen sie von de
Landseite den Angrif, und jagen das Thier mi
Getose und mit langen Ruthen, womit sie durc
die andern Löcher stoßen, in die Angst, so daß e
die Flucht mit schwimmen sucht, und in das Ne
fällt. Man rupft ihm gar leicht die Wolle hin
weg, und alsdann ist es nicht anders, als ei
schön abgehaartes, ganz weisses Ferklein anzuse
hen; hat auch seine Art von Speck, und sei
Fleisch wird billig sehr geschätzet; denn es ist schö
weiß, zart, mäßig fett, und wohlgeschmack.

Igel. Es giebt auch selbiger Orten einige Igel, ob
sie schon gar selten zum Vorschein kommen.

Damhirschlein. So giebt es gleichfalls nur wenige Dam
hirschlein, deren Fell noch zarter ist, als bey den
unse,

rigen. Ihre Castanienfarbe, glänzende Haa, ind hin und her mit schönen weissen Flecken ichnet. Die Indier wollen insgemein, ich s nicht warum, ihr Fleisch nicht essen. Sonst läßt sich in selbigen Wäldern gar kein Hirsch, auch kein Hase, und kein eigentlicher Fuchs etten.

Ein gewisses Thier heißet man zwar **Zorrillo**, ist, das Füchslein; es ist aber von unsern hsen sehr weit unterschieden. a) Es ist nicht ßer als ein Iltis, oder Feldwiesel, hat auch er krumme Klauen, noch einen auf Art der chse zottichten, sondern vielmehr, wie die Raz, glatten, wohl aber dickern Schwanz. Es einen ziemlich langen, mit vielen Stockzäh, bewafneten Rachen. Uebrigens hält es wohl h, auf Art der Füchse, sich in unterirdischen hern auf, oder auch in den Dächern, und cht von dort seine Ausfälle auf die Hühnlein, r was immer von Fleisch oder Fisch in einer eißkammer zu finden wäre. Dieses Thier t weit und breit einen abscheulichen heftigen stank von sich. Zorrillo.

Nicht minder stellet den Hühnlein und Hen, die **Yguana** (oder wie die Lateiner sagen, Chamæleon) nach. Es ist ein Thier von Yguana.

a) *Mustela quarta Buffon. item Mapurita.* Viverra Mapurita *Linn.*

Eydechsenart; ich will mich aber mit seiner B
schreibung nicht aufhalten, weil man solche lei
anderswo findet. In meinem Angesichte hat
wie man sonst von ihm sagt, die Farbe argli
verändert, bald wie ein Erdklotz, bald sch
grasgrün, bald blaulicht Aschenfarb. Unter d
Portugiesen hält man sein Fleisch für ein Schl
kerbißchen; die Völker von Maynas aber mög
es nicht essen.

Dahier kann ich auch die Schildkröte ni
übergehen, welche immer im festen Lande bleib
und ganz von anderer Gattung ist, als jene, d
niemals, als nur zum Eyer legen, aus dem We
ser kommt, und an seinem Ort beschrieben we
den wird. Diese Landkröte heißen die Spani
Tortú- Tortuga. Sie begreift unter sich mancherley G
ga. schlechter von anderer Art. Einige giebt es fa
wie unsere Steinschildkröten; andere sind we
größer, von länglichtrunder Figur, wohl zwe
Spannen lang, einen oder mehr im Durchschni
te breit. Sie sind in eine sehr harte, und g
gen die Höhe zu gewölbte Schale eingemacht, d
recht künstlich von Natur mit sechseckichten Schil
lein überpflastert ist. Diese Schildlein sind g
gen die Mitte schwarz, gegen den Rand gel
jedes insonderheit Würbelartig gleichsam ausg
stochen. Der Rand der obern Schale ist w
mit einer gelben Borde umher eingefaßt, di
Brustschale durchaus gelb. Sie hat wider di
Gewohnheit anderer Schildkröten etwas länger

Füsse

Füsse, durchaus mit beinichten Schuppen bedeckt, und mit einem der Dicke fast gleich zugestumpftem Tritte. Der Kopf ist ihrer übrigen Größe nicht wohl angemessen, und klein, das Fleisch röthlicht, und wohlgeschmackt, sonderlich schätzt man ihre wohl Spannenlange Leber, die noch zarter, als bey den unserigen ist. Sie legt einige Täge nach einander nicht wenige recht gute Eyer, in Größe der Hühnereyer, doch runde, mit weißer, schieferichter, und biegsamer Schale. Man kann diese Schildkröte einige Monate hindurch, ohne alle Nahrung lebendig erhalten. Es giebt noch eine andere Gattung, obschon etwas selten, die man über die jetzt gemeldte zu schätzen pflegt. Ihre Schale ist nicht gegen die Höhe zu gewölbt, sondern, als wäre sie zwischen zwey Bretter, oben und untenher mit Fleiße stark zusammengepreßt worden. Aller dieser Schildkröten Schale dient sonst zu nichts, als daß schon erwähnter massen einige Barbaren ein Stück mit vieler Mühe zuschleifen, es an einem Prügel fest machen, und selbiges anstatt einer Hacke gebrauchen.

Von dem Tiger habe ich geschwiegen; zwar nicht, als wäre die Landschaft von Maynas nicht genugsam damit versehen, sondern weil ich dieses grimmige Mordthier nicht einmal Erzählungsweise mit andern vermengen wollte. An Größe, Grausamkeit, und Schönheit seiner Flecken, mit denen es die Natur gezeichnet hat, giebt es de-

Tiger-Thiere.

nen von Afrika gar nichts nach. a) Nirgend ist man vor ihnen sicher; doch kommen sie weit zahlreicher jährlich vom Gebürge in die Ebene herunter um die Monate, in welchen die Flüsse gewaltig austrocknen, und in ihrem sonst überschwemmten Rinnsaale ungemein weitläuftige Sandbänke entdecken. Denn alsdann passen sie sowohl auf mancherley anders Wild, wenn es aus dem Wald, um sich in der Sonne zu wärmen, auf die Sandbänke hinaus tritt, als auch auf die Krokodille, die eben darum auf dem Rande überall ausgestreckt da liegen, aber meistens auf die Wasserschildkröten, wenn sie die Eyer zu legen, auf diese Sandbänke kommen. Die Nie-

der,

a) Robertson, seiner vorgeblichen Naturentkräftung gemäß, widerspricht es T. I. p. 297. „Amerika," sagt er, „erzeugt kein Thier, „das an Stärke und Muth dem Löwen oder „dem Tiger gleich käme. Der Puma und „Jaguar, seine muthigsten Raubthiere, welche die Europäer unschicklicher Weise Löwen „und Tiger genannt haben, besitzen weder den „unerschrocknen Muth der Löwen, noch die „reissende Grausamkeit der Tiger." *Buffon* Hist. naturelle T. IX. p. 87. Marcgravij Hist. natur. T. IX. 13. 203. Ich gebe zu, daß das Thier, welches um Quito herum Löw genennt wird, kein wahrer Löw sey. Am Tiger in Amerika, so weit mir dieser bekannt ist, finde ich keinen merklichen Unterschied von den afrikanischen oder asiatischen,

deren

rlagen derselben zeigen sich alsdann häufig in
n hin und her hinterlassenen leeren Schalen.
n solche Jahrszeit findet man überall viele im
Sand eingedruckte Spuren der Tiger; doch dem-
ngeachtet, wenn selbe auch noch so frisch sind,
uß man oft unumgänglich mitten unter ihnen
s Nachtlager nehmen, und immerzu einen gar
icht weit davon raunzenden und knurrenden Tiger
it Geduld anhören. Das natürliche Entsetzen
nn durch die Gewohnheit, solches zu sehen und
hören, zwar etwas gemildert, aber doch nicht
anz gehoben werden. Es müssen die Reisenden
ohl bedacht seyn, das Feuer immer brennend
erhalten, weil man von Alters her behaupten
will,

deren ich manche zu Wien gesehen habe. Wahr ist es, daß die Tiger am Maragnon, und andern dazu gehörigen Flüssen, meistens etwas feiger zu seyn scheinen, als man sie anderswo schildert. Ich bin ihnen mehrmals sehr in die Nähe gekommen, wo die Entfernung nicht mehr als etwann von zehn Schritten war; aber allezeit war ich von etlichen Indianern begleitet, bey deren Ersehung das Tiger sofort entweder liegen geblieben ist, oder langsam sich in den Wald begeben hat. Doch aber herrschet überhaupt unter den Indiern Schrecken vor diesem Thiere, welcher in ihrer Gemüthsart nur Platz finden kann; und weis man auch von manchen, obschon seltsamen Fällen, wo das Tiger seinen Muth nur gar zu stark gezeiget hat.

will, das Tiger scheue sich vor dem Feuer. Doch weis man auch, daß sie des Feuers ungeachtet, sich dann und wann an einen Schlafenden gewagt und sogar erkühnet haben, einige Nächte hindurch in einem Dorfe um die Häuser herum zu streifen, ja wohl auch in ein oder anders Haus, da noch die Einwohner munter waren, einzubrechen, welches letztere zwar selten geschieht. In Wahrheit ist es eine handgreifliche Wohlthat der göttlichen Vorsehung, daß sie das Leben der Indier, damit ihnen dieses Unthier nicht öftere Streiche versetze, in ihrer wachtbaren Obhut trägt, und auch, damit es nicht allzusehr über Hand nehme, recht wunderbar wehret. So wie von dem grundweisen Laufe der Natur jedem Thiere sein Feind angemessen ist, so hat auch Gott dem Tiger eine gewisse Fliege entgegen gestellt, welche, wo sie dem ganz unachtsamen Thiere aufsitzet, ihm zugleich mit dem versetzten Stiche ein Eyerlein in die Haut hinein versenket. Dieses Eyerlein wird in wenig Tagen zu einem Wurme, welcher gar bald bis zur Größe eines Mandelkerns anwächst, und am ganzen Leibe mit einer Menge der feinsten Stacheln überzogen ist. Auf die mindeste Bewegung oder Wendung, die er ganz innerhalb der Haut, im frischen Fleische macht, empfindet die Bestie die lebhaftesten Schmerzen, er treibt ihr heftige Wundfieber aus, und reibt sie mit langer Schlaflosigkeit, und Enthaltung vom Fressen endlich gar auf. Solche Wirkungen

hat

at man bey einigen Indiern, denen die Fliege
on dieser Art einen dergleichen Wurm in die
Haut gelegt hatte, in Erfahrung bringen müs-
en: denn der unerträgliche Schmerz, die quälen-
e Angst, die Schlaflosigkeit, der Unlust zum
Essen, drohte schon sie hinzurichten, wenn man
ie Ursache des Ungemachs nicht zeitlich erkannt,
nd mit angemessenem Hülfsmittel gehoben hät-
e. Ich selbst habe einige von den Indiern er-
egte Tiger, und als man ihnen die Haut abge-
ogen, zwischen derselben und dem Fleische einige
olcher Würmer gesehen. Daß man also jene
Menge der Thiere weder dermal finde, noch auch
ey Entdeckung von Amerika im festen Lande fand,
ie man dort auch darum hätte vermuthen kön-
nen, weil sie von den Nachstellungen der Men-
schen beynahe nichts zu leiden hatten, die dort
weder so zahlreich, noch so sehr in Gesellschaften
verbunden waren, daß sie furchtbare Feinde der
thierischen Schöpfung gewesen wären; eine so
gemäßigte Vermehrung der Thiere, sage ich,
wollte ich lieber der höchst weisen Anordnung bey-
messen, womit der Urheber der Natur jedem
Thiere auch seine Feinde, und folglich Gränzen
seiner Fortpflanzung, aufgestellet hat, als einer
Entkräftung der Natur, die ich in so weitem
Raum, als man von Amerika vorgiebt, über-
haupt nicht eingestehen kann. Nebst dieser gemei-
nern Gattung giebt es noch völlig schwarze Tiger,
die zwar gar selten aus dem Gebirge bey Chaya-

bitas

bitas und Cahuapanas sich sehen lassen, und für sehr grausam gehalten werden. Es giebt auch einige, eben so seltene, von Löwenfarbe. Ein andere Gattung nennt man insgemein Tigrillo das ist, das kleine Tiger, welches nicht viel größer, als eine wohlgewachsene Katze ist, nicht aber den Menschen, sondern allein dem Gewild, und auch den Hühnern, nachzustellen pflegt, mithin auch nicht über den Rang einer wilden Katze hinaus tritt. Von einem eigentlichen Löwen aber hat man dort seit Mannsgedenken keine einzige Kenntnis gehabt.

V.

Von den Raub- und andern Vögeln.

Mancherley Geyer.

Der Raubvögel giebt es in diesen Ländern vielfältige Sorten. Man findet Nachteulen, und Sperber an Größe und Farbe der Federn ganz gleich mit den unserigen; aber auch andere von sehr fremder Art. Unter diesen sind einige kleiner, als eine Taube, mit so wunderschönen Farben gezeichnet, daß man sie darum billig auch in fürstlichen Palästen schätzen würde. Man findet Geyer von ungemeiner Größe, bey den Spaniern insgemein Buytre genannt. Auf einer Reise durch unbekannte, weit entvölkerte Länder, habe ich einen Indier aus meiner Geleitschaft auf einen der höchsten Bäume hinauf klettern lassen, die Lage und Gegend, so viel es möglich

wäre,

äre, auszukundschaften. Gar bald kam ein
lcher ungeheurer Buytre daher, setzte sich auf
en Gipfel gerade über den Indier, schien ihm selbst
n Größe gar nichts nachzugeben, und als wolle
r sich auch wirklich anschicken, ihn zu ergreifen.
Der Indier aber voll Angst, machte sich noch
um Glücke in möglichster Eile herab, da indes-
en das Abentheuer vom Geschreye meiner Geleit-
chaft abgeschröckt, wieder in die Flucht gieng.
Es giebt andere große Raubvögel, die noch nebst
hren gewöhnlichen Waffen, auf beyden Krüm-
mungen der Flügel, vorwärts mit großen, krum-
nen Sporen ausgerüstet sind. Andere möchte
nan sonst für unsere Aelstern halten, wenn sie
icht gar zu wohl bekannte Geyer wären. Ra-
en aber, oder Krähen von unserer Art findet
nan nicht.

Keine Raben.

Die Stelle der Raben wird in Amerika
urch andere sehr unreine, von den Spaniern
Gallinazo genannte Vögel, mehr als zum Ue-
erfluß ersetzet. a) Nicht allein viele Hunderte
tzen immer auf den Bäumen und Dächern der
Dörfer herum, wo etwann ein Aas oder sonst
in Unflat ist, sondern auch in allen weit und
reit entvölkerten Wüsten, wo sich immer die
Reisende, das Mittagsmahl zu kochen, nieder-
assen, sind sie alsogleich Schwarmweise dabey,
nd können ihre Abreise kaum erwarten, die Ge-
beine

Gallinazo.

a) Vultur Aura. Linn.

beine und andere Ueberbleibsel sauber aufzurä
men. Sie streben keineswegs nach lebendiger
Raube, sondern einzig nach dem Aas, und a
lem unreinen Auswurf. Sie fliegen, gleich de
Raben, sehr hoch, und riechen von wunderliche
Ferne den ihrer Neigung angemessenen Fraß
Sie sind etwas größer, als die gröſten Henne
von bleichschwarzen Federn, mit langen Füsse
und Krallen, mit langem, meistens aufrechte
Halse, der von Federn fast blos, und voll g
wisser Warzen ist, auf Art der indischen Hahn
jedoch nur bleyfärbig; wiewohl auch einige, abe
selten, selbige Warzen roth angelaufen haben
Ihr Kopf ist ganz kahl, mit einem länglichter
zu Ende abgestumpften Schnabel. Einige Männ
lein lassen sich immerzu finden, die man für di
Fürsten des Gallinazovolkes hält. Sie habe
Kopf und Hals gleich den übrigen ganz blos
mit solchen roth angelaufenen Warzen, sind e
was größer, und vom obern Theile der Schu
tern geht ihnen artig über die Brust, eine Art vo
Mäntelgen von weissen zottichten Federn herum
Mit Beschreibung noch anderer unreinen Vöge
deren es zur Genüge giebt, will ich mich nicht we
ter aufhalten.

Quaquamayo.

Unter den reinen setze ich jene zum Voraus
deren ehrlicher Name ganz unrecht beschimpf
wird, da man sie, ich weis nicht warum, di
indianischen Raben heisser. Ausser dem, daß s
sehr hoch fliegen, haben sie gar keine Aehnlichke
mi

it den Raben; sie stellen dem Aase gar nicht
ach, nähren sich einzig mit Früchten, und sind
lerdings aus dem Geschlechte der Papageyen.
n ganz Amerika nennt man sie unter den Spa-
ern Quaquamayo, und sind auch in der Pro-
nz von Maynas, von zweyerley Farben häufig
zutreffen. Insgemein sind sie auf dem Kopf,
ücken, an der äußern Oberfläche der Flügel,
d ihres sehr langen Schwanzes schön himmel-
au: am vordern Halse, Brust und Bauch,
nt der untern Fläche der Flügel und des
chwanzes sind sie goldfarb. Die andere weit
tsamere Art ist himmelblau, und hat schön
rmosinroth, was bey der vorigen gelb ist. Sie
zen sich gerne, besonders ihr Nachtlager zu hal-
n, scharenweise auf einen hohen Baum zusam-
en, wo sie ihr sehr lautes Geschwätz und Gak-
n bis in die Nacht hinein treiben. Fliegt ei-
r auf, so folgen ihm alle übrige; sie fliegen,
e gesagt, sehr hoch, und allezeit paarweise,
s Männlein mit seinem Weibchen. Sie ni-
n in dem Stamme der höchsten Bäume, in
ner von ihnen ausgebissenen Höhle, um von
n Verfolgungen der Affen und Schlangen si-
r zu seyn. Sie werden bald zahm, und ge-
n alsdann in den Häusern, ohne Gefahr durch-
gehen, ganz frey herum; lernen auch, obschon
ren, auf Art der Papageyen einige Worte spre-
en. Ihr Fleisch ist röthlicht, und etwas hart,
rd aber allgemein zum Essen zugerichtet.

Papagey.

Unter den eigentlichen Papageyen, die es dort auch in der Menge hat, schätzt man vor allen jene, die sonst gelblichtgrün, an der Stirne ein goldfarbes Käpplein haben; am äussern Rande der Flügel haben sie einen schmalen, hoch rothen Saum, die Schwungfedern aber sind wechselsweise roth und blau. Einige aus dieser haben eine breite und niedere, andere eine schön runde Stirne; die Füsse sind aschengrau, der Schnabel ist fast fleischfarb, und um den Augstern ein goldfarbes Ringlein. Diese Gattung ist zu Nachahmung des Redens, des Gelächters, des Weinens, des mannichfältigen Gesanges wie auch andere Thiere zu spotten, sehr gelehrig und kurzweilig. Man läßt sie ganz frey im ganzen Hause herum gehen, sie lieben ihren Herrn recht zärtlich, fliegen ihm von ferne zu, und machen ihm mit ihrer Geschwätzigkeit, mit allerhand witzigen Gebärden und Possen weit mehr Zeitvertreib, als in Kürze zu beschreiben wäre. Einige aus dieser Gattung, aber wenige, haben an statt des gelben, ein rothes Käpplein auf, und wieder andere, auch seltsame, die Stirne samt beyden Seiten des untern Schnabels, himmelblau.

Eine andere etwas kleinere Gattung ist fast eben so schätzbar, sonst durchaus dunkelgrün, hat über die Augen und Schläfe einen kirschfärbigen Streif, oberhalb dem Schwanze einen großen hoch rothen Flecken. Sie haben eine runde Stirne, um

um den Augenstern ein schönes rothes Ringlein, einen geschmeidigen, schwarzen Schnabel, und eben so die Füsse. An Geschwätzigkeit und Freundlichkeit giebt sie der vorgemelderen Gattung fast nichts nach.

Andere Papageyen sind merklich größer, als die vorigen, am ganzen Leibe bleichgrün, sonst aber an Schwatzhaftigkeit oder anderm Kurzweile nicht sonderbar. Andere, nicht viel größer, als eine Amsel, prangen zwar mit schönen Farben der Federn, lassen sich aber weder zum reden, noch zahm zu werden, abrichten. Weil sie scharenweise in die Aecker einfallen, und viele Verwüstungen anzustellen pflegen, sind sie bey den Indiern sehr verhaßt.

Nichts kurzweiligers kann man sich vorstellen, als gewisse Zwerge aus dem Papageygeschlechte, bey den Spaniern **Chirigles** oder auch **Silbadòr**, das ist, der Pfeifer, genannt. In der Größe sind sie wie ein Gimpel, und könnte man sie auch fast eigentlich für Gimpel von Amerika halten. Der Schwanz, die Flügel, der Rücken sind sehr hochgrün, der vordere Hals gegen die Brust zu gelroth, der Bauch schön perlenfarb. Die Bildung des mit einem schwarzen Käpplein bedeckten Kopfes ist nach Papageyart, der Schnabel schwarz und krumm, die Augen schwarz, mit einem rothen Ringlein umgeben. Eben so sind die zarten schwarzen Füßchen auf Art der Papageyen

Chirigles, des Pfeifer.

mit zwo Zähen vorwärts, zwo andern rückwärts gebildet. Zum reden allein unfähig, pfeifen sie sonst sehr artig und lieblich, lieben ungemein den menschlichen Umgang, scherzen, tanzen, und raufen mehr wie Hündlein, als wie Vögel.

Perriquito.

Daher gehören noch die sogenannten **Perriquito**, deren zu gewisser Zeit viele hunderte auf Art unserer Spatzen an den Ufern der Flüsse durch die Moosröhre, und niedere Gehecke herum streifen. Sie sind nicht größer als Spatzen, sonst aber ganz von Bildung der Papageyen. a) Ausser dem gelben Käpplein auf dem Kopf, und dem gelben Ringlein um die Augensterne, sind sie durchaus hochgrün, haben ein krummes fast schwefelfarbes Schnäbelein, und auch bleichgelbe, sonst papageyartige Füßchen. Die Indier lassen gerne ihrer viele zu Hause frey herum gehen, zwar nicht ihrem Gesange zu Liebe, welches nicht viel besser als unserer Spatzen ist, noch auch, als wären sie fähig, Wörter nachzusprechen, sondern einzig ihrer schönen Bildung und Freundlichkeit halber. Uebrigens wenn einige Beschreibungen von Indien behaupten wollen, daß die Papageyen auf den äusserſten Baumästen, in gewissen weit herab hangenden Nestern zu brüten pflegen, haben sie sich geirret. Ich habe zwar solcher hangenden Nester viele tausende gesehen, die gewiß mit Witz und Fleiß gestricket, und auf Art

a) *Clus. Auctar. pag.* 365. *Psittacus minimus.*

Art eines Rauchfasses an den äusserſten Aestlein der höchſten Bäume mit einigen ganz dünnen Bejucoſchnürlein angehängt ſind; die Indier aber ſagen einſtimmig, daß dieſes nur die Neſter einiger Störche, wie auch eines andern Upapiſcu genannten Vogels ſind, welche die Natur ein ſolches Gebäude zu erfinden leitet, um ihre Brut vor den Nachſtellungen der Affen, der Schlangen, und aller ſolchen Feinde in Sicherheit zu ſtellen. Von den Papageyen aber geben die Indier insgemein vor, daß ſie ſo, wie ich vom Quaquamayo *) erwähnet habe, ihre Neſter in hohlen Bäumen zu machen pflegen.

Vor andern Vögeln kann billig der ſogenannte Piuri angerühmt werden. An Größe iſt er gleich einem Pfaue, aber durchaus ſchön ſchwarz, auſſerdem daß die Männchen auf dem Bauch ſchneeweiſſe, die Weiblein lichtbraune pflaumartige Federn haben. Sie haben einen länglichten, aufrechten Hals, einen geſchmeidigen Kopf, an der Stirne ein wunderſchönes Büſchlein ſchmaler, länglichter Federn, die zwey und zwey Staffelweiſe aufſteigen, und am Spitzlein vorwärts ſchön gekrauſt ſind. Solches Büſchlein geht ihnen in die Höhe hinter gewiſſen, glänzendrothen, Piuri.

* Don Antonio de Ulloa phyſikal. Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen America, mit Herrn Prof. Schneiders Zuſätzen I Theil, Leipzig, 1781. gr. 8. S. 253. M.

erhobenen Gewächsen, mit denen der schwarze, schmale, sonst adlerartige Schnabel umgeben ist. Die Füsse sind schwarz, geschlank, mit ganz kleinen Klauen. Ihr Fleisch giebt an Weisse und Geschmacke dem der indischen Hahnen gar nichts nach; ihre Eyer, deren sie nicht mehr als zwey zu jeder Brut legen, etwas größer als unsere Hennen, sind zu essen köstlich. Ihre Hühnlein pflegt man beym Hause zu erziehen, sie werden alsdann sehr zahm, gehen auch schon erwachsen, ganz frey unter den gemeinen Hennen herum, ohne Gefahr von dem angewohnten Hause jemals zu entfliehen; doch brüten solche niemals, und eben so weis man von den Affen, Papageyen, oder was immer sonst wilden Thieren, sie mögen so zahm seyn, wie sie wollen, daß sie ausser ihrer natürlichen Wildniß nicht brüten wollen. Dieser Piuri ist einer der herrlichsten Vögel, und würde auch in königlichen Gärten sehr hoch geschätzt werden, dort aber findet man ihn in allen Wäldern. Seine Stimme ist fast auf Art der indischen Henne. a)

Piuri. Der Paurì (Pauchi) ist von jetzt gemeldetem sonst wenig unterschieden, ausser im Kopfe, an der Stimme, und daß er um etwas größer ist. Der Kopf pranget eben auch mit seinem schönen Schopfe, aber aus glatten Federlein, hat anstatt jener erhobenen Gewächse einen weit größern, krum-

a) *Crax Alector.* Linn.

krummen Schnabel, der gegen die Spitze licht, gelblicht, sonst aber ganz Cinnoberroth ist. Nebst seiner gemeinen, dem Piuri fast gleichen, Stimme, pflegt er mit geschlossenem Schnabel auf gewisse Art, so daß man es doch weit und breit höret, zu murren, mit Beyhülfe eines Knorpelartigen, und innerhalb der Brust mannichfältig verbogenen Röhrleins, welches gerade ausgestreckt, wohl über eine halbe Elle lang ist.

Die Pava, ein gar nicht seltsamer Vogel, ist der sogenannten indischen Henne sehr ähnlich, doch etwas kleiner. Er hat um die Augen, und an der Gurgel herab, ein glattes, blaulichtweises Häutlein. Ihr kommt auch eine andere, Puca cunga, das ist, der Rothkopf, genannte Gattung sehr gleich, nur daß diese röthlichte Füsse hat, die bey der Pava Aschenfärbig sind, und jenes Häutlein roth ziegelfarb. Beyde sind zu essen wohlgeschmack, obschon, wie alles Gewild, etwas hart, mager, und von röthlichtem Fleische. Pava. Puca cunga.

Es giebt auch einige, aber seltsame, und sehr wohl geschmacke Fasanen, dort Muititu genannt. Muititu.

Rebhühner giebt es von dreyfacher Art. Einige größer, als eine gemeine Henne, haben das köstlichste weiße Fleisch, licht Aschenfarbe, und weiß gesprenkelte Federn, ganz zarte blaulichte Füßlein. Andere, von den vorigen sonst durch nichts unterschieden, als in der Größe, an der Rebhühner.

sie gleich einem Haselhuhne sind. Beyde lege köstliche Eyer mit schön meergrüner Schaale, je ne zwar etwas größere, als die Hühnereyer, die se aber nach Maas ihres Körpers, kleinere. Di dritte Art ist in der Ebene seltsam, und läßt sich meistens nur in bergichten Gegenden finden. Si ist aus allen die kleinste, hat rothbraune, weiß gesprenkelte Federn, ein krummes Schnäblein mit schön rothen Augen. Man fängt sie theils mit aufgerichteten Schlingen, theils erlegt man sie mit Pfeilen.

Wilde Tauben. Wilde Tauben lassen sich nicht wenige fin den, von etwas kleinerer Art, als die unserigen.

Trompetero. Ein anderer, mit allem Recht schätzbarer Vo gel, wird insgemein **Trompetéro**, oder der Trompeter, genannt, weil er nebst seiner gemei nen Stimme, die fast der indischen Henne gleicht, in der That ganz innerhalb, und ohne die Gur gel zu bewegen, einen recht artigen Ton, als hörte man von Ferne mit einer Trompete Lärm blasen, von sich giebt. Er ist etwas größer, als eine gemeine Henne, mit Straußenartigen Fe dern auf dem Rücken und Bauch, hat keinen Schweif, die Schwungfedern der Flügel sind schwarz, die kürzern aber weiß, oder auch nur Aschenfarb. Hat lange, glatte Füsse, immerzu Schwefelfarb, sonst auch bleichblau. Sein läng lichter schmaler Schnabel ist bald gelb, bald schwarz. Hat einen langen Hals, darauf ein klei,

eines rundes Köpflein, durchaus wie mit schwar-
em Sammet bedeckt, welcher sich gegen den un-
ern Hals und die Brust, in schön violblau schie-
ende Federlein endiget. Dieser **Trompetero**
ird ganz gerne zahm, läuft seinem Herrn über-
ll zu und nach, und ergötzet ihn mit mancher-
ey recht artigen Possen, die man mehr von ei-
nem Hündlein als Vogel erwarten möchte. Trift
r zu Hause eine jüngst ausgebrütete Henne an,
o verjagt er die Mutter, und eignet sich die
Hühnlein zu, als wären sie gänzlich seine. Er
führt sie, trotz der wahren Mutter, überall her-
um, wärmet sie unter den Flügeln, beschützt sie
ifrigst, und nährt sie theils mit Würmlein, die
r ihnen fleißig in der Erde auffratzet, theils mit
lngestümm erbettelter Speise. In den Wäl-
ern streifen sie Schaarweise, nach der Erde lau-
fend herum, und schwingen sich nicht leicht zum
Fliegen in die Höhe. Man isset sie statt einer
Henne; sie sind aber etwas hart vom Fleische.

Noch ein anderer sonderbarer Vogel, den die Spanier anderstwo **Dios te dè**, oder auch den Prediger, dort aber insgemein **Ciguanga** nennen, pflegt auch zahm zu werden, und sich an die Häuser zu gewöhnen. Am Körper ist er fast einer Taube gleich, und prangt mit schön ausgetheilten, sehr lebhaften Farben, am Leibe nämlich kohlschwarz mit einem hochrothen Flecken über dem Schwanze; um die Augen hat er, nach Art der Papageyen, ein breit herum gehendes, Ciguanga, der Prediger.

bloßes, bläulichtes Fell; vom Schnabel an g
ihm über die Brust herab ein artiges Vorhä
lein von schneeweißen, und auf der Brust ho
rothen, pfauenartigen Federn. Seine grö
Sonderheit aber besteht in dem ungeheuern, wo
fünf bis sechs Zolle langen, und gegen die St
ne über anderthalbe dicken Schnabel, welch
sonst schwarz, mit breiten gelben Streifen orde
lich gezeichnet und eingefaßt ist. Sonderbar
auch seine Zunge, anstatt welcher man sich ein
wohl vier Zolle langen, aber ganz schmalen Spl
ter eines Federkiels vorstellen mag, beyderse
mit langen spitzigen Zähnlein besetzt. Er h
etwas kurze bläulichte Füsse mit papageyartig
Zähen; sein Fleisch ist eßbar gleich der Taub
Es giebt noch von dieser Bildung der Ciguang
verschiedene kleinere Gattungen, die an Feder
anderst gezeichnet sind.

Picaflòr, oder Colibri.

Das kleinste Vögelein auf dem Erdboden und eines der gröſten Meisterstücke der Natur i der Picaflòr, oder Blumensauger. So heisse die Spanier den Colibri überhaupt. a) Sei Körper ist nicht größer, als einer großen Heu schrecke, und von so lebhaften Farben der Feder lein, daß ihm hierinn kein anderer Vogel de Vorzug abstreiten kann. Es giebt ihrer man cherley; insgemein sind sie grün, andere rot

mi

a) *Cluſ. L. V. Cap. II. pag. 96. Ouriſſia ſive Tominejo* Trochilus colubris. *Linn.*

it schwarzen Flügeln, andere himmelblau auf
olet schielend; alle von so hoher Farbe, und
ie mit unterlegtem Gold, das der fürnehmste
Maler mit solcher Verschiedenheit, die ihnen bey
ancherley einfallendem Lichte eigen ist, sie nicht
icht treffen würde. Das Schnäbelein haben
nige auf Schnepfenart länglicht, ganz dünn,
was gekrümmt, andere kurz und gerad. Von
lbigem stecken sie das ganz dünne, zweyspitzig
rtheilte Zünglein heraus, und saugen damit
n der Blüthe der Bäume den Morgenthau her-
us, welcher ihre einzige Nahrung ist. Bey
lchem Saugen bleiben sie lang an der Blüthe
leichsam in der Luft hangen, ohne die Flügel
erklich zu bewegen, sonst aber haben sie einen
hr schnellen und plötzlichen Flug. Die Füß-
in sind dem Körper angemessen, schwarz, mit
hr dünnen Krallen. Sie legen nicht mehr als
wey Eyerlein, in Größe einer Erbse, *) der-
leichen mir immerzu samt dem Aestchen zu Han-
en gekommen sind.

Noch andere Arten der fremden Vögel, de-
en in diesen Wäldern sehr viele vorkommen,
ber sonst nicht viel merkwürdiges, noch auch ei-
nen

*) S. des Herrn Abbé Martin Dobrizhofers Geschichte der Abiponer, einer kriegerischen Nation in Paraguay. I Theil. Wien, 1783. gr. 8. S. 415, 416. In Paraguay sind sie häufig. M.

nen festgesetzten Namen haben, zu beschreiben, ich mich nicht weiter aufhalten. Aus den europ schen findet man nebst einigen schon sonst erwä ten, eine und andere Nachtigall, mit ähnlich aber nicht gar gleichem Gesange, unzählb Stiglitze, nicht wenige Schwalben, obschon anderer Art.

Wasservögel. Zu den so häufigen Waldvögeln gehört n eine unglaubliche Menge der schwimmenden, o doch immer am Wasser herum streifenden. D wilden Enten findet man manche, den unserig ganz gleiche Gattungen. Eine weit größer diese, hat um die Augen ein breites weiße theils mit rothen, theils mit schwarzen Au wüchsen, auf Art der indischen Hahnen, gespr keltes Fell. Eine andere sonderbare nennen Guaná na. Mayner **Guanána**, die Spanier **Pato re** oder die königliche Ente. An Größe gleicht einer Haußente, hat aber längere, zarte, u schön rothe Füsse, mit welchen sie schnell fo läuft, einen langen aufrechten Hals, einen kl nen rothen Schnabel; die Farben der Fede zwischen weiß, braunlicht, und schwarz sauber au getheilt. Es ist ein sehr arges, und wider a Nachstellungen wachsames Thier. Gleichwie den Monaten, da Flüsse und Seen sehr hoc und meistens ausgetretten sind, weit und bre keine **Guanana**, kein **Tibi**, und nur selten e Reiger oder Storch sich finden läst, so ist es hi gegen zur Zeit der Trockene sehr kurzweilig anzus

her

, wann die weit hinaus laufenden Sandbän-
überall mit solchem Geflügel häufig besetzt und
rzogen sind. Die **Guananaenten** streifen
hwarmweise auf diesen Sandwällen herum,
solcher Einverständniß unter sich, daß allezeit
ige vom Schwarme weiter entfernet, auf der
acht stehen, und bey etwann aufstoßender Ge-
r die übrigen flüchtig zu gehen warnen. Da-
mag bey ihnen auch der behutsamste Jäger
selten zum Schusse kommen. Sie pflegen
h unter ihnen einen gewissen Vogel, am
hnabel und Stimme von ganz anderer Art,
ihren Anführer, oder Feldtrompeter zu ha-
, nach dessen Stimme der ganze übrige
chwarm sich richtet. Das **Guananafleisch**
äßt man für besser, als anderer Enten.

Tibi nennt man, vermuthlich wegen ihres Tibi.
lichen Geschreyes, gewisse Wasservögel, die
eben selbige Zeit wohl tausendweise ihre Eyer
Sand niederlegen, und zu Tage und Nacht
ihrem Geschrey dabey nicht ausruhen. Sol.
Eyer sind etwas kleiner, als der Hennen, mit
Aschenfarber, roth gesprenkelter Schaale, und
rden fast einzig dem durch die Sonne erhitzten
ande zum ausbrüten überlassen, da indessen
Mütter um sie immer herum fliegen. Die
senden Indier klauben derselben, so viel sie
r wollen, zusammen, und pflegen sie zu essen,
halten sich aber insgemein, ich weis nicht war-
, die **Tibivögel** selbsten zu essen. Sie sind

in der Größe einer Krähe, mit fast Spann
langem Schnabel, mit langen Flügeln, und k
zen auf Entenart gebildeten Füssen. Einige
weiß, andere schwarz von Farbe.

Viele Reiger, Kranische, Störche.

Von Reigern, Kranichen, und Störch
die man dort überhaupt Garza nennt, schw
men um eben selbige Zeit mancherley Sorten h
fig an den Sandufern herum, sich bald mit Fi
lein, bald mit Würmern, Schlangen, und
derem Ungeziefer zu nähren. Einige giebt
durchaus schneeweiße, andere sonst weiße, nur
Kropfe und Flügeln schön rosenfarb angelauf
andere auch dunkelgraue. Störche findet n
von ungemeiner Größe, mit wohl zwo Spann
langem Schnabel, ganz kahl am Kopfe, mit
nem vielfächigen Beutel am Krägen. I
Größe nach hat man sie gar oft auf den Ufe
dahergehend für Indier gehalten. Aus dem v
schiedenen Vogelgeschrey, Fluge oder Fressen wa
zusagen, giebt es überall, besonders unter ein
so einfältigen Volke, viele abergläubische M
bräuche; doch ist bey der Vielfältigkeit der D
tionen fast nichts allgemein festgesetztes.

VI.

Verschiedenheit und Eigenschaften des kr
chenden und fliegenden Ungeziefers.

Wie fast alle Heiden, und auch nicht we
ge dumme Christen, Krankheiten, Todesfä

d fast alle auffstoßende Unheile, der Schwarz-
nst ihrer Mißgönner beyzumessen pflegen: so
auben sie, die sogenannten Zauberer hätten ei-
besondere Macht, wem sie wollten, Schlan-
n zur Beschädigung auf den Hals zu schicken.
er Schlangen, überhaupt Machacuyu (Ma- Man-
hakuyu) genannt, giebt es mancherley, an cherley
röße, Farbe, und giftiger Kraft, verschiedene Schlan-
attungen. Für die schlimmste aus allen, ob gen.
schon auch fast die kleinste ist, hält man die
ascabel, oder Schällen- oder Klapperschlange, Casca-
die man so genannt hat, weil ihr die Natur bel.
bst auf dem Rücken und Schwanze gewisse
lapperchen, wie Schällen, angefügt hat, gleich-
n um die sorglosen Leute vor der annahenden
efahr dadurch zu warnen. **) Andere giebt es,
die

*) *Crotalus.* Linn.

**) Mein schätzbarer Freund, Herr Prof. Schnei-
der, führet in seinen nützlichen Zusätzen zu des
Ulloa Nachrichten von America, II Th. S.
375, aus dem Carver S. 398. zween beson-
dere Umstände von der Klapperschlange an.
Der erste ist, daß sich die Glieder der Klapper
mit jedem Jahre vermehren. Zweytens fand
er in einem getödteten Weibchen 70 völlig aus-
gebildete Junge, die ihre Zuflucht sogleich in
den Rachen der Mutter nahmen. So nach
wäre diese Schlange lebendig gebährend.

Durch die Gleichheit beyder Enden einiger
Schlangenarten ließ man sich zu dem Irrthu-
me verleiten, Schlangen mit zween Köpfen
dar-

die unschädlich sind, weil sie nur den Spinnen, Käfern, und dergleichen Ungeziefer, nachstreben; es giebt auch eßbare. Die meisten Indier zwar enthalten sich ihrer doch, so lange sie etwas anders finden.

Ich will das Ungeheuer nicht gänzlich umgehen, welches zwar auch in andern Beschreibungen Indiens zu finden ist. Yacu-mama, das ist, Wassermutter, nennt man auf peruanisch eine Schlange, die wohl 25 Schuhe in der Länge mehr als einen im Durchschnitte der Dicke haben soll, und ist es nicht leicht zu bestimmen, ob die Indier mehr von billigem Schrecken, oder von einer abergläubigen Ehrfurcht gegen sie einge-

Yacu-mama.

nom

daraus zu machen. Dergleichen sollen in den umliegenden Gegenden von Panamá seyn. Don Antonio Ulloa hat zwar keine gesehen, es wurde ihm aber versichert, daß sie mit bey den Köpfen beißen, und grau gefleckt sind. Allgem. Reisen IX Band, S. 96. In dem sinesischen Naturwerke der Trewischen Bibliothek in Altdorf, welches ich in meinen Nürnbergischen Merkwürdigkeiten, S. 608—644 beschrieben habe, ist eine sogenannte zweyköpfige Natter vorgestellet, so wie auch im älteren Dioskorides der kaiserl. Bibliothek in Wien, da sie ΜΦΙCΒΑΙΝ überschrieben ist. *Lambec.* Biblioth. Vindob. T. I, Tab. I. Carver meldet S. 405. von einer Schlange, die wirklich zween Köpfe hatte, welche am Halse zusammen hiengen. Aber diese gehörte zu den Misgeburten. M.

nmen sind. Ich konnte sie keineswegs bere-
, daß sie ein solches Abentheuer, das einige
ge nach einander, nahe bey meinem Dorfe
sehen lassen, erlegten: denn sie besorgten, sie
chten hiemit sich und den ihrigen ein großes
heil zuziehen. Von dieser ungeheuern Schlan-
, welche im Wasser, und auch auf dem Lande
t, sich aber meistens in den Seen und Bächen
hält, sagt man, daß sie das Wild oder den
enschen, der ungefähr ihr in gewisse Nähe
mmt, mit ihrem Hauche so gewaltig an sich
ht, *) daß der so angezogene Mensch weder
erstehen, noch sich selbst losmachen kann;
nn aber jemand bey Handen ist, die mittlere
t seitwärts mit einem Stäblein zu zerschlagen,
o gleichsam abzuschneiden, so werde er vom An-
zuge

*) In Virginien sah Herr Smyth öfters kleine Vögel nach und nach herabkommen, unter furchtsamen Gesange, so daß sie in den geöffneten Rachen der auf der Erde schon lauernden Schlange gefallen wären, wenn er nicht mit einem Stocke auf sie geschlogen, und so den Vogel befreyet hätte. Man schreibt dieses, wie er sagt, einer gewissen Zauberkraft, die in den Augen der Schlangen stecken soll, zu; allein es ist viel zuverläßiger, es dem anziehenden Hauche der Schlange zuzuschreiben. A Tour into the United States of America. By *I. F. D. Smyth*, Esq. London, 1784. 8. 2 Vol. M.

zuge gleich loß, und könne hingehen, wo er w
Ueberhaupt kann man es der gütigsten Vorsi
Gottes nicht genug verdanken, daß sie in ein
so hitzigen und feuchtem Lande, diese und me
andere schädliche Thiere nicht unmäßig überha
nehmen läßt. Den Schlangen zwar wird
gewaltiger Einhalt von so vielen Sperbern, E
ten, Störchen, und dergleichen, gesetzt, die
ihnen in immerwährendem Kriege sind.

Giftige Spinnen.

Unter das giftige Ungeziefer gehört auch
ne sehr große, durchaus rauhe Spinne, we
selsweise gelb und schwarz gezeichnet. Man h
ihren Biß, der eine ängstliche Geschwulst, un
schmerzlichen Krämpfungen, verursachet, für tö
lich. Andere Spinnen, die zwar nicht gif
sind, giebt es von mancherley Größe und
mehr als genug.

Scorpione.

Scorpione aber, die so
in Amerika so häufig und überlästig sind, sin
man in den Ländern von Maynas nur selt
Von anderm mancherley Ungeziefer hingegen, w
ches Tag und Nacht Menschen, Thieren, der
saat, Häusern, und allen Behältnissen, imn
nachstrebt, sind diese Gegenden unbeschreibl
überschwemmet, und recht erbärmlich gepla
Im widrigen Falle wäre vielleicht auf dem Erd
den kein so gesegnetes Land, daß es diesem
Vorzug abstreiten möchte. Unzählbare Schw
me der Ameisen von allerhand Art und Größe, b
chen immerzu von der Erde hervor, breiten
mit unsinniger Wuth überall aus, dringen in

Ameisen sehr schädliche.

H

Häuser, in die Betten, in alle Behältnisse hin-
in, und verwüsten oft in einer Nacht ein Gart-
nen bis auf den Grund, das man mit sauerm
Schweiße und langer Mühe kaum zu Stande ge-
racht hatte. Es giebt ihrer auch eine Gattung,
welche fetter ist, als andere, welche die Indier
ür ein köstliches Schleckerbißchen halten, wenn
olche Ameisen in ihrem eigenen Schmalze oben-
in geröstet sind.

Comejen ist ein der Ameise sehr ähnliches Thierlein, wegen vieler und beträchtlicher Verwüstungen durch ganz Europa wohl bekannt. Es ist von einem eckelichten Gestanke, alles gewohnt anzunagen und zu beschmitzen. Ihre unzählbare Schwärme dringen sich überall ganz unvermerkt durch einen künstlich verdeckten Weg ein, den sie sich selbst unter einer dünnen Kruste in gröster Eile immer fort bauen. In einem Kuffer oder Kasten, wo man seine Sachen noch so gut aufbehalten zu haben glaubt, mag nur ein Löchlein oder Ritze, so klein sie auch scheint, offen seyn, so wird man in wenig Tagen ganz unvermuthet, die darinn verwahrten Bücher, das leinene oder wollene Gewand, allerley Vorrath, stückweise zerbissen, und ärgerlich zugerichtet finden. Die priesterlichen Kleidungen, und manche zum feyerlichsten Gottesdienste gehörige Zierrathen, die mit unbeschreiblicher Mühe und Kosten weit her kaum waren angeschaft worden, haben oft durch eine Co-
jen.

geringe Ueberſehung, von dieſem Thierlein d
gröſten Schaden gelitten.

Von dem Ungemache, mit welchem die Fl
dermäuſe Menſchen und Viehe die nöthige Ru
ſtören, habe ich ſchon oben geredet.

Cucu-racha. Zu dieſen Uebeln geſellen ſich noch die imme
währenden Beläſtigungen von gewiſſen in Amer
ka Cucuracha (Kukuratſcha) genannten Käfer
die bey Tag und Nacht häufig in den Häuſe
herum ſtreifen, und nichts, auch nicht einmal d
Kleid, das man am Leibe hat, unverletzt laſſe
Sie ſind einigermaſſen unſern Rußkäfern ähnlic
aber einige auch einen kleinen Finger lang. *)

Ratten und Mäuſe verurſachen in den Häuſe
und Aeckern nicht geringen Schaden, welche
man auch darum ſo viel weniger vermeiden kan
weil die Nachbarſchaft nicht leicht eine Katze, d
man beym Hauſe aufſtellen möchte, in die Läng
vertragen will. Denn ſie gewöhnen ſich bald i
fremde Häuſer einzuſchleichen, und in Abweſe
heit der Einwohner von ihrem Heerde Fiſche od
Fleiſch, was es etwann giebt, hinweg zu ſchmau
ſen.

Nigua, ein Floh zwiſchen der Haut Noch ein anders Hausungeziefer fällt jeder
man unbeſchreiblich ſchwer. Die Spanier heiſ
ſen es Nigua, die Peruaner Piqui. Es iſ
Floh

*) Sie ſind in der Havana ſehr gemein. Ullo
Nachrichten ꝛc. I. Th. S. 135. M.

flohartig, aber so klein, daß man es mit freyem
luge kaum bemerkt, doch viel schlimmer, als un-
re Flöhe, weil es sich mit Blutsaugen nicht be-
nügt, sondern sich in die Haut ganz hineindringt,
hne daß man es vorher sonderlich merket, als
is es darinn schon versenket ist. Da muß man
hon das veranlaßte ängstliche Jucken, weil es
it Reiben oder Kratzen nur noch schwieriger
ird, bis auf den andern oder dritten Tag mit
eduld ertragen, und die Nigua indessen so an-
achsen lassen, daß man sie besser ins Auge fas-
n, und ganz, ohne den Kopf ihr abzureissen,
eraus bringen möge. Denn ihr Stachel ist so
ßartig, daß wenn er vom Leibe abgerissen, in
r Haut stecken bleibt, mit mit einem schmerz-
ften Geschwäre lang und viel zu leiden bekommt.
Die Art, sie heraus zu bringen, ist, daß man die
aut da, wo das Aeuglein ist, mit einer Nadel,
itze sachte aufkratzet, bis die Nigua sich zeigt;
sdann schabt man sie ganz unverletzt heraus,
nd streut ein wenig Asche vom Rauchtaback dar-
uf, der juckenden Geschwulst vorzubauen, wel-
e sonst immerzu zu erfolgen pflegt. Wenn man
ber die Nigua über drey Täge innerhalb der
aut verabsäumet, so wird sie schon so groß, als
ne Linse, legt indessen eine Menge Eyerlein, die
nerhalb der Haut bald belebt, und ausgebrütet,
h weit umher Platz machen, neue Familien
nd Haushaltungen zu stiften, mit größter
nruhe und Verlegenheit des nachläßigen Besiz-

zers, der sie nachmals, wie ungehalten er au
darüber seyn möchte, nicht leicht ganz ausrott
kann. Sie nisten selten wo, als in den Fuß
len, und ob sie schon sonst schwarz, wie die Fl
he sind, so werden sie doch unter der Haut ba
ganz weiß. In gewissen Dörfern, wo man d
Häuser sauber auszukehren, etwas nachläßig
ist, wird die Plage von diesem Ungeziefer oft se
bitter; und wenn sie jemand in seinen Füssen üb
hand nehmen läßt, hat er Tag und Nacht vo
grimmigen Jucken und erbärmlichsten Geschwär
keine Ruhe.

Tavá-no Flie-gen. Eine andere Plage kann ich nicht umgehe
welche die Völker dieser Gegenden nicht so wo
immer quälet, als vielmehr ermüdet. Um d
Ufer der Flüsse streifen stets gewisse Fliegen, n
so empfindlichem Stachel, als immer die W
spen. Sie sind ungemein blutdürstig, und w
den Taváno genannt.

Schna-ken. Noch weit ärger treiben es die Schnake
Denn der Taváno schwärmet nur bey Tage,
der grösten Sonnenhitze; die Schnaken ab
welche meistens am Maragnon wie Wolken h
um schweben, geben sich niemals zu Ruhe,
mag Tag oder Nacht, zu Hause oder auswär
Regen, oder trocken Wetter seyn. Gewisse Z
ten giebt es, an welchen dieses Ungemach de
massen zusetzt, daß es ganz unerträglich wä
wenn nicht durch die aufgedrungene Gewohnh

n Theil der Empfindung endlich stumpf gemacht
ürde. Schon anderswo habe ich gemeldet, daß
em allerärmsten sein Zeltbettchen eben so unent-
hrlich ist, als der Schlaf selbst, welcher ohne
ässelbe keine Statt findet; und wehe dem, der
eym hineinsteigen, oder sonst im Schlafe auch
ur die kleinste Oefnung macht! denn er mag die
ôfnung weiter fort zu schlafen, sicher aufgeben,
nd stets mit dem Ungeziefer die ganze übrige
Nacht herum fechten. Es ereignen sich Zeiten
nd Gegenden, wo man sich weder mit Rauch,
och mit dem Windwedel erwehren mag, und wo
nan sich sogar zum Nachteſſen, oder ruhig zu be-
en, in das Zeltbettchen schließen muß. Einige
Barbaren, und auch neuangehende Christen, die
nit solchen Zelten noch nicht versehen sind, pfle-
gen sich ferne von ihrer täglichen Wohnung, aus
Baumrinden, und großen Palmenzweigen gewis-
e, Cucaméro genannte, Hütlein zu bauen, die
ingsumher bis zur Erde verschlossen sind, nur
nit dem höchst nöthigen Eingange. Sie legen
ich dort, so viele Plaß haben, zusammen; denn
ie wollen lieber von so vielen ausdünstenden Kör-
pern die ungemeine Hitze, als die unvermeidliche
Unruhe von den Schnaken ertragen.

Fast nicht gelinder machen es gewisse Mücken
von mancherley Art, insgemein Chuspi (Tschuß-
pi) genannt, deren auch ganze Wolken an den
Ufern des Maragnon, aber meistens der kleinern
Seitenflüsse, unglaublich überlästig fallen. Man

würde die armen Indier oft im ganzen Leibe, a
wären sie mit Ruthen oder Nesseln gepeitschet, e
bärmlich zugerichtet sehen. Es ist aber ke
Wunder, daß der Xagua, oder Vituſaf
(ſ. oben S. 64) nicht hat können abg
schaft werden, weil man vorgiebt, mit selbige
Safte angeſtrichen, vergehe ihnen das unerträg
liche Jucken. Eine besondere Gattung solch
Mücken heißt man Jejen (Chechen). Sie ist
klein, daß man sie mit bloßem Auge kaum sieh
aber dieſes ist deſto schlimmer, weil ihr Biß he
tiger ist, und samt ihnen die Kleider durchdringe

VII.

Von den Eigenschaften der Bienen und des Wachſes.

Unter so vielfältigem Stachelhaften Ungezie
fer ist es in der That sonderbar, daß die Bie
nen, deren es doch eine Menge giebt, meiſtens
ohne Stachel sind, und daß diejenigen, welche damit
bewafnet, sich nur gar ſelten deſſen bedienen.
Sie sind von mancherley Gattung. Die vornehm
ſte wäre sonst unſern Fliegen sehr ähnlich, nur
daß sie merklich kleiner ist. Ganz wehrlos wohnt
sie in den Höhlungen der Siticabäume, und
sammelt in selbigen ihr natürlich weißes Wachs,
troß dem europäiſchen. Dieſe Gattung pfleget
nur weniges Honig zu haben, aber es ist sehr
klar, flüßig, und angenehm. Eine andere, et
was

as größere Art, die man von unsern Fliegen
ſt nicht unterscheiden möchte, sammelt auch in
ohlen Bäumen ihr sonst gelblichtes Wachs, wel-
es zwar auch schön weiß wird, wenn man die dar-
us gegossenen Kerzen einige Nächte hindurch der
ühle des Mondscheins und dem Thau ausgesetzt
ßt. Die dritte, von jetzt gemeldeter in nichts
nterschieden, bringt auch in die hohlen Bäume
n ganz röthlichtes, weiches und leimichtes
Bachs zusammen. Die vierte würde man ihrer
anzen Bildung nach, für unsere Wespen halten.
Sie wohnt bey den Wurzeln der größten Bäume,
n unterirdischen Höhlungen, wo sie eine große
Menge Honig zu sammeln pflegt, welches sehr
üßig, fast goldfarb, und so lang es roh ist, zwar
üß, aber etwas säuerlicht ist, und nicht weniger
erauschet, als ein guter Aepfelmost. Roh mag
nan es, ohne sauer zu werden, nicht lang behal-
en, wohl aber, wenn es gesotten, und so ist es
uch der Gesundheit nicht schädlich, und bekommt
urch das Sieden einen recht angenehmen Ge-
chmack. Diese Art von Bienen hat ein sonder-
iches Wachs, weil es kohlschwarz, und die Mü-
e, es weis zu machen, eben so, wie bey einem
Rohren das Waschen, verloren ist. Auch aus
iesem lassen sich Kerzen und Wachsstöcke machen,
heils zum Haußgebrauche, theils in der Kirche
ey Leichenbegängnissen, oder wenn die Indianer-
nnen bey einigen andächtigen Umgängen mit
rennenden Kerzen zu erscheinen pflegen. Solche

Kerzen aber geben ein röthlicht dunkels Lich
samt einem widerwärtigen, pechartigen Rauch
Keine aus diesen Bienen bauen ihre ordentliche
Kuchen nach Art der unserigen; ihre besonde
Bauart zu beschreiben, will ich mich weit
nicht einlassen. Dieses schwarze Wachs ist
gar keinem Werthe; das andere sammeln die In
dier als die beste Waare, dagegen das höchst noth
wendige von Eisenwerkzeuge, von einiger Kle
dung, oder anderes nützliches Haußgeräthe ein
zuhandeln. In den Gotteshäusern haben di
Mißionarien bey gewöhnlichen Andachten nicht
unterlassen, die Ehrfurcht gegen den Gottesdienst
besonders bey größern Feyerlichkeiten, auch mi
vielen wohl angebrachten Kerzen anzuflammen
Das noch übrige Wachs schickten sie jährlich nach
Quito, um dafür den zierlichern Kirchenputz, oder
das benöthigte ihrer Neuglaubigen anzuschaffen
Uebrigens hat man dort gar keine Spur von wah
ren Seidenwürmern, oder von andern einige Sei
de spinnenden Thierlein, und eben so wenig von
der sonst bekannten Cochinilla.

VIII.

Von den unterirdischen Merkwürdigkeiten der Landschaft von Maynas.

Das Land, welches gröstentheils eine lautere
Ebene ist, und von jenem hohen Gebürge weit
entlegen, welches zum Theil mit immerwähren
dem

m Schnee bedeckt, dem Königreiche Quito die bärmlichsten Niederlagen und Verwüstungen oft der den Hals wirft, wenigstens unabläßlich an- roher; dieses Land, sage ich, ist nicht so sicher or dem Erdbeben, daß es nicht immerzu deren inige, wegen des Zusammenhanges, zu leiden ätte. Der Cotopaxi, der Pichinche, der Antisäna, Tunguragua, Sinchulagua, Ca- ambe, Chimburazo sind unter dem übrigen Gebürge gemeldten Reiches eben so viele hervor- agende Rielen, von deren gewaltigem Feuer- speyen man schon öfters überzeugt worden. Wel- che schreckbare Umstürze und Verheerungen das Erdbeben weit im Umkreise dieser Berge auch in unsern Tagen angerichtet habe, hier anzuführen, wäre zu weitläufig, und von meinem Gegenstan- de allzu entfernet; denn es erstreckt sich eigent- lich in die Länder, die ich zu beschreiben habe, wenn es auch anderswo noch so grausam wütet, nur selten, und ist alsdann schon sehr entkräftet in seinen Stössen und Erschütterungen von seinem Mittelpunkte.

Eben diese Landschaft in ihrem ganzen Um- fange hat kein Gold, Silber, Edelgesteine, oder andere kostbare Reitzungen der Habsucht; und steht es dahin, ob sie darüber mehr Bedauerung oder Glückwünsche verdiene. Im Falle, daß nur ein Anschein solcher unterirdischer Schätze sich merken ließe, würde gewiß das Land schon längst mit Städten und spanischen Pflanzörtern besetzt

seyn,

seyn, und man würde sich auch mehr beeifert h
ben, die immer weiter vorgreifenden Einwohn
von Parà, so lange es noch möglich war, ern
lich abzuhalten. Nun aber, nachdem es eb
darum in solche Geringschätzung verfallen, ist
freylich weniger aufgeklärt, aber eben deswege
auch so viel weniger von allem Unheile beläſtige
dessen eigentliche Mutter die unsinnige Habsuch
ist; und die Landskinder in ihrer Armut lebte
dennoch in gröſter Zufriedenheit, frey von jene
so bittern Drückungen, denen anderswo die In
dier nicht entgehen können. Einige dergleiche
Wirkungen hat dieses Land, wie ich schon ange
zeigt, zur Genüge erfahren, als ihr der gewalt
same Angrif wider die Xibaros aufgedrungen
wurde, ein Angrif, den freylich nicht ein so rei
ner Religionseifer angerathen hat, daß nicht auch
der Schimmer des dort verborgenen Goldes da
bey manchem in die Augen gefallen wäre.

Berg-salz. Das einzige noch bekannte Mineral, das die Güte des Schöpfers diesen Ländern vergönnet hat, besteht in dem unerschöpflichen Salze, wel
ches theils bey Paranapuras, theils und mei
stens in den Bergen zwischen den Provinzen von Lamas und von Maynas ausgegraben wird, und von dreyerley Gattungen ist. Bey Paranapu
ras findet man die Salzsteine schön weiß, wie Alabaster, und einige auch roth; an den Ufern des obern Guallaga sind sie dunkelroth, meistens aber Aschengrau. Sie mögen aber seyn, wie

sie

wollen, so geben sie zermahlen, das schönste,
ißte und vollkommenste Salz. Jährlich schickte
an dahin aus jedem Dorfe einige Indier ab,
e so viele Steine, als sie nur wollten, aller-
ts ungestört, ausgraben, und auf einem eben
rt gebauten Floße nach Hauße bringen konnten,
ihrem und der ganzen Gemeinde vielfältigen
ebrauche. Den annoch wilden Barbaren ist
r Gebrauch des Salzes ganz unbekannt; die
gehenden Christen hat man gesucht daran zu ge-
öhnen, sie brauchen es zwar schon zu ihren
peisen, aber so, daß sie es immerzu eben so
rn entbehren. Noch ist nicht aufgeklärt, wie
eit sich diese Salzgruben erstrecken, die sonst
nzlich auſſer Acht und verlassen stehen, als in
weit sie von der Nachbarschaft, und den Völ-
rn von Maynas betretten werden. Kundbar
, daß sie auch jenseits des Guallaga nach dem
dlichen Ufer des Chipurana, gegen den Ma-
ñafluß weiter fortgehen, wo ein über andere
eit hervorragender Berg, darum Cachi Urcu,
r Salzberg genannt, wohl bekannt ist. Eben
findet man auch Steinsalz genug in dem Stri-
e Lands, welcher zwischen dem Maragnon und
r Westseite des Santyagoflußes läuft, dort
er will man selten solches aufsuchen, aus Bey-
rge unter die wilden Xibaros zu verfallen. In
len diesen Gegenden giebt es auch des Gypses, Vieles Gyps.
as dort nur Cachi huañusca, das ist, abge-
rben Salz, heißet, im Ueberfluße, wird aber
nur

nur verworfen, weil man damit keine Nutzbark
zu schaffen weis.

Gefärbter Thon

In andern Gegenden findet man gewisse H
gel voll des feinesten Thons, bald schneewe
bald gelb, sonst auch roth, oder auserlesen vi
farb. Die Indier machen daraus keinen ande
Gebrauch, als ihre Töpfe und mancherley Tho
geschirre zu malen. Man hat sich damit au
beholfen, die Gotteshäuser theils auszuweis
theils im Falle, daß ein der Sache kundiger b
Handen war, zu mehr Aufmunterung der A
dacht, auch sauber auszumalen.

Schöner Marmor.

An den Ufern der Seen und Bäche giebt
manche Perlenmuschel, und sehr ferne am obe
Ucayale in einem anliegenden Gebürge, au
schiedene schöne Marmorsteine, die gewiß, wer
sie nicht allerseits ausser der Möglichkeit, sie a
ders wohin zu schaffen, gesetzt wären, hoh
Werth finden möchten. Beyderseits aber an de
Maragnons Ufern, wo man weit und breit nic
einmal einen Stein zu sehen bekommt, ist au
von petrifizirten Seltenheiten gar nichts zu g
denken.

Keine Denkmäler des Alterthums

Eben so unnütz wäre es, schätzbare Denkm
ler und Urkunden des Alterthums bey den Gr
bern der Urahnen zu suchen. Der gemeins
Brauch dieser Völker in ihrer Barbarey wa
mit einiger Verschiedenheit des Gepränges, d
Körper ihrer Verstorbenen zu verbrennen; un
wenn auch einige da und dort begraben wurde

t nicht allein die Fäulung, sondern auch die
efräßigkeit der Ameisen, die sogar die Gebeine
in aufzehret, kein Denkmal übrig gelassen.
n gewissen hohen Ufern, dort wo sie durch ei-
n reissenden Strom vom festen Lande frisch ab-
rissen sind, findet man viele Klaftern tief in
r Erde mancherley Stücke der Töpfe und an-
rn Thongeschirrs, von seltsamer und ungezwei-
lt uralter Form vergraben, woraus man etwa
uthmassen möchte, es müsten diese Gegenden
on vor der allgemeinen Sündfluth bevölkert ge-
esen seyn, weil sonst in reifer Erwegung aller
mstände, sich nicht muthmassen lässet, wie sol-
e Stücke so tief unter die Erde, in Gegenden,
e dem Erdbeben gar nicht ausgesetzt sind, ver-
raben worden.

IX.

Was findet man seltsames im Wasser?

Die vornehmsten Flüsse, die sich durch diese
ö weitläufigen Länder herum wälzen, habe ich
chon oben, S. 97. entworfen; bin auch nicht ge-
önnen, von ihnen ein mehreres beyzusetzen, oder
nich mit dem Pöbel der mindern Flüsse abzuge-
en, aus denen doch manche mit Ehre auftretten
önnten, wenn ihr Ansehen durch so viele ande-
e von Riesenart, wie es ihrer in Amerika genug
giebt, nicht verdunkelt würde. Seen aber von
mancherley Größe findet man vorzüglich beyder-
seits

seits an dem Maragnon, und Ucayale, ab
auch anderswo in unglaublicher Menge. S
viel mir bewust, haben alle unmittelbar dur
eigene Canäle, oder durch unterlegte ande
Seen, ihre Gemeinschaft mit den Flüssen, de
Zuwachs des Wassers, samt ihren unzählichen F
schen, wie es die Zeit erfordert, bald auszuschü
ten, bald an sich zu ziehen. Natürlich warm
Badquellen giebt es entweder keine, oder scho
mit kalten Wassern vermischt.

Wir wollen jezt von dem in Wasser leben
den Thieren aus vielem etwas beybringen.

Vacca marina

Der Vorzug in diesem Fache gebührt de
Vacca marina, oder Wasserkuhe (sonst auc
Manaty) a) die man so zu nennen pflegt, weger
einiger Aehnlichkeit am Kopfe und Maule, wie
wohl sie weder Hörner noch äusserliche Ohre
hat; denn an deren statt hat sie nur beyderseits
ein gar kleines Löchlein, welches sie nach Belie
ben mit einem angemessenen klappenartigen Bälg
lein ganz eben zuschließt. Ihre Augen sind
gleichfalls überaus klein. Die Hinterfüsse sind
in einem horizontal liegenden Schwanz zusam
men gewachsen, daher es nie ans Land tret
ten kann; von den Schultern gehen ihr zween
kurze Arme, wie kleine Ruder hervor. Sie
schwimmt gegen die Ufer der Seen und Flüsse,
streckt

a) *Cluſ. L. VI. Cap.* 18. *pag.* 132. Trichecus Manatus. *Linn.*

reckt so viel, als nöthig, den Kopf aus dem Was-
r heraus, und weidet ordentlich unter dem dort
hwimmenden Gamalote oder Moos, das ihre
nzige Nahrung ist. Sonst ist sie auch immer,
i die Nase hervor zu strecken, genöthiget, um
ift zu schöpfen, die sie nicht, wie andere Fische,
ar zu lang unter dem Wasser entbehren kann.
n der Begattung legt sich das Weibchen auf
en Rücken. Sie trägt ihr einziges (wenn ich
sagen soll) Kälblein im Leibe bis zur Geburt,
nd säugt es nachmals ordentlich mit Milch aus
ren Eytern, die ihr die vorsichtige Natur un-
r den gemeldten Armen, gerade in der Beugung
um das Kälblein füglich an sich drücken zu kön-
en) angemessen hat. Die Bildung ihres Lei-
es, der wohl vier Ellen an der Länge und eine
n Durchschnitte der Breite haben mag, ist fast
ie eines Schifleins; zum Steuerruder dient ihr
er in die Rundung weit ausgebreitete Schwanz,
elcher auch, wenn er wohl gesotten, sehr köst-
ich zu essen ist. Die ganze Vacca marina
st durchaus ohne ein Härlein, oder Schup-
en, mit einer ganz glatten, fingerdicken Haut
edeckt, von aschenbläulichter Farbe, mit einigen
eißen großen Flecken hin und her gesprenkelt.
Von solcher Haut, weil sie ungemein hart, macht
man keinen andern Gebrauch, als daß man im-
merzu daraus rund herum starke Stricke schneidet,
die zwar auch aus Mangel der Beugsamkeit nicht
sehr dienlich sind. Das Fleisch, welches häufiger

daran ist, als man glauben möchte, hat gar nich
fischartiges; es ist von Geschmacke wie ein fette
Kalb, oder vielmehr Schweinefleisch, sogar au
an einigen Theilen mit Specke untersetzt. Fü
längere Zeit aufzubehalten, salzt man es ei
oder theilt es in kleine Stücke, und läßt sie i
ihrem eigenen Fette wohl abrösten; alsdann leg
man solche Stücke in einen großen Topf zusam
men, gießt das Fett darüber, und wenn mit sel
bigem das Fleisch wohl bedecket ist, kann es ei
halbes Jahr lang aufbehalten werden, besonder
auf einer langen Reise, um allezeit einen wohl
geschmacken, und fast schon zugerichteten Brate
an der Hand zu haben. Die Rippen sind wi
Elfenbein, schön weiß, und könnten gedrech
selt oder geschnitzet, unter den Händen eines er
fahrnen Künstlers viele schätzbare Dienste leisten
Einen beinernen Knochen, in Größe einer Nuß
hat die **Vacca marina** am Genicke, von wel
chem vorgegeben wird, man habe ihn, zu Auflö
sung und Vertreibung der Nieren- und Blasenstei
ne, zu Pulver gestoßen, sehr nützlich befunden.
Zur Zeit als der Maragnon hoch angewachsen da
her kommt, werden jährlich dieser Wasserkühe
viele hunderte gefangen, und ist gewiß die Ar
wohl ausgedacht und recht sonderbar, mit welcher
sich ein einziger Indier, nur mit Beyhülfe eines
Knabens, dieses ungeheuern Thieres zu bemäch
tigen anschicket. An einem Ufer, wo er Spuren
findet, daß eine **Vacca marina** im Mooße un
längst

ngst geweidet habe, streift er in seinem Schif-
in so lang herum, bis sie zum Fressen den Kopf
hen läßt. Er eilt ihr in größter Stille bis
uf einen Steinwurf in die Nähe zu kommen,
o er ihr sofort mit seinem Wurfpfeile recht
instlich den Streich zu versetzen weis. Dieser
wann spannlange Pfeil ist von Eisen, zweyschnei-
g zugeschliffen, rückwärts mit einer Höhlung,
aft welcher er an eine zugespitzte Stange ange-
eckt ist. Dieser Pfeil ist sinnreich an das En-
e eines viele Klaftern langen Stieles angefügt,
n dessen anderm Ende ist ein Stück eines
m schwimmen überaus geneigten Holzes fest
ebunden. So bald nun das Thier vom gewor-
nen Pfeile getroffen ist, stürzt es sich plötzlich
die Tiefe des Wassers; weil aber indessen das
emeldete Schwimmholz in die Höhe kommt,
enn es auch von der Stelle sehr weit fortgeris-
n war, eilt ihm der Indier mit seinem Schif-
in zu, fängt es, und zieht zugleich das daran
angende Seil, und samt ihm die am andern
nde, vermög des Wurfpfeils hangende Was-
rkuh nach und nach gegen sich, bis er sie an
ie Oberfläche des Wassers gebracht: da hat er
chon zwey kleine Stäblein in Bereitschaft, ihr
amit in aller Eile beyde Nasenlöcher zu versto-
fen, und sie hiemit zu ersticken, oder doch ge-
altig abzumatten. Der Knabe, der indessen,
as Schiflein in die gehörigen Stellungen zu
ringen, mit rudern seine Meisterstücke machen

muste, wenn er auch in die Mitte des Flusses wäre hinaus getrieben worden, trachtet alsobald, mit Beyhülfe des Indiers an das Ufer zu kommen, und auch das Thier muß mit ihnen neben dem Schiflein fort. Am Ufer stürzen sie vorsetzlich das Schiflein über die schwimmende Kuh hinüber, binden es ihr mit dem Seile fest über dem Rücken, wenden es alsdann wieder aufrecht, so daß die Kuh schon darinn obenher zu liegen kommt, und beyde Indier indessen immer theils schwimmend, theils arbeitend, schöpfen das Wasser aus dem Schiflein heraus, bis es davon ganz leer sich erschwingt, und fähig ist, sie samt der darinn liegenden großen Wasserkuh nach Hause zu führen.

Amphibien und Fische.

Charápa.

Schildkröten.

Die göttliche Freygebigkeit hat diese Völker mit einer unglaublichen Menge der Wasserschildkröten begabt, die insgemein Charápa (Tschararapa) genannt, so reichlich den Abgang des Rindfleisches ersetzen, daß diese allein, wenn damit eine ordentliche Haushaltung gepflogen würde, genug wären, ganze Völkerschaften zu ernähren. Eine großgewachsene Charapa pflegt gegen einen Centner zu wiegen, und kann bis 30 Personen zulänglich abspeisen. Ihr Fleisch ist sehr wohlgeschmack, an den Schinken zwar wie Rindfleisch, an der Brust wie kälbernes, durchaus mit köstlichem Fette untermischt, welches oft so häufig ist, daß noch einige sechs oder mehr Pfund des edelsten Schmalzes mögen beyseite gelegt werden.

Die

Die halbgewachsene Charapa hat nicht ihres gleichen; denn an Zartheit giebt sie einem Capaune wenig nach, übertrift ihn auch an Fette und Niedlichkeit. Zu allen Jahrszeiten wird ihrer eine Menge, meistens in Seen, gefangen, mit von Ferne abgeschossenen Wurfpfeilen. Es sind hierinn die meisten Indier von Jugend auf so wohl geübt, daß ihnen der Wurf selten fehl geht. Die größten Niederlagen aber haben sie auszuhalten, wenn sie, um ihre Eyer zu legen, von den Seen in die größern Flüsse übersetzen, und sich schaarenweise um die höhern Sandufer herum zusammengerottet haben, eine zum Anländen anständige Gegend auszusehen. Um die nämliche Zeit, ordentlich gegen den Vollmond des Weinmonats, streifen auch die Indier hin und her um solche Sandbänke ausgetheilt, um auszukundschaften, wo etwann die Schildkröten auszusteigen gesinnt wären, und sezzen sich dazu in Verfassung. Sie bleiben in ihrem Hinterhalte ganz still, bis die ganze Schaar, (wie gewöhnlich, bey nächtlichem Mondlichte, auf einmal) ausgetretten ist; alsdann da sie alle mit ihrem Eyerlegen bestens beschäftigt sind, machen die Indier, nach dem Rande des Flusses her ausgetheilt, ihren Angrif, ihnen die Flucht in das Wasser abzuschneiden, und verabsäumen nicht, so viele Schildkröten, als möglich, in aller Eile über den Rücken zu werfen. Denn hiemit allein sind sie schon gefangen, weil sie so im Sande lie-

gend, sich umzuwälzen, und wieder herzustellen nicht fähig sind. Da würde man eine dergleichen Sandbank mit großen Steinen gepflastert zu seyn glauben, und obschon wenige Personen es nicht ganz verwehren können, daß ihnen nicht viele entwischen, so fangen doch auf solche Art immerzu nur sechs Indier in wenigen Minuten wohl mehr als fünfhundert. Solche bringt man sodann ins Dorf, und behält sie für die das Jahr hindurch aufstoßende Noth, in einem dazu bereiteten und umzäunten Weiher. Eben auf diesen Ausfall zum Eyerlegen passen anderswo auch die Tiger, und streifen um solche Zeit zahlreicher an den Ufern herum. Doch dem ungeachtet sind noch viele Sandbänke, wo die Schildkröten ganz ungehindert ihre Arbeit vollbringen, und eine erstaunliche Menge eingegrabener Eyer zum Raube und vielfältigem Gebrauche hinterlassen. Eine allein legt deren gegen hundert, in Größe wie die Hennenеyer, schön weiß, aber ganz rund, auch nicht von gebrechlicher Schale, sonst sehr wohlgeschmack. Die Indier säumen sich nicht, sie auszugraben, und bringen ihrer mit leichter Mühe große Haufen zusammen; so viel der Bauch tragen mag, fressen sie gekocht auf der Stelle, mit andern füllen sie viele Körbe an, um sie mit dazwischen gestreutem Salze auf einige Tage aufzubehalten, andere dörren sie mit sachtem Feuer und Rauche. Man macht auch aus diesen Eyerdottern nicht wenige Eimer eines treflichen

chen Oels, ohne andere Mühe, als daß man große Haufen davon zusammenbringt, das Häutlein aufreißet, den Dotter insgesamt in ein Schiflein ausläßt, und so in der Sonnenhitze ein wenig stehen läßt. Diese zieht gar bald ein goldfärbiges Oel in die Höhe; dieses wird mit Muscheln abgeschöpft, mit einem Sud von der Unsauberkeit gereinigt, und leistet nachmals das Jahr hindurch zum Kochen sowohl, als zur Beleuchtung in den Kirchen und zu Hause, vielfachen Dienst. Aber hiemit noch nicht genug von den Niederlagen, welche das Schildkrötengeschlecht jährlich zu erleiden hat. Nach Verlauf etwann eines Monats findet man dennoch so vielen Nachstellungen zu Trotz, in solchen Sandbänken eine unglaubliche Menge der schon frisch ausgebrüteten Schildkrötchen. Sehr kurzweilig ist es anzusehen, mit was für eiferiger Begierde Kinder sowohl als Erwachsene, das Anländen an die Ufer kaum erwarten können, die Löcher solcher Bruten aufzusuchen, und in ihre netzartigen Säcke viele hunderte solcher jungen Schildkrötchen einzufassen. Denn wenn sie auch schon von der Eyerschalen ausgeschloffen, bleiben sie doch noch einige Zeit im Sande eingegraben, um etwas mehr indessen anzuwachsen, bis das Bröcklein Dotter ganz aufgezehrt ist, welches ihnen auch nach vollständiger Bildung, und Erlösung aus der Schale, indessen zur Nahrung noch am Nabel anklebend geblieben ist. Sie sind in Größe eines halben Apfels,

werden so, wie sie sind, samt ihrer noch zarten Schale, gesotten oder gebraten, und für eines der gröſten Schleckerbißchen geschäzt. Zu bewundern ist, daß wenn sie aus ihrer Geburtsgrube herauskommen, (wenn auch diese mehr als hundert Schritte entfernet ist) sie sich ohne allen Anstand nach den Fluß, den sie doch niemals gesehen haben, wenden, demselben fleißig zulaufen und wenn man sie gleich anderswo hin drehet, wenden sie sich wieder, so bald es ihnen frey steht, gerade nach dem Flusse. Eine andere auch nicht seltsame Gattung der Wasserschildkröten, Tariqueya genannt, ist mehr als um die Hälfte kleiner, denn sie wieget niemals über dreyßig Pfund, ist auch sonst an Farbe der Haut und der Schale, wie auch am Geschmacke von der Charapa etwas unterschieden. Ihre Eyerlein, sonst allerdings von eben der Art, sind kaum gröſser, als der Tauben.

Jede Gattungen der Fische, deren kaum einige mit den unserigen ganz eintreffen, der Ordnung nach zu beschreiben, wäre zu mühsam, und dennoch fast unnüz. Ueberhaupt will ich gesagt haben, daß eine solche Menge der Seen, der Bäche und Flüsse, sehr häufige von mancherley Art und Gröſse mitbringt, und viele sind noch köstlicher, als die unserigen. So ist auch die Fischerey nicht von einerley Weise. Die kleinern Fische fängt man mit Angeln, die Groſsen nach Verschiedenheit ihrer Gattung, bald mit groſsen A

ge

elhaken, bald und insgemein mit gewissen Wurf-
feilen. Die ganze Einrichtung dieser Pfei-
e ist witziger ausgedacht, als man es von einem
ndier erwarten möchte. Huachi nennt man
ewisse ganz gerade Röhrlein, aus welchen, schon
nst besagter massen, die Völker von Maynas
uch ihre Lanzen zu machen pflegen. Zum fischen
aben sie selbige eigentlich so zugerichtet, daß
ie die eiserne pfeilartige Spitze zwar fest anstek-
en, sie macht sich aber nach vollbrachtem Wurfe
avon los, und bleibt dennoch, mittels einer vor-
in herum gewundenen Schnur, an dem Röhr-
ein hangen. Der Pfeil würde samt dem ange-
chossenen Fische zu Grunde und verlohren gehen,
enn es nicht von dem zum schwimmen höchst ge-
eigten Röhrlein (welches noch überdiß gleich
ach dem Schusse sich gegen den Horizont legt)
amt dem daran hangenden Fische in die Höhe
ezogen würde. Sobald nun der Fischer sein
Röhrlein auf der Fläche des Wassers ersieht, eilt
r mit seinem Schiflein dahin, fängt es auf, und
zieht langsam den Fisch, wenn er auch schon sehr
groß ist, an den Rand des Schifleins, ihn nach
Belieben zu erschlagen. Solche Pfeile zu schies-
sen haben sie eine recht ausnehmende Fertigkeit,
und ihre besondere, ganz einfache, aber wohl aus-
gedachte Werkzeuge, Estolica genannt, von de-
nen ich schon anderswo geredet habe. Die Esto-
lica trägt so weit, als ein Schießbogen, und ist
ihnen darum noch weit bequemer, weil sie da-

durch den ganzen Wurf einzig mit der recht
Hand machen, die linke aber indessen zum R
dern, oder das Schiflein zu leiten, frey bleib
Immerzu bedienen sie sich der Barbascowu
zel, *) welche sie wohl abgeklopft, und in Büs
lein gebunden, in einem Sumpfe der Bächle
öfters auswaschen. Das mit diesem Safte ve
giftete Wasser berauscht die darinn befindlich
Fischlein, zwingt sie in die Höhe zu kommen
und sich mit Fischreusen, oder auch mit frey
Hand fangen zu lassen. Nichts aber ist kurzwe
liger anzusehen, als eine mit solchem Barbasc
gemeinschäftlich angestellte Fischerey in einem de
kleinern Ströme, oder in einem mittelmäßige
See. Um in solchen Strömen den Fischen da
Ausreissen zu sperren, vermachen sie den Rinn
saal oben und unten mit gewissen, von einen
Ufer an das andere geflochtenen Gittern; alsdann
vergiften sie von obenher das Wasser mit sattsa
men Barbascosafte, welcher so, wie er weiter
abwärts rinnt, gar bald sich durch einen weiten
Strich ausbreitet, alle zwischen beyden Gittern
eingesperrte Fische berauschet, in die Höhe treibt,
und dem an beyden Ufern ausgetheilten Volke
mit einem reichlichen Fange die Hände voll zu
thun giebt. Die Fischerey in einem See erfor-
dert

a) Verbascum; Jacquinia armillaris *Loefflingii*, pag. 237. Ullòa Reise, S. 152. Nachrichten von Ame-riea, I Theil, S. 260. M.

t freylich mehr Barbasco, ist aber auch um
reichlicher, besonders an großen Fischen.
enn also die zulänglichen Zentner solcher Wur-
n aufgebracht sind, macht sich alles Volk, groß
d klein, was nur in den Schiflein Platz findet,
ch dem bestimmten See auf den Weg; und
on dort würde man mit Lust alles im größten
fer, und nach Kräften mit hundert Sorgen und
rüstungen zu einem herrlichen Fange beschäfti-
t finden, einige für sich und ihre Familie ei-
n guten Platz am Ufer zuzurichten, ihre Sa-
en dahin zu bringen, das Brennholz, den Heerd
ch Wunsch herzustellen, andere das Barbasco
hl abzuklopfen, andere die Schiflein, so viel
er nur möglich aufzubringen waren, durch den
ald in den See hinein zu schleppen. Und
enn alles berichtiget ist, theilen sich die Schif-
n, ein jedes mit seinem Busche Barbasco,
rch den See nach der Breite aus, durchstrei-
n selbigen in gleichem Glied ein und andersmal
f und ab, das Barbasco immer eintauchend
d auswaschend. Indessen sieht man schon hin
d her eine Menge Fische, durch den widrigen
eruch aufgebracht, in die Höhe springen; von
ittelmäßiger Gattung kommt gar bald eine sol-
e Menge, in tödtliche Ohnmacht versetzt, an
e Fläche des Wassers, daß den Indiern die
ände nicht zulangen, selbige zu schießen und ein-
bringen. Indem das Ufer hin und her mit
erschiedenen Haushaltungen besetzt ist, wo die
Wei-

Weiber samt dem schwächern Trosse, bey
nendem Feuer zusehen, und wie die Fischere
sonders den ihrigen gelinge, mit Begierde b
achten, kommen diese schon ein und anderer
dahin, die erbeuteten Fische abzugeben, und
dessen, da man diese nach Gewohnheit zurich
theils sogleich den Bauch, so viel er tragen n
damit anzufüllen, theils nach Hause in Vern
rung zu bringen. Nunmehr beginnen auch
größern Gattungen, als der Súngaro, die
mitána, der Paco, der Paice u. s. f. sich
hen zu lassen. Diese zu schießen, einzusal
oder sonst in Verwahrung zu bringen, brauch
schon größere Mühe, mit welcher meistens
noch übrige Tag, samt der ganzen folgen
Nacht, nicht ohne Jauchzen zugebracht w
Mit anbrechendem Morgen zeigt sich der See
weiß, und mit todten Fischlein, die man gar ni
achtet, überzogen; zugleich sieht man eine M
ge Krokodile herumschwimmen, diesen Ausw
der Fischerey, als ihren Antheil, einzunehm
Das Volk aber, voll Vergnügens, macht
reisefertig, die gesammelte Beute zu Hause
Ruhe zu verzehren, wiewohl die meisten, ihr
unmäßigen Gebrauche nach, kaum über ein pa
Tage damit auslangen.

Unzählige Krokodile.

Weil ich ungefähr auf die Krokodile ve
fallen bin, muß ich auch etwas von ihnen melde

Caima

iman *) nennt man sie sonst in Amerika, in
ynas überhaupt Lagarto, oder auch in der
rache der Omaguas: Yácare. Dieses schon
sam bekannte Raubthier findet man zahlreich in
n Seen und Krümmungen der größern Flüße;
wäre auch den Reisenden billig sehr fürchter,
, wenn man es nicht überall unter den Augen
ben, und mithin sich daran gleichsam schon ge-
hnen müste. In den trockenen Monaten be-
gnet man ihnen immer theils in besagten Krüm-
ngen, theils in den Sandufern, wo sie, sich
wärmen, mit aufgesperrtem Rachen hin und
wie große Blöcke, ausgestreckt liegen. Mei-
ns lassen sie sich durch jedes Getöse der Ruder
d Stangen erschrecken, und gehen noch vor
kunft der Canòa flüchtig in das Wasser, oft
er auch lassen sie ihnen selbige auf drey oder fünf
chritte in die Nähe kommen. Ja es ist gar
cht seltsam, daß ein Krokodil gerade neben der
anòa plötzlich in die Höhe kommt, einen sorg-
sen, wenn es ihm gelingte, aus derselben zu
issen; aber sie erhaschen nicht leicht jemanden
irklich, theils wegen der Unbeugsamkeit ihres
Kör-

*) Acosta B. III. Kap. 17. merkt vom americanischen Krokodil, oder Caiman, an, daß er sich nur in warmen Flüssen finde, daher man ihn auf der ganzen Küste von Peru, bis Payta nicht antreffe; aber von da an in allen Flüssen. Ulloa Nachrichten von America, II. Th. S. 374. M.

Körpers, und ihrer insgemein leicht geschreckig
Feigheit, theils weil die Indier sich immer w
in acht zu nehmen wissen, und sich fleißig hüt
an solchen gefährlichen Ufern entweder zu bad
wie sie sonst oft pflegen, oder auch das Nacht
oder Nachtlager aufzuschlagen. In vielfältig
und weiten Reisen war es mir immerzu unumgän
lich, in solchen Gegenden zu übernachten; u
es geschah einst in der That, daß ein Krokod
ganz nahe zu meiner Geleitschaft, die da a
dem Sande schlafend herum lag, hin gesch
chen kam. Die göttliche Obhut aber wollte, d
zum Glücke ein und anderer Indier erwachte, d
Mordthier mit brennenden Scheitern und Erwe
kung der Gefährten, in die Flucht zu jagen. A
einer solchen Reise, als ich, wilde Völker aufz
suchen, in einem ganz unbekannten Strome ei
stens von der spaten Nacht überfallen wurde, ni
gends anländen konnte, und weiter aufwärts i
Finstern fahren muste; fand ich mich plötzlich sam
der ganzen zahlreichen Geleitschaft mit ein
Schaar von Krokodilen umrungen. Die Mord
thiere waren wider ihre Gewohnheit unerschrocke
und grimmig. Es half kein Getöß und Herum
schlagen mit Rudern und Stangen. Die Ge
fahr kam aufs äusserste, daß nicht einige der ar
men Indier in der Finsterniß ihnen zur Beut
würden. Zum Glücke war noch Zeit, Feuer z
schlagen, und in aller Eile einige Pechfackeln an
zuzünden. Der Gedanke war heilsam, un
von

n Schimmer giengen die Bestien endlich flüch-
; die Leute aber fanden sich nachmals alle,
ne weiterm Schaden, (welcher leicht zu ver-
merzen war) als einige Ruder abgeschlagen,
r verloren zu haben. Mit Feuergewehr auf
Krokodil zu schießen, ist fast umsonst, weil
am ganzen Leibe mit sehr harten Schuppen ge-
nzert, und die Kugel blos im Auge, oder un-
den Achseln, eindringen kann.

Der sogenannte **Yacu puma**, oder Wasser- Wasser-
lf *) gehört auch unter die Raubthiere; weil wölfe.
n ihn aber leicht anderswo beschrieben findet,
ll ich mich mit ihm nicht aufhalten.

Man findet auch, obschon selten, einige flie- Fliegen-
nde Fische, so wie sie sonst öfter im Meere zum de Fische
orschein kommen. **Tiburones** aber, oder wie
dere sagen, Delphinen, (deren man zwar da
ne fängt) lassen sich in allen tiefen Seen, wie
ch im **Maragnon**, **Ucayale**, und anderswo
Genüge sehen.

Eine eßbare Gattung sehr großer Aale giebt Zitter-
, welche, wenn man sie angreift, die Glieder aale.
ht nur auf lange Zeit zitternd, sondern auch
st lahm machen. **)

Andere gleichfalls eßbare Fische, aber von Raya.
gemeiner Bildung, nennt man **Raya**. ***)

Sie

*) Anarrhichas Lupus *Linn.*

**) Gymnotus electricus *Linn.* M.

***) Raja pastinaca *Linn.* Pfeilschwanz. M.

Sie sind wie der Rand eines großen Hutes, ga
dünn in die Rundung ausgebreitet. Ihr Le
ist in der Mitte etwas erhoht. Sie haben e
gar kleines Köpflein, und einen scorpionartige
Schwanz, samt einem so giftigen Stachel, da
ein damit gehackter Indier oft in Gefahr steh
das Leben einzubüssen; wenigstens hat er unt
den bittersten Schmerzen an einem immer weit
greifenden Geschwäre lang und viel zu leiden.

Pánia. So ist auch die sogenannte Pánia ein zwe
eßbares, doch den Indiern fürchterliches Fischlei
Sie hat ein sehr scharfes Gebiß, samt ungeme
ner Begierde nach Blut, und müssen die Indi
immer, besonders im baden, wohl auf der Hu
seyn, um nicht plötzlich von einer Pania gebisse
zu werden, und noch dazu ein Stückchen Fleis
zu verlieren, das sie augenblicklich abreiset.

Canéro Canéro ist auch ein blutgieriges Fischche
welches, wo es nur eine Oefnung findet, in de
Leib eines unvorsichtig badenden unvermerkt hi
eindringt, wo es mit unglaublicher Geschwindi
keit im Fleische eine große Höhlung ausbeiß
und wenn man einem solchen Menschen benzusprin
gen versäumet, ist er des Todes. Man gieb
ihm alsobald den Vitusaft zu trinken, dieser treib
das Thierlein bald aus dem angefressenen Leib
hinaus.

Unte

*) Ullòa Nachrichten I Th. S. 261. M.

Unter den eßbaren Fischen ist einer vielleicht er allerschmackhafteste, den man darum dort nicht nders als Rumi-Challua *), den Steinfisch, ennt, weil er im Kopfe anstatt des Gehirns, zwey chöne weisse Steinlein hat, in Grösse eines Man elkerns. Diese Steinlein, wenn sie anderswo ekannt wären, möchten hoch zu schätzen seyn, als in bewärthes Mittel wider die Harnwinde. Man ermahlt sie zu feinem Pulver, und nimmt von elbem (in Schwere eines Pfefferkorns) mit we ig Wasser aufgelöst, da es dann dem Harngange gar bald eine Oefnung macht. Rumi-Challua.

X.

Von der Lebensart und Nahrung der Völker von Maynas; von ihrer Fortpflanzung, und gemeinern Krankheiten.

Bis hieher hat sich schon gezeigt, daß die Einwohner dieser Landschaft meistens von Jagd und Fischerey leben. Beyde aber, wenn sie auch immerzu reichlich sind, mögen so anhaltend nicht seyn, daß es nicht nöthig wäre, viele Tage des Jahrs nur mit dem Platanus, der Yuca, dem Maiz, gesotten oder gebraten, ja wohl auch ledig mit ihrem vielfältigen Getränke durchzubringen. Denn der Bezirk der Dörfer, wo er immer von einigen Leuten betreten wird, giebt ihnen gar selten und ungewiß ein Wild in die Hände; in Ferne

*) Ullòa Nachrichten I. Th. S. 261. M.

Ferne aber von einigen Meilen solches aufzusuchen, fällt ihnen oft unmöglich, oder sehr beschwerlich, bald weil sie anderswo, zu Hause oder im Felde, nothwendige Arbeit haben, bald wegen widriger Gesundheit oder Witterung, bald aus Mangel genugsamer Schifflein, u. s. w. So unmäßig insgemein die Gefräßigkeit der Indier bey vorfallender Gelegenheit ist, eben so wissen sie auch in widrigen Fällen viele Tage des Fleisches und der Fische zu entbehren, begnügt mit ihren einzigen Früchten, und Getränke, welches schon so beschaffen ist, daß es für sich allein zulänglich wäre, zugleich Durst und Hunger zu stillen. Zu Mittage oder sonst ordentlich zu speisen, haben sie durchaus keine Gewohnheit, und auch keinen Begrif; sondern essen einzelweise, zu welcher Stunde es sie gelüstet, oder ihnen etwas zu Händen kömmt. Meistens aber, bevor sie vom Hause gehen, frühstücken sie doch einen gebratenen Platanus oder Yuca, oder eine Schale voll ihres Getränkes, nehmen auch einen Klumpen davon mit sich auf den Weg, ihn unter Tags bey einem Bächlein trinkbar zu machen. Ihr Abendmahl nehmen sie zu ungewisser Stunde, wenn sie nämlich frühe oder spät Abends, von Ferne zu Hause kommen, ohne sich um eine andere Zubereitung der Speisen zu bekümmern, als wie sie nur am leichtesten und kürzesten seyn mag. Ihr Heerd ist der ebene Fußboden des Hauses, und besteht blos aus drey Thonklumpen, oder auch umgestürz-

ten

en Töpfen, darauf den Topf selbst zum kochen
cher zu stellen, und seitwärts unterzuheizen.
Fleisch oder Fische vorher sauber abzuwaschen, ist
meistens der Weiber mindeste Sorge; und wenn
s ein, oder das anderemal aufgesotten hat, wer-
fen sie doch etwann ein Bröckchen Salzes, mit
einem oder andern Uchu, oder Pfeffer, in den
Topf, setzen ihn zur Seite, und mithin ist auch
nicht nur des Kochens schon genug, sondern auch
zugleich die Tafel gedeckt und aufgetragen. Denn
weil man dort, ausser einem oder anderm Hause der
vornehmsten Indier, nirgends einen Tisch finden
würde, pflegt man sich zum essen nur auf ebener
Erde um den Topf herum zu setzen, einige über
eine aus Palmzweigen geflochtene Decke, andere
auf ganz niedern Bänkchen, mit kreuzweise unter-
geschlagenen Füßen. Die Weiber pflegen bey
Abgange eines Bänkchen die Füße rückwärts
übereinander zu schlagen, und so auf ihren Fersen
zu sitzen, die Männer, besonders Barbaren, ha-
ben zum sitzen noch eine andere Stellung, die sie
Cuclillas heissen, mit beyden aufrecht gestellten
Schienbeinen setzen sie die Brust an die Knie, und
hocken so wie die Frösche, um den Topf herum.
Gabel oder Löffel hat überhaupt bey ihnen keinen
Dienst; denn diesen vertreten ganz allein die Fin-
ger. Und in der That zu was wäre ihnen ein
Löffel nütze, da sie nichts von einer Suppe wissen?
Einige besser aufgeklärte, und schon auf die Sau-
berkeit im kochen etwas gewohnte Weiber, ma-

chen zwar immerzu auch ein Gericht von Supp
setzen es aber meistens nur in einer Schüssel vo
aus welcher sie, einer nach dem andern, trinke
mögen. Giebt es etwann eine Charapa, so ve
tritt eben ihre obere Schale die Stelle des Topfe
das Eingeweide samt dem Blute, und einige
Fleischbrocken darinn zu kochen; man untermisch
noch etwas von Yucamehl, samt einigen Brocke
von wohl zeitigem Platanus, läßt alles versieden
und in der That ist es ein schmackhaftes Gericht
weil es eben von der mitgebratenen Schale eine
anständigen Geruch bekömmt. Das Fleisch ode
die größern Fische alsogleich, oder nach und nac
zu speissen, braten sie es insgemein auf solch
Art. Ueber vier in die Erde geschlagene Stüße
bauen sie aus Röhren oder Prügeln einen zulång
lichen Rost, machen sachtes Feuer darunter, un
rösten die darauf liegenden Stücke, die sie dan
und wann umwenden, bis es genug ist, wen
auch immerzu das Feuer den Rost selbst ergreife
sollte. So halb gebraten und halb geräuchert
mag das Fleisch sechs bis acht Tage aufbehalte
werden, wenn man ihm nur den Rauch fast nie
mals ganz abgehen läßt; denn sonst, es mög
gebraten oder gesotten seyn, braucht alles gar nich
viele Stunden, in dieser Witterung zu verderben
Aber eben hieraus ist leicht zu erachten, wie alle
müsse ohne Kraft und Saft ausgedörret werden,
was auf solche Weise über drey Tage aufbehalte
wird. Was sie an Fleisch oder Fischen überflüßi

ge

ges haben, sind sie nicht geneigt, einzusalzen, theils weil ihnen das gesalzene Wesen nicht schmekken will, theils weil es ihrer Gesundheit, besonders nicht sattsam ausgewässert, wie es ihre Hinläßigkeit mitbringt, nicht wohl gedeyet. Kleinere Fischlein binden sie gerne in gewisse Blätter ein, stecken sie so, ohne weitere Zurichtung unter die glüende Asche, und heissen die so gedünste Speise Patarasea. Zu Hause pflegen sie ein sachtes Feuer fast immer auf dem Heerde zu erhalten; auswärts schlagen sie es nach Belieben mit ihrem Feuerzeuge. Die christlichen Indier sind schon alle mit ihrem Stahle versehen, ohne den sie nicht leicht irgend wohin gehen; doch im widrigen Falle wissen sie auch blos aus Eingebung der Natur ohne allen Feuerstahl sich zu helfen. Sie sehen sich um zwey Stücke dürres Holzes um, eines von harter Gattung, das andere von weicher; das harte spitzen sie zu, und bohren damit im weichern eine Grube, legen in diese ein wenig Baumwolle, oder von einer andern wollichten Art Zunders, die zum Feuerfangen sehr geneigt, aus gewissen Ameisennestern aufgebracht wird, oder auch, in Ermangelung eines und des andern, legen sie in solche Höhlung einige dürre Blätter, und fahren darüber mit dem Bohren so lange fort, bis es von Anreibung beyder Hölzer Feuer giebt.

Getränke. Das Getränke, um welches alle diese Völker sich mehr, als um die Speise, bekümmern, wird auf mancherley Art von allerhand Früchten zubereitet.

Massato. Massato ist das gemeinere. Einen beliebigen Haufen der Yucawurzeln, sauber von der Schale ausgelößt, siedet man in einem ungeheuern Topfe nicht gar zu weich; solche und alles andere zu zermahlen ist schon jede Haushaltung mit ihrer Cotàna versehen, welche ein nothwendiger Hausrath der Weiber ist, wie ein aus hartem Holze in die halbe Rundung ausgehohlter Trog, samt einem eigentlich dazu bestimmten Werkzeuge von besonderer Bildung, den ich einen Stössel nennen könnte. In solcher Cotana zermahlen die Weiber diese Yucawurzeln zu einem Teige, indessen aber kauen sie von selben immer ein Maul voll nach dem andern, speyen es allemal in ein Schüsselchen zusammen, und wenn der ganze Haufe schon wohl zermahlen ist, schütten sie das gekäute anstatt des Sauerteiges darunter, vermischen alles wohl miteinander, füllen damit einen ihrer saubersten Töpfe, und bedecken ihn gut mit anständigen breiten Blättern, damit das Muß oder der Teig nicht herausdämpfen möge. So wird er ungestört, bis etwann am dritten Tage, in der Gährung gelassen, und bekömmt hiemit samt einer säuerlichen Süße, seinen lieblichen Geruch, welcher von etwann beygemischten Gamote, oder auch Papawurzeln noch angenehmer wird. So

oft

oft als ein Fremder oder Hausgenosse mit Getränke zu bedienen ist, fäßt man eine Handvoll solches Mußes in eine Trinkschale oder Pate heraus, schüttet zulängliches Wasser darein, rührt es mit freyer Hand wohl untereinander, und verehrt es alsdann dem Durstigen, der es mit Willkomm und Lust zu sich nimmt, ohne den mindesten Eckel, oder sich viel aufzuhalten, wenn ihm auch im Trinken manche Brocken, oder ein dem alten Mütterchen im Kauen entfallener Zahn zu Munde käme. Das Massato von der einzigen Yuca ist ganz Milchfarb, mit vermischter Papa wird es violblau, und schmeckt allen recht treflich, denen das erforderliche Kauen ganz unbewußt, oder doch nicht eckelhaft ist. Am dritten Tage der Gährung ist es unschuldig, den vierten und fünften berauscht es, den sechsten und so weiter, wird es sauer und unbrauchbar. *)

*) Die Insulaner von Otaheiti haben ein ähnliches Getränke, das sie aus den Wurzeln der Kava (einer Art Pfeffers) bereiten, und eben so zurichten, wie die Indianer ihren Massato. Die Vornehmern trinken es des Vormittags oft siebenmal. Aber dieses Kavagetränk ist so unangenehm zu trinken, daß die meisten dabey das Gesicht verziehen. A Voyage to the Pacific Ocean. Performed under the Direction of Captains *Cook*, *Clerke*, and *Gore*, in his Majesty's Ships, the Resolution, and Discovery, in 1776, 1777, 1778, 1779, and 1780. London, 1784. 4.

Chaburassa. Wenn das Getränke sich auf längere Zeit aufbehalten lassen soll, hat man eine andere Art, e aus der Yuca zu bereiten; man nennt es Chaburassa. Es berauschet stärker, als das Massato Fast auf die nämliche Art, wie aus der Yuca bereiten sie ein anders Getränke aus der Chontafrucht. Es ist die angenehmste Labung aller Indier, schön goldfarb, sehr schmackhaft, ölicht und nährend; sie macht aber auch zur Zeit, da jährlich diese Palmenfrucht im Schwung ist, unter immerwährenden Saufgesellschaften manche schwere und schwindlichte Köpfe. Ich umgehe noch andere gleichfalls berauschende Getränke, die man aus dem türkischen Weizen, aus dem Platanus, aus dem Saft der Zuckerröhre zurichtet; doch geben es auch immerzu die Umstände, daß von allen diesen Getränken gar keines übrig bleibt, und alsdann behelfen sie sich mit einem gesottenen oder gebratenen Platanus, den sie mit Wasser in ihrem Trinkkürbis abreiben, nur um nicht bloßes Wasser trinken zu müssen, dem sie überhaupt gar nicht zugethan sind.

Tänze. Die Verschiedenheit des Getränkes veranlasset mich, auch etwas von ihren Tänzen beyzubringen, ohne welche eine gemeinschaftliche Sauferey selten abläuft.

4. 3 Vol. fig. Herr Professor Forster in Halle wird diese Beschreibung mit Anmerkungen für die deutschen Leser, in Berlin bey Haude und Spener herausgeben.

M.

uft. Alle Völker von Indien seßen darinn ihre esentlichste Lustbarkeit, und bedürfen immer ei- es wachtbaren Zügels, um nicht in schädliche lusschweifungen zu verfallen. Den Tanz pflegen e nicht Paarweise beyderley Geschlechts anzutre- en, sondern insgemein ihrer vier, sechs, oder acht Bursche, oder acht Männer machen miteinander en Auftritt, nach Vermögen auf ihre Art schön- tens gemahlt und aufgepuzt. Die Hauptzierde er Tänzer, nebst einigem andern Aufpuße nach hrer Art, besteht in einem mit vielfärbigen Fe- dern wohl versetzten Kranze auf dem Kopf, und n gewissen Schellkränzen um die Knie herum, und auch über den Rücken hinab, die zwar nur aus einigen wilden Nußschalen verfaßt, doch nicht viel weniger klingen und rasseln, als wären sie aus Erz. Beym Getöne dieser Schellkränze so- wohl als einer Schwegelpfeife, samt einer kleinen Trommel, tanzen sie wacker und muthig herum, bald im Hause des Gastmahls, bald auf öffentli- chem Platze, und durch ihre Gassen, unter man- cherley Gauckeleyen und Wendungen, doch mei- stens ohne Zusammenhang und Ordnung. Bey wichtigern Feyerlichkeiten machen schon einige wohlgeübte Bursche den Auftrit, in verschiedene Haufen eingetheilt, und befleissen sich, bald Affen oder Frösche, bald ihre Raben oder Tiger, wie sie der Beute nachstellen, kurzweilig nachzuahmen und auszudrücken. Das Weibsvolk pflegt ent- weder dem Schauspiele nur an der Seite zuzu-

sehen, oder auch, obschon selten, beyseits unt sich allein einen Tanz zu wagen.

Auferziehung der Kinder.

Wie die Gutherzigkeit und Kräfte der Mü ter nach Fügung der Umstände nicht einerley sind so folgt ihnen auch eine ungleiche Auferziehun der Kinder, unter denen doch überhaupt meh Mägdlein als Knaben erzeugt werden. Die mei sten Mütter säugen sie ein halbes, andere woh auch ein ganzes Jahr, oder noch darüber, doch sind sie allezeit besorgt, die Kinder schon bald nebst den Brüsten auch zu dem lieben Massato zu gewöhnen. Es ist auch kein Wunder; denn weil man sogar in äusserster Noth, mit vielen Geschenken und Bitten nicht leicht ein Weib finden kann, welches ein fremdes Kind zu säugen (dieses halten sie nach ihrer Art für schimpflich) auf sich nähme, die Mutter selbst aber gleich nach der Niederkunft, aus Noth und Mangel einer Gehülfin, zu allen Haus, und Feldarbeiten gezwungen sind, und dennoch kaum schmal zu leben haben; so ist es oft unvermeidlich, daß ihnen die Milch vor der Zeit austrocknet, und auf andere Art ersetzt werden muß. Man sieht oft mit Mitleiden eine frische Kindbetterin, die gewöhnlichermassen das kleine Kind mit einem Tuche über die Schulter an die Brust gebunden trägt, wie sie bey Regenwetter oder stechendem Sonnenscheine, von früh Morgens bis Abends, fast ohne Speise und Trank, auf dem Feld arbeite; man sieht sie eine Meile und weiter her zurücke kommen, wie sie

nebst

ebst der an der Brust hangenden geliebten Last, och mit dem Kopfe und Rücken bald eine Bürde holzes zu allen Hausbedürfnissen, bald alle Yucawurzeln und Platanus, die ihr ganzes Haus zum ssen und trinken braucht, dahin trägt, und noch in anders, etwann dreyjähriges, Kind mit sich n der Hand führt, des etwann einfallenden Regens, des kümmerlichen Weges durch Wälder, Disteln oder Pfützen, ungeachtet; und wenn sie ndlich zu Hause noch so gerne ausruhen möchte, der nicht gar zu wohl bey Gesundheit wäre, ist ie doch aus Noth gezwungen, bald alles Wasser, as zum trinken oder kochen nöthig ist, vom Flusse weit nach Haus zu tragen, bald wiederum das zum Getränk nöthige zu kochen und zu mahlen, bald auch etwann ein krankliegendes Kind zu versorgen, wenn sie auch schon einige Nächte wegen des schmerzlichen Weinens eines andern, wenig Ruhe gehabt hätte. Gewis nicht eine vorgebliche Entkräftung der Natur in diesem Himmelsstriche, sondern dieses und mehr dergleichen Elend und Ungemach, das ich doch niemals genug beschreiben kann, ist schon zulänglich, einige Mütter, wenn ihnen die Kinder noch so lieb wären, zu veranlassen, daß immerzu eine Unlust, eine Verwahrlosung, eine schädliche Hinläßigkeit Platz finde; oder es sind doch die vielen Mühseligkeiten selbst, vor welchen die ganze Macht eines mütterlichen Herzens die Kinder nicht retten kann, schon allein hinreichend, diesen manche Krankheiten auf-

zudrin-

zubringen, und vor der Zeit sie aufzureiben. D
nämliche Last schwerer Arbeiten und Ungemache
liegt einem noch schwangern Weibe beständig a
dem Halse; und wäre es denn ein Wunder, wen
dabey ihrer viele frühzeitig der Leibesfrüchte ve
lustig würden? Gar zu gewiß ist, daß nich
wenige andere vom Verdrusse Kinder zu säuge
eingenommen, sich der noch unzeitigen Fruch
muthwillig loß, oder solche zu empfangen sich un
fähig machen. Und wer soll noch viel weiter fra
gen, woher es denn komme, daß in diesen Völ
kerschaften, wie es doch die Erfahrung zeigt, kaum
der dritte Theil der erzeugten Kinder bis in di
Jugend aufgebracht wird? Nebst dem ist es lei
der! gar nicht seltsam, unter noch unglaubigen
Aeltern, (wollte Gott, es geschähe nicht auch aus
Dummheit unter christlichen!) daß die neugebohr
nen Kinder von ihnen selbst aus der Welt ge
schaft werden, ohne daß der Mißionär solches er
fragen, oder es verwehren möge, bald, weil das
Kind schon mangelhaft zur Welt gekommen, oder
sonst von mißlicher Gesundheit ist, um selbiges
nicht länger leiden zu lassen, bald, weil es ein
Mägdlein ist, da doch Vater oder Mutter sich
dafür ein Knäblein gewunschen hätten, bald auch
wenn etwann die Kindbetterin ihm von der Seite
hinstirbt, samt welcher viele Barbaren das noch
lebende Kind einzuscharren in ihrer Blindheit kein
Bedenken tragen. Dazu gehören auch noch die
übrigen Hauptquellen, aus denen ich schon im

Ein-

ange meiner Beschreibung, die gewaltige Zer-
hmelzung dieser Völkerschaften hergeleitet habe.
Weil nun schon die Kindheit so erbärmliche Nie-
erlagen zu leiden hat, und nicht weniger anderer-
eits das ganze menschliche Alter, mit Inbegriff
es mannbaren; so ist es ganz eine natürliche
Folge, daß gar wenig alte Leute, und auch unter
diesen im ganzen Lande kaum über drey oder vier
mit grauem Haare, gefunden werden.

Von den Krankheiten, denen diese Völker meistens unterworfen sind, ist schon anderswo gemeldet worden. Insonderheit wenn sich immerzu die Kinderpocken von den spanischen Wohnplätzen dorthin einschleichen, richten sie die kläglichsten Niederlagen und Verheerungen an. Denn weil die Mißionarien wohl wußten, wie grausam dort in vorigen Zeiten dieses Uebel gewüthet hatte, und mithin es von dem ihnen anvertrauten Volke möglichst abzuwenden besorgt waren; war es eben deswegen noch schreckbarer, wenn es etwann in einem halben Jahrhunderte doch einmal einriß. Es fand sich im Lande niemand, der solche Pocken schon sonst überstanden hätte, und folglich wurde das ganze Volk dergestalt auf einmal damit befallen, daß ausser dem Mißionär kein Mensch auf den Füssen übrig blieb, den herumliegenden Kranken, ich will nicht sagen eine zulängliche Bedienung, samt schicklichen Arzneien zu leisten, sondern auch nur die höchst nöthigen Lebensmittel aufzusuchen, und von der Ferne herzubringen, Krankheiten.

zubringen, oder auch sogar die schon entseelten ins Grab zu bringen und einzuscharren. Sobald sich nur jemand von diesem Uebel befallen zeigt, ist aller andern erste und einzige Rettung in der Flucht, und sucht man ohne Verzug sie weit von einander durch die Wälder und ihre Grundstücke zu zerstreuen. Dieses aber kann doch nicht leicht so plötzlich befolgt werden, daß mit den Gesunden nicht auch andere flüchtig giengen, denen ein ganz nicht verdächtiger Umgang das Gift schon in das Geblüt gejagt hat, ob sie schon solches selbst nicht merken, indessen aber doch einige Tage das Uebel mit sich herum tragen, und es immer andern durch ihren Umgang, sogar in ihren Rettungsörtern, unvermerkt anhängen. Doch ist solche Zerstreuung wenigstens in soweit heilsam, daß nicht alle zugleich auf einem Streich darnieder fallen, und indessen unter so vielen kläglich dahinsterbenden doch einige glücklich genesen, diese sofort nach Möglichkeit andern aufwarten können, denen das Ungemach später auf den Hals kömmt. Das schon sonst bösartige Wesen dieser Pocken wird meines Erachtens bey diesen Völkern ungemein verschlimmert, weil es bey ihnen das Geblüt von der Sonnenhitze, und von ihrem gewöhnlichen Getränke allzuverbrannt antrift, mithin auch so mehr Widerstand findet, die gehörigen Gährungen samt allen andern Aeusserungen ordentlich auszuführen; meistens aber weil diese mitleidenswürdigen Leute schon gewohnt sind, wenn sie sich

vom

n ungemeiner Hitze geängstiget finden, sich in
n Fluß zu stürzen, eine Krankheit, die den An-
l mit ängstender Hitze macht, in einem kalten
ade unterdrücken zu wollen. Der Mißionär
ag ihnen vorsagen, was er will, so wird er ihnen
ch nicht leicht, als nach vielen hingefallenen
ichen, begreiflich machen, daß das Verhältnis
r Hitze weit verschieden ist, wenn sie nur von
r Arbeit oder stechenden Sonne, als wenn sie
n einer innerlich steckenden Krankheit veranlaßt
ird. Zudem fügen sich noch unglaubliche Müh-
ligkeiten, welche schon selbst die Beschaffenheit
lcher Leute und des Landes, in gänzlicher Ver-
ssung, mit sich bringt. Als im Jahre 1762
ese Seuche in einige der vornehmsten Dörfer
ngedrungen war, und schon die schmerzlichste
Niederlage angerichtet hatte, fanden sich endlich
n äusserster Verlegenheit die Mißionarien dahin
enöthigt, die Einimpfung der gutartigen Pocken
u versuchen. Vieler Leben ist hiedurch gerettet
vorden; und die Hofnung hat nicht fehl geschla-
gen, als bey wenigen, welche ihr dummer Eigen-
inn von der Verhaltungsvorschrift abgeleitet, und
nach schon empfangener Einimpfung zu schädlichen
Ausschweifungen hingerissen hat. Jedoch diese
Seuche, wie verderblich sie auch ist, trägt sich
nur selten zu. Die alltäglichen Krankheiten sind
hitzige und kalte Katharrfieber, die man dort sehr
ansteckend befunden hat, drey- oder viertägige
kalte Fieber, weisse und rothe sehr heftige Ruhr,

mancherley Gattungen von Würmern, vor der
schädlichen Wirkungen sich kein menschliches Alt
ja fast kein Mensch, retten kann. Hieher geh
ren auch vielerley sehr bittere Geschwüre. Ei
ganz besondere, und ich weis nicht, ob anderswo
bekannte Art, nennt man **Enchippe**. Sie brich
immer hin und her in große, sehr abscheulich
Beulen aus, die zwar mit einigen bekannte
Hilfsmitteln mögen gelindert, nicht aber gänzli
vertrieben werden, bis die ganze Zeit von fün
oder sieben Jahren, durch welche das Uebel anzu
halten pflegt, überstanden ist. **Vicho** (Vitscho
ist ein besonderer in Amerika mörderischer Unfal
Den Anfang macht er mit heftigen Aengsten un
Kopfschmerzen, äussert sich gar bald mit schmerz
lichen Krämpfungen des Nabels und Magens
samt immerwährendem grünen, endlich abe
schwarzbraunen Erbrechen und Durchlauf, un
wenn man dem Kranken nicht bald genug mit Cly
stiren zu Hilfe kommt, so ist auch der sonst stärkst
Mann in drey oder vier Tagen eine Leiche. Hie
kann ein bescheidener, unpartheyischer Leser (denn
um einen andern bin ich nicht bekümmert) selbs
erachten, wie wenig Ruhe Tag und Nacht ein
Mißionär dabey pflegen könne, welcher nebst den
vielen Obliegenheiten seines Hirtenamts, die
Wartung der Kranken, sowohl den Leib als die
Seele betreffend, auf seinen Schultern trägt.
Meistens ist der Kranke von seinen Hausgenos
sen gänzlich verlassen, welche da glauben, sie
hätten

hätten ihrer Pflicht schon genug gethan, wenn sie ihm frühe Morgens beym Ausgehen, einige Scheit ein Holzes, damit ihm das Feuer nicht gar ausgehe, und etwas vom Getränke an der Seite gelassen haben. Oft kann es auch nicht anderst seyn; denn dringende Arbeiten, oder die Noth, Lebensmittel für sich und die Ihrigen aufzubringen, zwingen sie weit vom Hause zu gehen. Und wenn auch immerzu jemand, Freundschaft oder christlicher Liebe halber, dem Kranken zur Seiten bleibt, muß eben der Mißionar auch seinetwegen wachsam seyn, damit er dem Patienten nicht aus Dummheit mehr schädliche als nützliche Dienste leiste. Freylich giebt es gewöhnlichermassen für die Kranken eigentlich angestellte Aufseher; es ist sich aber meistens auf diese so wenig zu verlassen, daß der Mißionar, welcher zugleich Arzt, Apotheker und Krankenwärter seyn muß, die Arzney oder die Nahrung, wenn er sie dem Kranken nicht eigenhändig beygebracht hat, kaum für wohl angewandt schätzen darf. Uebrigens weis man dort von vielen Krankheiten gar nichts, die doch in Europa so grob hausen, man weis nichts von unsern vielfältigen hitzigen Fiebern, nichts nur von einem einzigen, der mit dem Podagra, oder mit der Wassersucht behaftet wäre.

XI.

Welche Begriffe der Menschlichkeit? Welch Gemüthsneigungen findet man in annoch wilden Völkern?

Ueber die Gemüthsverfassung der Barbaren denen gar noch kein Licht des Glaubens aufgegan gen ist, läßt sich überhaupt nichts mit mehr Si cherheit sagen, als daß man davon keinen allge meinen, und so mancherley Nationen angemesse nen, Entwurf machen kann. Auch unter diese Halbmenschen findet man, was wir täglich unte den aufgeklärtesten Völkern sehen, daß eine Na tion vor der andern, ich darf wohl sagen, da in jeder Haußhaltung dieser Mensch vor jenen zum Guten oder Bösen geneigter ist, auch wei ihn schon die angebohrne innerste Verfassung sei nes Körpers, das Verbindniß und die Mischung der Säfte, die Schärfe oder Hemmung der Sin nen und Hülfsglieder so und nicht anders veran lasset. Und ob es schon heut zu Tage, wie bey frisch entdecktem Brasilien geschehen, niemand mehr in Abrede stellt, daß die Natur selbst in uns, und in diesen Wildlingen ganz einerley ist, so ist es doch fast unbeschreiblich, wie viel in ih nen das beweinenswürdige Verderbnis, bey gänz lichem Mangel einer vernünftigen Anweisung, vermocht habe, sie in vielen Stücken noch unter das vernunftlose Vieh herabzusetzen, so daß unter ihnen die Natur zwar allezeit Menschen erzeugt,

die

e aber von einem Grade oder Stuffe zur an-
rn in Fortsetzung der Zeugung immer weniger
enschlichkeit aufweisen. *)

Sie erkennen dort gar keine Oberherrschaft,
nicht einmal eine festgesetzte Verfassung des
emeinen Wesens, kein Gesetz, kein sicheres Ver-
indnis der Gerechtigkeit, keine Fügung einer
ürgerlichen, oder auch nur häuslichen Schuldig-
eit; sondern jedermann lebt nach seiner eigenen
Willkühr, in gänzlicher Freyheit, keinem Dinge
bgeneigter, als allen Schatten der Unterwer-
ung. Ach! möchten doch unsere neuartigen
hilosophen aus diesen Ebenbildern einsehen, auf
elche schädliche Absprünge, in wie traurige Fin-
ternisse, zu was Schandflecken der Menschheit,
nser so edles Geschlecht von dem Schimmer jener
Freyheit möge hingerissen werden, von der sie
ns so viel schönes vorpredigen, um den ruchlose-
ten Unglauben auszubreiten. In den so weitläu-
figen Wäldern wird man fast nirgends mehr als
in oder höchstens zwey Häuser beysammen finden,

*) Robertson S. 323, wo er anfängt den Zu-
stand und Charakter der Amerikaner zu schil-
dern, und öfters an andern Stellen, folgt
manchen Grundsätzen, denen ich unmöglich
beyfallen kann. Sie ordentlich zu widerlegen,
wäre zu weitläufig, und ist hier meine Sache
nicht. Ich schildere den Indier nach meiner
eigenen Erfahrung, und reifer Nachstimmung
über seine Beschaffenheit.

mit etwann zehn bis zwanzig Familien, die vo
andern der nämlichen Nation eine oder mehr Tag
reisen weit entlegen sind, und immerzu mit einan
der Freundschaft pflegen, besonders bey gemein
schaftlichen Saufereyen, immerzu aber dabe
voll Mißtrauens und Mordhasses, unter sich au
gehetzt, in Haaren liegen. Wiewohl sie abe
eben der einheimischen und auswärtigen Raufhän
del wegen, welche in äusserster Zügellosigkeit un
Rachgier nicht lang aussen bleiben können, sich g
nöthigt sehen, einige Verbindnisse unter einande
zu treffen, und einen Anführer, Curáca ode
Cazique genannt, ihnen auszuwählen, so erken
nen sie ihn doch gemeiniglich nicht sowol für eine
Oberherrn, als für einen Vater und Anleiter de
Haushaltung, und hangen ihm doch dabey nich
so fest an, daß sie von ihm nicht eben so leich
wieder abfallen, und nach Belieben, aus gering
ster Veranlassung, ganz unvermerkt zu einem an
dern überlaufen, dem sie wiederum nur so lang
anhangen, als es ihnen gelüstet. Solche Ueber
läufer pflegen meistentheils ihre frisch angetroffe
nen Freunde wider die eben verlassene mit Plau
dereyen und hundert lügenhaften Anschwärzunge
aufzuwiegeln; sie wissen ihnen weiß zu machen,
als wären sie von jenen so und so verzaubert wor
den; flammen sie mit Rachgier an, mit Begierde
Weiber zu rauben, ihre Ansaat zu verderben, u.
s. w. Mithin in solcher Verfassung, so bald sich
neue Anhänger an einen Curaca, in einem oder
mehr

ehr verbundenen Häusern zusammen rotten, oder
enn man so sagen will, so bald nur kleine Staa,
n entstehen und anwachsen, eben so leicht zer,
ehen sie wieder, weil alle Barbaren mehr oder
eniger einer falschen Hinterhältigkeit, dem Lügen,
Betrügen, Weiberentführen, einer lang verderb,
en Rachgier, einem kaltsinnigen Undanke erge,
en, und voll Mißtrauens gegen einander sind.
Hieraus erfolgt nun, daß sie, wenn sie sich auch
och so unerschrocken anstellen, vom Gemüthe im,
ner argwöhnisch und furchtsam sind, allzeit fertig
ur Flucht, welche das erste, gemeinste und ein,
zige Mittel ist, mit dem sie sich in allem groß
und kleinen Verdrusse, Anliegen, in mancherley
Noth oder Verlegenheit zu helfen suchen. Solche
unsinnige Leichtfertigkeit zur Flucht, welche allen
diesen Barbaren schon gleichsam zur Natur ge,
worden ist, bleibt ihnen auch viele Jahre anhan,
gen, wenn sie schon weit von ihrem Vaterlande,
mitten unter die Christen versetzet sind; sie ver,
geht ihnen kaum endlich, nachdem sie lange an
die christliche Lebensart gewöhnt, in den Glau,
bens, und Grundsätzen möglichst unterwiesen, und
mit vielfältigen geist, und zeitlichen Wohlthaten
überhäuft sind. Solche Flüchtlinge, welche mei,
stens auch noch andere sonst ruhige verführen,
wiederum einzuholen, ist die Wildnis zu weit,
schichtig, und oft keine ersinnliche Mühe zulänglich. Wahrhaftig eine der größten Hindernisse
für den Fortgang des Christenthums.

Lügenhafte Zauberey.

Zu einem Curaca nehmen sie gemeiniglich einen, den sein Muth und Witz, oder vielmehr die Anmassung der Zauberkunst, vor andern ansehnlicher macht. Denn weil sie allerley Zufälle, Krankheiten, Todesfälle, gut oder übel gerathene Aernte, das Ertragnis der Jagd und Fischerey, die Anfälle des Ungeziefers u. s. w. kaum andern Ursachen beyzumessen pflegen, als den Künsten der Zauberer, so dünket ihnen jener, der sich damit besonders hervorthut, am tauglichsten, seine Anhänger vor auswärtigen Uebelthaten zu beschützen, Beleidigungen zu rächen, und sich zu Hause und auswärts Ehrfurcht zu erwerben. Viele werfen sich für Zauberer auf, um andere, die es nicht sind, allezeit dienstfertig zu haben, um ihnen, aus Beysorge eines größern Schadens, alles nach Wunsch abtrotzen zu können; sie wissen zum Schrecken vieler Leichtgläubigen, großzusprechen, als hätten sie über die Schlangen, die Tiger, die Krankheiten, die Ungewitter zu befehlen, und ob sie schon meistens nur mit Blendwerken und eitelm Geschwätze dem einfältigen Pöbel das Maul machen, so sey es doch mit Erlaubnis unserer neuphilosophischen Witzlinge gesagt, daß keine Nation so dumm sey, daß ihr der Teufel unbekannt wäre; alle wissen ihn in ihrer Mutterspracheit eigenen Namen zu nennen, obschon dessen Bedeutung nicht bey allen einerley ist. Sie kommen doch so weit mit einander überein, daß alle an ihm ein sonst unsichtbares Gespenst erkennen,

welches

welches aber nach Willkühr sich in dieser oder jener Gestalt sichtbar machen kann, und weit mächtiger ist, als ein Mensch ihres Gleichen; übrigens ob sie ihm eine gleichsam göttliche Hoheit eingeste-hen, ist nicht so ausgemacht. Meines Erachtens denken und wissen diese Völker überhaupt nichts von einer förmlichen Anbetung, von einem Schlachtopfer, oder sonst dem wahren Gott allein gehörigen Ehrenbezeigung, sie dem Teufel zu widmen. Sie fürchten ihn aus knechtlichem Triebe, als ein Ding, das, wenn man es belei-diget, ihnen vielfältig schaden mag: und sie lie-ben ihn auch, als einen gnädigen Beschützer vor Uebeln. Allgemein bekannt ist es, daß so bald jemand den Campana, aber besonders den Hayac-huascasaft trinket, ihm gewisse ganz ungemeine Erscheinungen vorkommen; ja wohl auch, daß man solche Schwärmer ganz ausser sich, über unweg-same Gegenden sehr schnell dahin laufen gesehen.

Es mögen daher diese Leute in ihrer Einfalt auf die Meinung verfallen seyn, Vögel und vier-füßige Thiere wären, gleich uns Menschen, mit Vernunft versehen, oder doch auf gut pythagorisch, es wanderten wenigstens die Geister der Verstor-benen in sonst vernunftlose Thiere, darinn einige Zeit sich aufzuhalten. Indessen aber sind sie kei-neswegs bekümmert, ob die Seele des Menschen immerfort zu dauern habe, was nach dem Hin-scheiden jedermann zu gewarten habe, gutes oder böses? Belohnungen oder Strafen? und von

Gänz-liche Hintan-setzung des Na-turlich-tes.

wem? Eben so wenig bekümmern sie sich in ihr
verfinsterten Hinläßigkeit, um den ersten Ursprun
aller Dinge, um den allgemeinen höchsten Herr
um einen obersten Gesetzgeber, u. s. w. Den
weil sie von Geburt an, gleich dem wilden Vieh
fast nichts eigenes zu haben schon gewohnt sind
und in äusserster Träg- und Hinläßigkeit leben
und die Bequemlichkeit dieses zeitlichen Lebens,
mehr als die höchste Noth begehrt, zu befördern
niemals erlernet haben; so pflegen sie mit einer
gleichgültigen Gelassenheit fast alles dem blinden
Schicksale zu überlassen, einzig auf das gegen-
wärtige bedacht; das Gemüth aber über das, was
unter die Sinnen fällt, zu erheben, sind sie gar
nicht gewohnt, werden auch nicht dazu auferzogen.

Fast viehische Auferziehung.

Die Auferziehung ist bey ihnen kaum um ein Haar besser, als bey wilden Thieren; ja in so weit noch schlimmer als bey diesen, weil die dummen Vorurtheile der Aeltern, und ihre der Natur zuwieder verdorbene Sitten, nachdem sie den Kindern von Geburt an, mit Worten und Werken eingeprägt sind, ihnen gleichsam zur Natur selbst werden, welche schon entwohnt ist, sich vor dem zu entsetzen, was man vom Anbeginn, ohne Ahndung, von jedermann seines Gleichen thun sieht. Daher kömmt meines Erachtens bey vielen Nationen die Entblößung des ganzen Leibes, mit welchem sie in jedermanns Gegenwart, ohne mindestem Scheu, allerdings schalten und walten,

so

so wie sie sehen, daß es vom vernunftlosen Thiere geschieht. Denn wiewohl ich anderswo gesagt habe, daß einige dieser wilden Völker bekleidet, andere wenigstens mit obenhin bedeckter weiblichen Schaam zu finden sind, so läßt sich doch mit Grunde vermuthen, solche Kleidung sey nur meistens wider die Belästigungen des Ungeziefers. Einige Nationen zwar zeigen auch gründliche Spuren einer wahren Schamhaftigkeit. Eben aus dieser Quelle entspringt unter ihnen die äusserste Ueppigkeit, Frechheit und Unzucht; weil nämlich die erwachsenen alle Geilheiten im Angesichte der Kinder treiben, und über das die noch zarte Jugend zum Schlachtopfer den Buhlern fleißig anbieten. Daher kömmt es auch, daß die Kinder kaum vor zehn oder noch mehr Jahren zur Vernunft gelangen, wenn man anders mit Fuge sagen kann, daß die Vernunft diesen Leuten jemals aufgeht, denen das ganze Leben hindurch die Grundsätze einer sittlichen Anständigkeit, und die vornehmsten Verbündnisse des Menschen immer verborgen bleiben. Wahrhaftig wie gewaltigen Eindruck in des Menschen Gemüth die Auferziehung, und eine vernünftige Anweisung mache, zeigt sich nirgends augenscheinlicher, als in Halbmenschen, die davon gänzlich entblößt sind.

Niemand aber darf sich selbe so taub und untüchtig vorstellen, wie sich deren einige, besonders in Gebürgländern unsers Deutschlands, betretten lassen. Jene Dummheit will ich ihnen

Dummheit zu geistlichen Dingen.

zwar nicht abläugnen, kraft welcher sie, als nur der Sinnlichkeit und dem Fleische ergebene Leute, auch nach vieljährigem Unterricht die geistlichen Dinge und christlichen Schuldigkeiten kaum jemals genug begreifen, sondern christliche Sitten mehr auf Affenart äusserlich an sich nehmen, als aus innerlichem, ächten Eifer der Religion.

Fähigkeit zum Sinnlichen.

Uebrigens ganz fremde Sprachen zu erlernen, zur Musik, zu allen Handwerken, auch zu Kunststücken, wenn man ihnen nur ein Muster zur Nachahmung vor die Augen legt, sind sie ungemein fähig und behend, besonders aber in Jagd und Fischerey angehenden Dingen, so daß man sie an Lebhaftigkeit der Sinnen, und in der Einbildungskraft auch unserm gemeinen Pöbel billig vorziehen darf. Es gebricht ihnen auch nicht an einer gewissen Ehrsucht, mit welcher die Mißionarien sich oft und vielfältig zu behelfen pflegten, sie von manchen Ausschweifungen abzuhalten, und auf bessere Gedanken zu bringen, besonders wenn das ihrer Denkungsart angemessene Lob mit anständigen Belohnungen vermenget war. Es giebt sogar wilde Völker, als die **Yquitos, Ticunas, Andoas, Cocamas**, deren Hauptleidenschaft ein gewisser Stolz und Hochmuth ist; andere hingegen, als die **Urarinas, Yamæos, Cahuaches** sind von kleinmüthigen und von niederern Eigenschaften. Einige sind von trotziger und grausamer Beschaffenheit, andere wiederum von ganz milder, dienstfertiger Art, nicht ohne

Schmei-

Schmeicheleyen und Liebkosungen, so gut solche ihnen als Barbaren anstehen mögen.

Ueberhaupt aber ist keine allen Indiern so gemeine Eigenschaft, als die unglaublich leichtsinnige, fast kindische Unbeständigkeit, kraft welcher nicht allein die erst angehenden Christen, die Grundsätze der Religion, welche sie scheinten auf ihre Art begriffen zu haben, und ruhig schon viele Jahre her ausgeübt hatten, auf einmal leichterdings hinwerfen, sondern auch viele im Christenthum geborne und eraltete, immer den Verdacht übrig lassen, (gewiß einen der spitzigsten Dornen im Herze der Mißionarien!) ob sie wohl jemals mit so aufrichtigem Gemüthe, als es erforderlich, oder vielleicht nur mit äusserlicher Verstellung, der Religion zugethan waren. So ist nämlich in den meisten, wenn sie auch mit dem Christenthum aufgewachsen sind, nichts so eingewurzeltes und beharrliches, daß es nicht immer einer wachtbaren Obsicht, und oft wiederholten Antriebes bedürfe, um nicht ganz unversehens in Dunst aufzugehen. Nach aller angewendeter Mühe, ihnen die nothwendigsten Geheimnisse, so weit sie deren fähig sind, begreiflich zu machen, wenn man schlüßlich fragt, ob sie wohl das gesagte für wahr erkennen? wird man kaum eine andere Antwort erhalten, als ein kaltsinniges, auch sonst in zeitlichen Dingen gewöhnliches: Schina tschari, das eben so viel ist, als, es möchte wohl so seyn, meinetwegen kann es

Kindische Leichtsinnigkeit.

seyn,

seyn, ich bekümmere mich nicht, ob es so sey. Man mag auf alle mögliche Weise ferner anhalten, um einen festern Beyfall, so wie er einem göttlichen Glauben wesentlich ist, so wird man allemal nichts mehr erzwingen, als ein kraftloses Tschari. Ueberlege man so günstig, als es nur die Gottesgelahrtheit ertragen mag, den Lebenswandel der meisten schon alten Christen; bedenke man hin und her, ob sich doch etwas zeige, als wäre es aus dem Triebe eines wahren aufrichtigen Glaubens entsprossen; so wird man mit empfindlichsten Leidwesen alles doch so zweifelhaft und unsicher finden, daß es allerdings dahin steht, ob das Gute, welches sie wirken, das Ueble, das sie unterlassen, wohl einer herzlichen Liebe oder Furcht Gottes, oder vielmehr nur einem zeitlichen Absehen soll beygemessen werden. Nicht auszusprechen ist es, wie tief uod schmerzlich diese Beysorge vielen Mißionarien ins Herze gedrungen habe, eben dort, wo sie einen Trost ihrer Bemühungen, Drangsale und Gefahren, in einiger anscheinenden Beharrlichkeit der geistlichen Früchte schöpfen wollten. Einige sind sogar, in Rücksicht auf diese Leichtsinnigkeit der Indier, auf den Verdacht verfallen, daß (nur wenige ausgenommen) die übrigen Indier in diesen Gegenden, wenn sie schon an Jahren mannbar, doch an Gebärden und geistlichen Begriffen sich niemals über die Knabenart hinauf schwingen, und insgemein jenen Grad der Vernunft niemals

erreichen, den doch alle Gottesgelehrte zu einer schweren Sünde erfordern. Freylich sage ich nur von einem Verdachte; denn wenn man solchen Satz zur allgemeinen Richtschnur in berufmäßigen geistlichen Diensten machen wollte, so zeigt sich schon, wie gefährlich und nachtheilig er dem Seelenheile seyn könnte. Gewis ist, daß in der Gemüthsverfassung des Indiers ein Geheimnis stecke, welches die erfahrensten Mißionarien nicht ergründen konnten, und welches Gott, dem jedermanns Herz ganz offen steht, ganz allein kundbar ist. Wenigstens diente noch zum Troste, daß die meisten auch aus jenen, die sich ihr Leben hindurch nur von aussenher als Christen bezeigt hatten, doch wenn es zum Sterben kam, die Sacramenten der Kirche Gottes andächtig zu empfangen, und sich mit ihrem zukünftigen Richter, wie wahre Christen, aufrichtig zu versöhnen suchten.

Gelassenheit auf dem Todbette.

Dieses ist noch an allen Völkern von Maynas, christlichen sowohl als ungläubigen, billig zu bewundern, daß ihnen die Ankündung des in der Nähe drohenden Todes gar wenig Unruhe und Schrecken beyzubringen pflegt. Sie zeigen kaum obenhin ein Verlangen länger zu leben. Wenn solche heitere Gelassenheit nicht sowohl ihrer Dummheit und schwachen Begriffe von übernatürlichen Dingen, als vielmehr einer ächten, gut gegründeten Gewissensruhe, und dem Zutrauen eines bessern Lebens, könnte beygemessen werden,

so

so haben die Mißionarien gar oft betheuert, sie wünschten ihnen selbst bey ihrem Hinscheiden keine grössere. So ist auch überhaupt ihre Geduld in den schmerzlichsten Zuständen recht heldenmäßig und wunderbar. Die Krankheit selbst halten sehr viele für ein ihrem Leben aufsäßiges Gespenste. In den Leichbegängnissen haben verschiedene Nationen auch mancherley Gebräuche. Einige pflegten die Körper ihrer Verstorbenen zu braten, ihre Freunde zu versammeln, und ihnen selbe zum Schmause aufzusetzen, andere verbrannten sie zu Asche, diese aber mischten sie ins Getränke, und so brachten sie es der zusammengeladenen Freundschaft; andere pflegten allein ihre Feinde gebraten aufzufressen, wenn solche in einem Raufhandel umgekommen sind, besonders ergetzten sie sich mit dem Fleische eines Europäers, wenn sie ein solches unter die Zähne bekamen. Die Hirnschale behielten sie fleißig auf, um aus ihr, wie aus dem edelsten Willkommsbecher, zu trinken, so oft es ihnen gelüstete, das Andenken des erworbenen Sieges mit Zusammenruffung der Nachbarschaft, und dabey angestellter Sauferey, auf ihre Art zu feyern. Dermalen pflegen die meisten ihre Leichen zu begraben; die noch unglaubigen zwar in ihrem eigenen Hause, die schon christlichen Völker aber in der Kirche, gemeiniglich in der nämlichen Hamaca oder Luftbette, wo sie verschieden sind, eingebunden; die Omaguas und Cocamas aber pflegen die Canòa des Verstorbenen

nen wie einen Sarg zuzurichten, und ihn damit, sammt allen seinen Kleidern, wenn sie auch ganz neu sind, zu Grabe zu bringen; denn die hinterlassenen Erben, wenn sie noch so arm und schlecht bekleidet sind, weigern sich überhaupt, die Kleider des Verstorbenen zu gebrauchen; es mag solches zur Bezeugung des Leidwesens geschehen, oder, wie zu vermuthen, aus einem abergläubischen Irrthume. In christlichen Dörfern, sobald jemand aus den Erwachsenen den Geist aufgiebt, wird solches mit schon bestimmtem, kläglichen Glockenzeichen dem ganzen Volke angekündet, ihn dem Schöpfer mit andächtigem Gebete anzubefehlen. Zu gleicher Zeit versammeln sich in dessen Hause die nächstverwandten Freunde, Junge und Alte, beyderley Geschlechtes, zu dem klägelichsten Geheule den Anfang zu machen, welches Tag und Nacht ohne Unterlaß fortgetrieben wird, bis die Leiche zur Erde gebracht ist. Einer oder eine der nächsten Freundschaft streicht weinend die Lobsprüche, Heldenthaten und Liebesbezeugungen, so wie es ihm beyfällt, heraus, und die übrigen bejahen sie nachfolgsweise, gleichfalls weinend bis zur Heiserkeit. Dabey pflegen einige zur Leidbezeugung die Waffen des Verstorbenen, samt seinem hinterlassenen elenden Hausrathe langsam zu verbrennen; die meisten der klagenden enthalten sich auch, bis zur Beerdigung, aller Speise und Trankes; die größte Klage der Wittwen aber besteht in Abschneidung ihres Haares, mit dessen

Länge

länge sie sonst zu prangen pflegen. Indessen wird in der Kirche von zween der nächsten An verwandten die Grube gegraben, welche sofort auch die Leiche in ihrer Hamaca an eine lange Stange gebunden, dahin tragen, unter abermaligem Wehklagen der Glocken, mit Begleitung der übrigen Freundschaft, und vorausgetragenem Hochkreuze, dem der Mißionär in priesterlicher Kleidung, samt seinen Kirchendienern folgt, und unter den gewöhnlichen Gebetern, nach christlicher Art, den Verstorbenen zur Erde bestattet. Weiter will ich mich mit der Verfassung der wilden Barbaren nicht abgeben, von der ich schon vorhin geredet habe, daß diese, nach Verschiedenheit der dummen Vorurtheile, von denen jede Nation, auch jede Haushaltung insonderheit, eingenommen ist, wenig unter sich selbst, mit der gesunden Vernunft aber noch weniger, überein kömmt. Zum Schlusse liegt mir noch ob, einen kurzen Entwurf über jene Einrichtung beyzusetzen welche von diesem edeln Theile der Kirche Gottes der Grundstein ihres weltlichen und geistlichen Wohlstandes war, so lange diese Völker dessen unter väterlicher Obsicht ihrer Mißionarien, bis zu deren unseliger Vertilgung, ungestört genießen konnten.

XII.

Wie wurden die angehenden Christen bürgerlicher und geistlicher Weise in Ordnung erhalten? Welches war die Beschäftigung der Mißionarien? Mit wie fruchtbarem Erfolge?

Politische Einrichtung.

Die Landschaft von Maynas also, welche nicht mit Getümmel der Waffen oder Zwange unterjocht, sondern durch friedsames Zureden der Mißionarien aus der Gesellschaft Jesu, (wiewohl nicht ohne unbeschreibliche Bemühungen, Gefahren, Drangsale, auch mit vergossenem eigenen Blute) in das Reich Christi versetzt worden ist, hat sich zugleich der Oberherrschaft von Spanien freywillig unterworfen, und gehorchet, nach Vorschrift der Gesetze für Indien, ihrem eigenen spanischen Landpfleger oder Governadòr. Solcher wird ordentlich auf fünf Jahre zu Madrid von dem höchsten Rathe Indiens bestellt, nach Erforderung der Umstände auch vom Unterkönige zu Santa Fé, oder des neuen Granada. Er hat seinen reichen Gehalt aus der königlichen Schatzkammer, mit ansehnlichem Range unter den vornehmsten Obrigkeiten dieser Länder. Die einzelne Dörfer haben, nebst ihrem beständigen sonderlichen Oberpfleger (Governadòr) Hauptleuten und Fähndrichen aus den Indiern selbst, auch ihre mehrere oder wenigere Alcaldes und Alguaciles, oder Dorfrichter, welche letztere

mit erstem Jänner jährlich neu erwählt werden. Allen diesen, nach Verschiedenheit ihrer Nachordnung und Aemter, wurde freylich die ganze Befolgung der politischen Einrichtung aufgetragen, doch allezeit so, daß immer die wachtbare Obsicht des Mißionärs, als die Richtschnur der indischen Vorsteher, in allen und jeden Dingen von Wichtigkeit unentbehrlich war. Denn weil alle diese, noch so erfahrne Gewaltträger, doch allezeit Indier, mithin den gemeinen Schwachheiten so gut, als die übrigen, unterworfen bleiben; der spanische Governadòr aber über die Verfassung dieser Leute, und über die gegenwärtigen Umstände kaum jemals zulängliche Einsicht hatte, auch von der ganzen Landschaft, wenigstens von jedem besondern Dorfe, oft gar weit entfernet war; so haben die Könige samt ihrem hohen Rathe von Indien, immer für höchst nothwendig erachtet, daß die Anweisung und Leitung des Mißionärs der indischen Obrigkeit zum Gegengewichte stehen soll, so weit es möglich wäre, allen übermäßigen Ausschweifungen Einhalt zu thun, welche sonst in dieser Entlegenheit, wo viele Aeußerungen keinen Aufschub leiden, die nachtheiligsten Folgen veranlassen könnten. Da sieht man also in seiner eigentlichen Gestalt jenes ungeheure, dem ganzen Europa so fürchterliche Gespenst, welches bey unsern so aufgeklärten Zeiten, durch die Kunstgriffe und Ränke der Friedensstöhrer, die Augen der Welt mie einem so schändlichen

Dunst

Dunste verblendet und erschröcket hat. Dieses war jene unerzwingliche Jesuitermonarchie, die doch einzig und allein auf einen königlichen Machtspruch, ohne jemands Widerstand, wiewohl unter unzählbaren wehmüthigsten Seufzern, gegründet war. Aus dieser so gemäßigten Verfassung des gemeinen Wesens ist für dessen angehendes Christenthum die schönste Anordnung der Sachen, und ein ruhiger Zusammenhang entsprungen; die Mißionarien aber haben für sich selbst, ausser den ungemeinen Bemühungen, und dem grimmigen Hasse ihrer Neider, sonst keinen andern Vortheil gezogen, als der ihnen für den Tag des Lohnes vom gerechten Richter aufbehalten bleibt, für dessen Dienst und Ehre sie sich selbst und all ihr Vermögen, ihr Vaterland, ihre Gesundheit, ihr Leben, Tag und Nacht obliegende Sorgen, die größten Gefahren, die grimmigsten Verfolgungen, und unzählbare Verdrüßlichkeiten, ferne vom menschlichen Trost und Hülfe, zu einem langwierigen Opfer gebracht hatten. Solcher Gestalt war also diese indische Obrigkeit verbunden, alles zum zeitlichen Wohlstande, und zu Aufrechthaltung guter Sitten erforderliche, ordentlich zu betreiben; sie mußte den Ausschweifungen, oder aufglimmenden Raufhändeln Einhalt thun, und auch nach Erfordernis der Sachen, die vermessenen Köpfe mäßig abstrafen. Sie besorgte die öffentlichen Geschäfte, nämlich die Sauberkeit des Ufers, der Gassen, des Platzes; die Aus-

besserung, Erhaltung, und wenn es nöthig war, die Aufbauung der Kirche, des Pfarrhauses, und aller zum gemeinen Nutzen dienlichen Gebäude; eben so die Fabrike, Ausrüstung, und anständige Verwahrung der größern, zum allgemeinen Dienste bestimmten Canoas; nicht weniger den Ackerbau und die Aernte der sogenannten Mißionsfelder, welche jährlich theils für die Haushaltung des Mißionärs, theils zur Nahrung vieler Wayfen und Bedürftigen, theils auch Fremdlinge und Reisende mit Proviant zu versehen, von der Gemeinde mußten zugerichtet und besorget werden. Die nämliche Obrigkeit bestimmte wöchentlich andere aus dem Volke, welche wechselsweise mit Jagen oder Fischen den täglichen Unterhalt für den Mißionar und seine Haushaltung (zu der oft auch viele Kranke und Nothleidende gehörten) aufsuchen mußten. Damit dieses und alles zum gemeinen Wohlseyn nöthige, zu rechter Zeit und ordentlich bewirket werde, versammelten sich die Gewaltträger täglich, wenigstens bey Sonnen Untergange, im Hause des Mißionärs, sowohl von dem schon vollbrachten Rechenschaft zu geben, als auch neuerdings für künftige Tage das Nöthige zu veranstalten. Diese gewiß recht mühsamen Aemter vertraten die guten Leute ohne alle eigene Vortheile oder Belohnung, einzig und allein aus Eifer für den gemeinen Wohlstand, wozu sie der Mißionär, so viel er in seiner Armuth ver-

vermochte, mit einigen Geschenken aufzumuntern suchte.

Weil es die Beschaffenheit der Umstände so haben wollte, hatte jedes Dorf seinen besondern Mißionár; alle aber stunden unter dem Gehorsame eines Obern, der ihnen vom vorgesetzten Generale auf drey Jahre, im Range und mit Gewalt eines Rektors pflegte aufgestellt zu werden. Ihm lag ob, die ganze Landschaft zu besichtigen, mit was für Eifer und Frucht die Arbeit im Weinberge des Herrn betrieben werde, zu erforschen, und allen Bedürfnissen mit anständigem Rath, Trost und Hilfe nach Möglichkeit beyzuspringen. Die Mißionarien, so weit von einander ausgestreut, konnten unter sich nicht leicht eine andere Gemeinschaft pflegen, als durch Briefe; denn die öftern Reisen waren dem Gefolge, das dazu erfordert wurde, zu überlästig, und die Nachtheile zu beträchtlich, ohne welche eine lange Abwesenheit des Mißionárs, bey solcher Beschaffenheit der Leuthe, selten ablief. Geistliche Verpflegung.

Sehr frühe Morgens rufte man Sonntags, Mitwochs und Freytags die Erwachsenen sowohl, als die Kinder, die übrigen Tage der Woche nur die Kinder beyderley Geschlechtes, mit dem Glockenzeichen in die Kirche, auf die schon gewöhnlichen Fragen der Christenlehre alle einstimmig zu antworten. Der Mißionár machte sodann bald über diese, bald über jene Antwort eine deutlichere,

aber kurze Auslegung; hierauf wurde das Vater unser, der englische Gruß, der Glaube, die Gebote Gottes und der Kirche, mit lauter Stimme von einem vor, vom gesammten Volke nachgesprochen. Den Beschluß machte eine kurze Uebung des Glaubens, der Hofnung, der Liebe, wie auch der offenen Schuld, samt einem andächtigen Gesange zu Ehre des heiligsten Sakramentes, und der göttlichen Mutter. Nach diesem, so wie die verschiedenen Stände des Volkes in besondere Plätze abgesondert waren, pflegte man erstlich die gesamten Weiber, alsdann die Männerschaar, sodann die Mägdlein, nach ihnen die Knaben, und endlich die ganze Obrigkeit, zu entlassen. Jedermann begab sich mit gebührender Sittsamkeit nach Hause, und sofort zu seiner beliebigen oder aufgetragenen Arbeit. Sodann folgte das heilige Meßopfer, mit dessen Anhörung, ausser den Hausgenossen des Mißionärs, man das übrige Volk an Werktagen nicht länger aufhalten wollte. Bey niedergehender Sonne wurden abermals die Knaben und Mägdlein im Vorhofe der Kirche täglich versammelt, den Unterricht der Christenlehre zu wiederholen, oder auch in der gemeinen Hauptsprache sich zu üben, welche sie sonst zu Hause weder recht erlernen, noch sprechen wollten.

Sonn- und Festtage

An den Sonn, und Feyertägen aber, damit das Volk nicht gar zu lange aufgehalten würde, folgte nach Ausfragung eines Theils der Chri-

sten.

stenlehre, und gehaltener anständigen Anrede, das Meßopfer, während dessen erstem Theile das ganze Volk die gewöhnlichen Gebete mit lauter Stimme sprach; unter dem andern pflegte sich, zu mehrerer Andacht, eine Harfe oder eine Cithare, von Geigen begleitet, hören zu lassen, oder es wurde von dem Sängerchor ein andächtiger, auf das heiligste Sakrament, oder auf die Mutter Gottes passender Lobgesang angestimmt. An größern Festtagen, und auch alle Samstage, wurde, unter Aufwartung der zum Altardienste schon unterrichteten und sauber gekleideten Knaben, ein Hochamt, mit mehr oder weniger Feyerlichkeit, abgesungen, insgemein zwar nur mit ordentlich eingetheilten Singstimmen des dazu bestellten Sängerchores, bisweilen auch mit Begleitung gewisser artig lautender Hörner, und so gar mit untermischten Trompeten. Denn auch diesfals wurde keine Mühe und Nachsinnen gespart, jenen so sehr an die Empfindung gebundenen Leuten die Hochschätzung des Gottesdienstes durch Augen und Ohren einzuflößen. Daher waren die Mißionarien allezeit eilfertigst besorgt, daß die Cäremonien der Kirche zwar auch sonst, aber besonders am Geburtsfeste des Herrn, in der heiligen Charwoche, zu Ostern, am Gottes Leichnamsfeste u. s. w. mit allem jenen Gepränge und Aufputze gefeyert würden, den die Verfassung des Landes nur ertragen mochte, und welchen ein Fremdling dort gewiß nicht suchen

würde, und jedermann bewundern könnte, indem sich die sinnreiche Andacht schon zu behelfen wußte, den Abgang der Kostbarkeiten mit andern anständigen Aufputze zu ersetzen. Nebst dem daß der ordentliche Kirchenzierrath schon fast überall so weit betrieben war, als man es dort nicht suchen würde, bekam er noch bey größern Feyerlichkeiten um so bessern Glanz vom Lichte der nicht sparsamen Wachskerzen, von wohlriechenden Kräutern, und mancherley Blumen, und endlich von aufgestellten Palmzweigen, die sich bald auf Pyramiden Art, bald wie Ehrenbogen sauber eingeflochten, an den Wänden und am Eingange der Kirche, immerzu auch beyderseits in den Gassen, angenehm darstellten. In einigen Dörfern war die Andacht der Glaubigen mit ämsiger Mühe so gut unterrichtet, daß einige monatlich, oder doch an großern Festtagen zum Genusse der Sakramente der Buße, und des heiligen Abendmahls, nicht ohne Auferbauung, gelassen werden konnten; überhaupt aber, in reifer Erwägung der Umstände, hat man solches nicht für rathsam befunden, und war es eine unbeschreibliche Mühe, diese Leute doch wenigstens zu Ostern, so wie es die Heiligkeit der Geheimnisse erfordert, dazu fähig zu machen; weil sich nämlich bey den meisten mehr eine verstellte Heucheley, als ein aufrichtiger Andachtstrieb, vermuthen ließ.

Den Kirchenbau muß der Leser freylich nicht nach dem Reichthume mächtiger Städte, sondern einzig nach dem Vermögen dieser Landschaft, und nach der Leute schwacher Verfassung abmessen. Steine, Ziegel und Kalk, ein Gebäude aufzuführen, würde man dort umsonst suchen, und eben so die nöthigen Werkzeuge, oder einen Handwerker, der sie zu machen, oder zu gebrauchen wüßte. Doch hat es der unermüdete Fleiß der Mißionarien dahin gebracht, daß hin und her, so viel es möglich war, einige Werkstätte für Zimmerleute, auch zur Tischler- Drechsler, und Schlosserarbeit eingerichtet, und einige Indier zu solchen zulänglich angewiesen wurden, damit auch diesfals das mögliche zur Zierde der Kirchen möchte beygeschaft werden. Die Säulen, auf welchen das ganze weitläufige Dach meistens ruhet, sind eben so viele, sehr dicke, und ganz gerade Stämme der höchsten Bäume, eines niemal faulenden Holzes, welche in gleicher Dicke weit herum aufgesucht, mit ungemeiner Mühe aus den Wäldern daher gebracht, und in gehöriger Ordnung aufgestellt werden. Die Wände aufzuführen, hatte man dreyerley Art. Eine, die Tapia genannt, besteht darinn. Die gemeine Erde wird, wie zum Grundlegen, in gehöriger Tiefe und Breite ausgegraben; die Grube füllt man mit Thon und Sand wohl vermischt, stößt aber alles nach und nach mit schweren Stampfpflöcken sehr fest zusammen. Ueber die- Kirchenbau.

ses also gelegte Fundament befestigt man (da w
die Wand laufen soll) zwo aufrecht, ganz gena
gegen einander gestellte, sehr breite Tafeln, schü
tet nach und nach dazwischen feuchte mit San
wohl vermischte Erde darein, (welche inzwische
immer fest zusammen gestoßen wird) bis der zwi
schen beyden Tafeln gelassene Raum ganz ange
füllt ist. Alsdann rückt man mit so aufgestell
ten und befestigten Tafeln immer weiter fort in
die Länge und Höhe, so wie die Wand, die man
aufzuführen hat, gebildet werden soll. Die
Sonnenhitze trocknet indessen diese eingestossene
Erde, und brennt sie auch gleichsam wie Ziegel;
nach und nach erstrecket sich diese Wand, so wie
sie dem Raume der Kirche angemessen ist, in die
Länge, und in die Höhe, gleich einer aus Zie-
geln geführten Mauer, etwann einer Ellen dick,
mit leer gelassenen Höhlungen, wo die Thüren
und Fenster zu stehen kommen; und wenn dabey
Accurateſſe gehalten wird, so fällt dieses Erden-
gebäude durchgehends so gleich aus, daß man es
wirklich für eine ordentliche Mauer halten kann.
Es wird sofort mit der schon sonst erwähnten
Kreide ausgeweißet, oder auch, wenn es möglich,
sauber gemalt, und stellt endlich ein anständiges
Gotteshaus vor. Weil aber diese Tapia mit
der Zeit, wenn der Grund nicht fest genug ist,
immerzu zu sinken, hiemit aber gefährliche Ritze zu
zeigen beginnt, oder auch von der Schwere des
Daches, und von den stark andringenden Winden

aus

is der Richtschnur getrieben wird, hat man eine ndere Art erfunden, Bacareque genannt. Man sammelt eine Menge ganz gleicher Stämme des niemals faulenden sehr harten Holzes, etwann eine Spanne im Durchschnitte dick, und ausser dem, was in den Grund versenkt werden muß, so lang, als die Wand hoch seyn soll. Diese Stämme stellt man dort, wo man die Wand haben will, recht Schnurgerade auf, einen vom andern bis drey Spannen weit entfernet. So wenn der ganze Umfang der Kirche schon aufrecht gestellt ist, bringt man an gehörigen Orten die gezimmerten Thürschwellen und Fensterstöcke zurecht; alsdann werden beyderseits an die Pfähle gewisse lange und schmale Leisten aus Tarapoto, staffelweise fest gebunden. Dazu bedient man sich einer erstaunlichen Menge des anderswo beschriebenen Bejuco, oder der natürlich wachsenden Rebenschnüre. So wie nun dieser doppelte Zaun allgemach sich erhöhet, schüttet man dazwischen feuchte, sandichte Erde hinein, und stößt sie immer wohl zusammen, so daß alle Höhlungen gut ausgefüllt werden. Die so ergänzte Wand läßt man in der Sonne wohl austrocknen, verwirft sie beyderseits mit sandichtem Leimen, und wenn sie durchaus ganz eben ausgegleicht ist, kann sie auf obgemeldete Art ausgeweisset werden. Diese Bauart ist wegen der Verbindung so vieler Schnüre von solcher Dauerhaftigkeit, daß kein Erdbeben sie zu Boden stürzen kann. In der Mitte

der

der Kirche werden obgedachter massen die Trag
säulen für das Dach aufgestellt, welches übrigen
auch an das oberste der Wände wohl befestig
wird. Es besteht aus den schön ordentlich g
flochtenen Yarina, Yarapa, oder Palmich
blättern, und fällt nicht unartig in das Aug
Die Fenster werden mit sauber gedrechselten Gi
tern ausgeziert. Altäre hatte man nicht sowoh
Nothwendig, als vielmehr Anständigkeit halber
in jeder Kirche drey; und war man beflissen, so
che so gut, als man die Künstler auftreiben konn
te, aus Cedernholze, mit wohl angebrachte
Schreiner- und Bildhauerarbeit aufzuführen, mi
anständigen Farben zu bekleiden, und mit andäch
tigen Bildnissen der Heiligen da und dort zu bese
tzen. Mit solchen Statuen die Andacht der Neu
glaubigen aufzumuntern, hat man deren einige
mit vielen Kosten und unbeschreiblicher Mühe
durch so beschwerliche Wege, sogar von der Haupt-
stadt Quito bringen lassen, wo man sie nach aller
Vollkommenheit der Kunst zu bilden weis. Die
dritte Art, Wände aufzuführen, ist lange nicht
so mühsam, und wird darum das einfache Ba-
carèque genannt, weil man gleichermassen, doch
etwas dünnere Pfähle, aufstellt, die Leisten aber
nur einerseits und etwas weitläufiger stuffenweise
aufbindet, alsdann aber wälzt man ein gewisses
Stroh in nassem Leimen wohl herum, und flicht
es über die Leisten. Eine so aufgeführte Wand
mag nur auf einer Seite wohl ausgegleicht wer-
den:

n: die andere bleibt, wegen der vorstehenden
icke der Pfähle, immer voll garstiger Büge;
ithin dient sie besser zu einigen Gebäuden der
ndier, als zu einem Tempel Gottes.

Wiewohl der Beschaffenheit eines Indiers Beugsamkeit der Indier.
chts so zuwieder ist, als jede mühsame Anstren-
ung, andererseits aber die fromme Unterneh-
ungen der Mißionarien ohne schwere Arbeit der
men Leute nicht mochten bewirkt werden; so
t es doch wahrhaftig ein Wunder, mit welcher
Beugsamkeit sie überhaupt sich ihrer Anweisung
nterworfen haben, wenn sie nur sahen, daß man
e recht aufrichtig als Kinder liebe, und nicht
ehr ihnen aufbürde, als zur Ehre Gottes, zu
hrem eigenen Wohlseyn, und zu gemeiner An-
ändigkeit erforderlich war. Solches ehrerbie-
ige und allerseits beugsame Betragen der Indier
egen die Mißionarien wollte gewissen Leuten, die
ur mit irdischen, ja wohl auch mit bösartigen
Augen dergleichen Dinge abzumessen gewohnt
ind, gar nicht begreiflich seyn, und deswegen
ehr verdächtig scheinen. Einige suchten darun-
er, ich weis nicht welche Jesuitische Bezaube-
ung, andere wollten es wenigstens einem gehei-
nen, ihnen allein bekannten, Kunstgriffe beyge-
muthet wissen, da es doch einzig eine Gnade der
göttlichen Milde war. Denn diese allein beseelte
ihre frommen Bemühungen mit ächtem, geistli-
chen Triebe, unterstützte sie mit wirksamen Nach-
drucke, und vermochte zum Lohn jener Liebe,
welche

welche ohne Rücksicht auf den Eigennutz, gedu
dig und gütig ist, die sonst grimmigen Wölfe i
sanfte Lämmer zu verwandeln. Doch darf sic
niemand beykommen lassen, als wäre diese Beug
samkeit der Barbaren mit geringer Mühe und
schlechter Ueberwindung zu Stande gebracht wor
den. Aus diesem so unartigem Gewilde erstlich
Menschen, alsdann auch milde Christen herauszu
schnitzen, ist ein Werk von unglaublicher Arbeit
von unerschöpflicher Geduld, von vielfältiger Ge
fahr; und wenn der ächte Geist Gottes jene evan
gelische Arbeiter nicht beseelt und aufrecht erhal
ten hätte, so wäre es eine blosse Unmöglichkeit
daß vernüftige Leute so eiferig darum anhalten
sich blindlings dahin wagen, oder doch eine s
mühsame Pflegung dieser wilden Menschen in die
Länge aushalten sollen, in welcher der Seelsorge
für sich selbst keinen gefährlichern Streit zu ge
warten hat, als mit einer doch immerzu sich er
regenden Kleinmüthigkeit, und mit dem Unluss
über so viele Mühe, die doch gar oft in der Wir
kung fruchtloß, und von dem Erfolge nicht im
vollen Maase vergolden zu werden scheint. Ein
Mißionär mußte im Gegentheile immer so gemu
thet seyn, daß er nach aller Anstrengung seiner
Mühe und Sorgen, die Hofnung einer fruchtvol
len Aernte ganz allein im Schoose der göttlichen
Vorsicht beruhen ließ, auf den Erfolg, wie er
immer ausfalle, schon gefaßt, wenn auch immer
zu über die frölich anlachende geistliche Ansaat

ein

in jähes Ungewitter angezogen kam, und irgend
oher ein unerwarteter Reif oder Schauer unter
einen Augen alles im Grunde verdarb. Er mußte
ch durch jähe Zernichtungen nicht erschrecken,
der niederschlagen lassen, sondern vielmehr dar-
us neuen Muth zu schöpfen wissen, seine Mühe
nskünftige zu verdoppeln, immer wohl wissend,
aß der Herr des ihm anvertrauten Ackers den
ohn seiner Knechte nicht nach Verhältniß der
irklich eingebrachten Aernte abzumessen pflege,
ondern aus der Anstrengung und Gutherzigkeit
es ihm geleisteten Dienstes.

Zu Beförderung ihrer geistlichen Arbeiten haben die Mißionarien allzeit für höchst nützlich erachtet, nach Vorschrift ihres Berufes die besten Anstalten zu anständiger Auferziehung der Jugend zu treffen. Viele wünschten inbrünstig, aber umsonst, als ein zur allgemeinen Aufnahme der Christenheit höchst zuträgliches Mittel, daß zu Quito selbst ein Seminarium, einzig für die Jugend von Maynas, möchte aufgestellt werden, um nach und nach verschiedene Knaben aus jeder Nation dahin schicken zu können, und etwann zwey Jahre lang in anständigen Handwerken, in der Musik, besonders aber im Religionseifer und auferbaulichen Sitten, mit besserm Grunde unterrichten zu lassen, damit solche nachmals in ihrem Vaterlande ihren übrigen Landsleuten zum Beyspiel und Unterricht dienen möchten. Jedoch dieses war nur ein Wunsch, welchen mit Nachdrucke zu erreis

Erziehung der Jugend.

reichen, bey so beschaffenen Dingen kein günstiger Anschein sich zeigen wollte. Mithin fanden die Mißionarien nichts anders in ihrer Willkühr, als ihr eigenes Haus gleichsam zur Pflanzschule zu machen, und liessen es ihnen die meisten angelegen seyn, darinn einige Knaben von mancherley Nationen, theils Waysen, theils Kinder der vornehmsten Indier, theils auch jüngst aus den Wäldern hergebrachte zu erziehen, und sie unter guter Obsorge in den Kirchengebräuchen, in den dazu bestimmten Gesängen, in der Instrumentalmusik, oder auch in einigen Handwerkskünsten, nach Möglichkeit zu unterrichten. Soiche Knaben erwuchsen hiemit unter günstigen Anzeichen, ihnen mit der Zeit öffentliche Aemter auftragen zu können: solchen durfte man alsdann mit mehr Zuversicht die Obsorge über die Kirche, über die Kranken, und mehr dergleichen, überlassen, wenn etwann der Mißionár selbst daran gehindert war: solche brauchte man als Dollmetscher, mit Leuten von unbekannter Sprache zu reden: und eben solche, weil sie schon von Jugend auf mit vielen Wohlthaten überhäuft, mit dem Mißionár umzugehen gewohnt waren, blieben ihm allenfalls besser anhangend. Doch ist schon des Indiers Gemüthsart so beschaffen, daß keine so enge Verbindlichkeit auszufinden ist, welche seine leichtsinnige Unbeständigkeit, sein unerkänntlichster Undank für alle Gutthaten, und eine lang verdeckte Heucheley nicht öfters ganz unvermuthet zerreisse.

Die

Die vergangenen Zeiten haben es zur Genüge dargethan, daß die gräulichsten Aufruhre, und Todschläge einiger Missionarien eben von solchen Boßewichtern angestiftet wurden, welche durch die verbindlichsten Wohlthaten verpflichtet, lang in ihrem Hauße, und gleichsam in ihrem Schooße aufgewachsen waren; nämlich nach dem Beyspiele des göttlichen Lehrmeisters, welcher selbst wohl wissend und freywillig seinen Verräther gnädigst aufgenommen, mühsam belehrt, und lang an seiner Seite geduldet hat. Auf gleiche Art wurden an der Küche des Missionar, wie in einem Klösterchen, einige Mägdlein erzogen, von allem gefährlichen Umgange abgesondert, unter der wachsamen Obsicht einer wohl bedachten frommen Wittwe, wo sie mit Erlernung der Hauptsprache, wie auch mit ihrem Geschlechte und Alter angemessenen Arbeiten fleissig beschäftiget waren.

Obschon diese und dergleichen berufsmäßige geistliche Dienste zu Tag und Nacht den Missionarien oblagen, und sie die immerwährenden Sorgen für den zeitlichen und geistlichen Wohlstand nicht lang ausruhen liessen; so waren selbe doch nicht so sehr an das ihnen anvertraute Volk zu Hauße gebunden, daß sie sich nicht auch auswärts um alle Gelegenheiten bestrebt hätten, die Kirche Gottes mit neu erworbenen Wildlingen zu erweitern. Die Art, solche Unternehmungen

Anwendung der Unglaubigen.

gegen die Unglaubigen auszuführen, ist gar nicht einerley; sondern muß jedesmal den besondern Umständen, der Lage, und Verfassung des Volkes, das man angeht, wohl angemessen seyn, um nicht mehr übels als gutes dabey anzurichten; dazu hat man oft schwere und viele Anstösse zu übersteigen, zu Hauße schon manche Hindernisse, die sich mit einer langen Abwesenheit des Missionar nicht vertragen wollen; öfters läßt sich eine zulängliche Geleitschaft sicherer Indier nicht leicht aufbringen, da es meistens zu tollkühn wäre, sich ohne Bedeckung mitten in unbekannte barbarische Gegenden zu vertiefen. Von auswärts stellt sich dagegen in den Weg bald die Jahrszeit, welche dergleichen weite Reisen, wie es nöthig wäre, in so bestelltem Lande nicht gestatten will, bald eine Gemüthsverfassung, welche keinen günstigen Anschein übrig läst, zur Ansprache der Barbaren ohne beyderseitiges Blutvergiessen und Mordthaten zu gelangen, oder auch die Armuth an solchen Geschenken, ohne welche man die Freundschaft der Wilden entweder nicht stiften, oder nicht lang erhalten und befördern kann. Zu dem kömmt noch, daß bey der äusserstен Leichtsinnigkeit dieser Leuthe, kaum endlich nach manchem Umsturze (durch jähes Ausreissen und allerley Gährungen) die nöthige Beharrlichkeit sich bewirken läßt, auf daß ein neuer Missionar zu weiterm Unterrichte in dem neu angelegten Dorffe sich fest setzen könne. Oft geschieht

schleht es, daß, was der Missionar heute mit seiner Ankunft zu Stande gebracht hat, morgen, oder bald nach seiner Abrise wieder verschwindet. Auch waren die traurigen Unfälle vergangener Zeiten den Missionarien schon Warnung genug, daß es in solcher Lage der Sachen allzu gefährlich wäre, viele und große Dinge, die man auszuführen sich unvermögend weis, zu unternehmen, und indessen mit unmäßigem Bestreben nach neuen Eroberungen, auch dasjenige zu Grunde zu richten, was viele andere mit bitterm Schweise kümmerlich ausgerichtet hatten. Ich will aber gar nicht damit gesagt haben, als hätte man jemals nachgelassen, sich unter den Unglaubigen um neue Eroberungen zu bewerben, welche ich nach der Ordnung, wie sie erfolgt sind, hie beyfügen könnte, wenn ich vielmehr von den Unternehmungen meiner Missionsgefährten eine Geschichte schreiben, als einen ledigen Entwurf des Landes und seiner Einwohner darlegen wollte. Kurz gesagt, diese Unterlassung bedarf von meiner Seite keiner Schutzrede. Ich bin auch dergleichen Rühmen ganz abgeneigt, so daß ich mir fast schmeicheln darf, den Beyfall des Lesers, wenn ich dessen doch nicht unwürdig bin, eben darum in dieser Beschreibung verdient zu haben, weil ich die wichtigen Unternehmungen meiner geistlichen Mitbrüder, welche gewiß eines ewigen Ruhmes würdig sind, mit wohl bedachter Mäßigkeit angebracht habe. Denn ich hatte bey meiner Arbeit

mir eigentlich vorgesetzt, durch diesen Entwurf der Sachen von Maynas, welche überhaupt noch wenig bekannt waren, vielmehr der Neubegierde vieler Leute genug zu thun, als dem Verdienste jener preißwürdigen Männer, oder dem Wunsche einiger wenigen, welche noch dermalen die Bemühungen unserer Gesellschaft mit günstigen Augen zu beurtheilen gewohnet sind.

Anhang.

I.

Nachricht von den Sprachen der Völker am Orinokofluſſe.

Aus dem

Saggio di Storia Americana, o ſia Storia naturale, civile e ſacra de' Regni, e delle Provincie Spagnuole di Terra-ferma nell' America meridionale,

des Herrn

Abbate Filippo Salvadore Gilij,

vormaligen Miſſionars am Fluſſe Orinoko,

gedruckt zu Rom 1782.*) gr. 8.

Ins deutſche überſetzt, mit einigen Verbeſſerungen

vom

Herrn Abbé Franz Xavier Veigl.

I.

Von dem Urſprunge dieſer Sprachen, und von der Art, zwiſchen denſelben, und denen unſers feſten Landes ein Verhältniß zu finden.

Die Urquelle der meiſten, ſo vielfältigen Sprachen von Amerika glaube ich nirgends beſſer, als in der Anordnung Gottes, zu finden, wo

*) Aus dem dritten Buche des dritten Bandes, S. 135 — 213. Herr Abbe Veigl hat mir

wo sie mehr andere katholische, und nicht katho
lische Schriftsteller gesucht haben. In der That
wer die deutlichsten Stellen der göttlichen Schrif
nicht boshaft verdrehen, und nach seinem Eigen
sinne erklären will, merket ohne Anstand, daß
die Sprache der Menschen, welche vor der Sünd
fluth bey allen und jeden die nämliche war, beym
berühmten Thurmbaue zu Babel verschieden, und
vielfältig geworden ist. Gott selbst, den Stolz
der Menschen zu beschämen, gab den Zungen den
ersten Trieb, wodurch er seinen hohen Absichten
gemäs, die Menschen leitete, so verschiedene Län
der des Erdbodens zu bevölkern.*) Der Ort ist
hier nicht, die Frage zu untersuchen, ob viele
alsogleich, oder nur stuffenweisse nach Amerika
über

mit diesen drey Bänden ein angenehmes Geschenk
zu meiner Sprachensammlung gemacht. M.

*) Der Jude Philo hat die vernünftige Muth-
massung, daß Moses, der unter dem Winke
göttlicher Leitung, seine Geschichte aus glaub-
würdigen Nachrichten sammelte, bey Meldung
des Thurmbaues von einem Zwiste der Noachi-
schen Familie handele, welche sich zerstreuete, und
durch deren Trennung ganz natürlich nach und
nach ihre Sprache so viele Aenderungen, und
Abweichungen erleiden mußte, daß endlich ganz
neue Sprachen daraus erwuchsen, die sich im-
mer vermehrten, bis endlich bloße Mundspra-
chen bey cultivirten Völkern auch zu Schrift-
sprachen wurden. M.

übergezogen sind.*) Dem sey es, wie es will, die dahin gewanderten Familien trugen die Sprachen mit sich, die ihnen zu Babel zu theil geworden sind. Auf viele Sprachen, die nach Italien, in Griechenland, in die Nordländer, und anders wohin übertragen wurden, läst sich aus dem heiligen Texte etwas muthmassen; aber welch ein heiliges Stillschweigen von so viel andern, die

*) Die neuesten Entdeckungen beweisen, daß Amerika aus Asien bevölkert worden, mit dem es im Norden zusammen hieng. Viele Menschen wurden durch Mangel an Lebensbedürfnissen gezwungen, andere Küsten zu besuchen. Manche, wie dieses z. E. der Fall der meisten südlichen Inseln war, wurden durch Schiffbruch an fremde Ufer verschlagen. Der ganze russische Archipelagus, der wie Herr Johann Reinhold Forster in seiner vortreflichen Geschichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, S. 549. sagt, der grossen Katharina II. zu Ehren, der Katharinen Archipelagus zu heissen verdiente, erstrekt sich vom Lande Kamtschatka bis zu der Landspitze Alaska auf Nordamerika. Von eben dem Lande Kamtschatka erstrekt sich eine Kette von Inseln bis Japan. Kamtschatka, Nordamerika, Japan, die Kurilen, und auch die Katharineninseln, haben alle verschiedene ausgebrannte Vulkane, und einige die noch brennen. Diese Vulkane sind eine Bergkette, durch welche die beyden Continente zusammen gehangen, so wie dieselben auch wahrscheinlich in der Beringsstrasse mögen verbunden gewesen seyn, und sind neue Beweise des

die doch auf einmal mit ihnen entstanden waren! wohin gelangten sie? wo findet man sie heute? Als die Menschen an Sprache sowohl als an Gesinnungen und Neigungen zertheilt wurden, unternahmen diese einen, andere jenen Welttheil zu bewohne, und wer kann es bestimmen, in welchen Ländern jetzt noch die ersten Sprachen bestehen? wer ist jetzt im Stande, die ursprünglichen eigent-

des Forsterischen Insulsystems, das aus festem Lande in so viele kleine Stücke zertrümmert ist. Die Menge der Sprachen in Amerika beläuft sich auf viele hundert. In Paraguay z. B. ist die Anzahl der Sprachen unglaublich, und es sind nicht blos Dialekte, sondern viele sind so sehr verschieden, daß die Jesuiten vierzehn für ihre Missionsdistricte brauchten. S. Herrn Abbe Martin Dobrizhoffers Historia de Abiponibus, equestri bellicosaque Paraquariae natione &c. T. II. pag. 151. Ich habe von diesem verdienstvollen und gelehrten Missionar Sprachproben aus Paraguay erhalten, welche ich in dem neunten Theile meines Journals zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur, S. 96 — 106. den Sprachenkennern mitgetheilet habe. Selbst in den Südsee-Inseln verstehen oft mehr Insulaner einander nicht. Manchmal ist bey entfernten gerade das Widerspiel. So verstunden O-miah und Cook die Sprache der Neuseeländer; hingegen verstund so gar O-miah oder O-mai die Einwohner des südlichen Theils (Diemensland) von Neuholland nicht. M.

igentlich von den abstammenden zu unterschei-
en?

Aus der Italienischen zwar, aus der Fran-
ösischen, Spanischen, wie auch Portugiesischen,
nit Ausnahme einiger Ueberbleibsel von Afrikani-
chen*) oder Nordländischen Wörtern, leuchtet
as Latein kennbar hervor, und wir wissen auch,
eil die Sache nicht so entfernet ist, die Jahre
hres Ursprunges anzuzeigen; aber durch finstere,
leichsam unterirdische Wege bis in die Dunkel-
eit der ersten Jahrhunderte vordringen, und
us den Sprachen, die man dermal auf Erden
edet, jene auszeichnen wollen, aus denen sie ent-
prungen seyn sollen, ist ein Verwirrungvolles
Unternehmen; zumal da es schon höchst beschwerlich
ist, auch nur die Zahl der Sprachen zu bestim-
men, die man ursprüngliche nenner. Dieses
gebe ich gerne zu: je mehr man deren annehmen
will, um so viel mehr werde die höchste Schwie-
rigkeit erleichtert, die jedermann an der Menge
der Sprachen von Amerika spüren muß.

Zwey Dinge lassen sich diesfalls wahrschein-
lich behaupten; fürs erste: daß viele unter den
Sprachen, die man dermal in beyden Amerikeu
redet, sowohl selbst ursprüngliche, als nirgend an-
derswo befindliche seyn. Die Leute, die selbe
erstlich zu Babel geredet hatten, da sie bald, oder

*) Eigentlich arabischen. M.

nach mehr Jahren von unserm Welttheile in jene Länder überwanderten, konnten sie mit sich dergestalt übertragen haben, daß, weil aus denen, so selbe redeten, niemand zurückgeblieben, uns auch von ihrer Sprache gar nichts übrig wäre. Dieses scheint um so mehr unstreitig, weil man in vielen amerikanischen Sprachen vergeblich ein Verhältnis mit den unsrigen suchen würde. Es läst sich aber zweytens auch sagen, es gebe bey uns andere ursprüngliche, von denen, weil nicht alle, die selbe redeten, nach Amerika gewandert sind, in unserer Halbkugel gleichsam der Saame übrig wäre, und folglich, daß es unter denen von Asien, oder von Afrika, oder von Europa eine Sprache gebe, die einigen von Amerika ähnlich sey. Vorausgesetzt, das beyde durch den Lauf so langer Zeiten nothwendig sehr verändert wären, müste man doch in beyden solche Züge finden, woraus sich die alten Schwestern, wiewohl ungemein verstaltet, noch erkennen liessen. So ist es. Auch ich bin dieser Meinung. Ich setze noch hinzu, die Obliegenheit, diese Sprachen sattsam zu verstehen, und gegen einander zu halten, gebühre vorzüglich den Missionarien. Wenn sich alle mit gleichem Eifer selbe zu erlernen beworben hätten, wenn sie davon richtige Wörterbücher und Sprachregeln verfaßt hätten, könnte man einer höchst schweren Frage, über die Bevölkerung von Amerika, zu ihrer Aufklärung vieles Licht geben. Einige thaten es mit

gröstem

größtem Ruhm: aber auch, es komme, woher es
will, wie wenigen gelung es, von den Sprachen,
womit sie umzugehen hatten, sich völlig Meister
zu machen? Diesen Gedanken, dem ich noch dort
in meinen Wildnissen öfters nachsann, las ich
nachmals mit größtem Beyfall in dem vortreflichen
Berichte, den Herr de la Condamine von
seiner Reise in Amerika, herausgegeben hat.
Dieser grosse Mann, der zum allgemeinen Nutzen
keine, auch nicht die größte Mühe sparte, hat ein
Wörterbüchlein von verschiedenen Indianischen
Sprachen entworfen, und sagt von dieser seiner
Sammlung: „Die Zusammenhaltung dieser Wör-
„ ter mit andern, die in andern Sprachen des tie-
„ fern Landes von eben derselben Bedeutung sind,
„ kann nicht nur dienen, die verschiedenen Ueber-
„ wanderungen jener Völker von einem Ende die-
„ ser weiträumigen Länder bis zum andern zu
„ erweisen; sondern auch die nämliche Zusam-
„ menhaltung, wenn man sie mit allerhand
„ Sprachen von Afrika, von Europa, von Ost-
„ indien wird machen können, ist vielleicht das
„ einzige Mittel, den Ursprung der Amerikaner
„ zu entdecken. Eine wohl bewährte Gleichför-
„ migkeit der Sprachen würde Zweifels ohne
„ die Frage entscheiden.“

II.

Ob die Sprachen am Orinokofluſſe mit den unſerigen eine Aehnlichkeit haben?

Ich ſage erſtens: Manche europäiſche Sprachen haben mit ihnen nicht die mindeſte Verbindung. Ich ſage zweytens: wiewohl die Sprachen am Orinoko von einigen, die ich hier kenne, weder Töchter, noch Mütter ſind, haben ſie doch manche Wörter, die den unſerigen, wo nicht gänzlich, doch zum theil, im Klang, im Ausdrucke, in der Bedeutung ähnlich ſind.

Das erſte belangend, habe ich anzumerken, das die Sprachen am Orinoko mit der heutigen Spaniſchen gar nichts gleiches haben. Dieſe zwar iſt jezt zugleich mit der Oberherrſchaft, bis in die weiteſten Länder ausgebreitet, und wird von einigen gut, von andern ſchlecht, geredet, nicht nur von den ſpaniſcher Seits erzeugten Landeskindern, ſondern auch von den Schwarzen ſelbſt, ſie mögen Sklaven, oder Freygelaſſene ſeyn. Das nämliche mit einigem Unterſchied verſteht ſich auch von vorlängſt zum Glauben bekehrten Indianern, aus denen einige, ob ſie ſchon Spaniſch reden, doch auch ihre hergebrachte Mutterſprache erhalten. Andere haben die Spaniſche dergeſtalt angenommen, daß bey ihnen jene ihrer Vorältern gänzlich erloſchen iſt. Auf dieſe Weiſe, wie in Italien nach Einführung des Latein, ſind auch in Amerika mehrere Sprachen zu Grunde gegangen.

Die

Die heidnischen Indianer hingegen, und die ubekehrten haben von der Spanischen gar keinen egriff; und weil diese Sprache zu eben den Zei- n, als die Italiänische, folglich so viele Jahr- underte nach der Auswanderung der ersten Ein- ohner jener Gegenden Amerikens, entstanden ist, nn es auch nicht anders seyn. Wenn aber in r That, wie man vorgiebt, in je einer Gegend on Amerika die alte spanische Sprache geredet ird, so hätte ich darüber den Geschichtschreiber Oviedo noch um ein mehreres zu befragen. Die- r sonst in den Erzeugungen der Natur genaue Schriftsteller hält dafür, die ersten Einwohner die- r grossen neuen Welt wären von Spanien ausge- wandert.*) Wiewohl ich den Gedanken nicht gänzlich verwirft, so scheinen mir doch die Gründe, worauf er sich steifet, blos willkürlich erfunden u seyn. Nachdem er die Küsten von Terra firma durchstrichen, und so viele Jahre zu S. Do- mingo gewohnet hat, hätte er es viel besser getrof- fen, wenn er Acht gegeben hätte, ob sich zwischen der alten spanischen, und jener Sprache, die er dort reden hörte, eine Aehnlichkeit zeige. Aber vielleicht aufmerksam auf die Geschichte der Natur, trug er um so weniger Achtung für die Sprachen. Ein neuerer Schriftsteller, P. Larramendi,**) will

*) Historia natural de las Indias L. 2. c. 3.

**) La antiguedad, i universalidad del Basquence &c. En Salamanca, 1728. 8.

will behaupten, die Sprache von Biſkayen, welche ſich unter den Unruhen Spaniens doch allzeit innerhalb dem Gebürge von Cantabrien erhalten hat, ſey die alte von Spanien. Ich durchgieng davon die Beweiſe, und finde von dieſer Sprache einige Züge in den Indianiſchen.*) Es giebt ſo in einer, wie in den andern gewiſſe Ausdrücke, die den Mannsleuten ſo eigen ſind, daß ſie, richtig zu reden, ſich auf Weibsleute nicht ſchicken. Auch dieſe haben Redensarten, die ihrem Geſchlechte eigen ſind;

*) Dieſe Züge ſind eben ſo unbedeutend, als die große Aehnlichkeit, welche Doctor Heintus (Memoires de Acad. Roy. de Berlin, 1749.) zwiſchen der hebräiſchen Sprache, und der Peruaner ihrer (aber welche war es von den vielen Sprachen in Peru?) fand, welche er von den Karthaginienſern ableitete; oder wenn man Wörter der Quichua (Kitſchua) Sprache mit orientaliſchen Wörtern vergleichet, und ſie daraus ableiten will, wie de la Condamine mit ſechs Wörtern that, in ſeiner Abhandlung ſur les anciens monumens du Pérou, au temps des Incas (Memoires de Berlin, 1746.) Herr Johann Benedict Scherer fügt zwar in ſeinen Recherches hiſtoriques et géographiques ſur le Nouveau-Monde, (in welchen er dem vom ſeel. Fiſcher zu St. Petersburg im Almanac hiſtorique 1771. entworfenen Plane folget, ohne ihn zu nennen) (à Paris, 1777. 8. fig.) S. 335. mehrere Wörter hinzu;

ind; und hierinn treffen mit ihr mehr Indiani-
che zusammen. Uebrigens ist es falsch, daß sie
die Mutter, wenigstens von jenen am Orinoko,
ey. Ob schon zwischen diesen und jener es ähn-
liche Redensarten giebt, ist doch nicht die min-
deste Gemeinschaft in Wörtern: jede hat ihr be-
sonderes Reich. Der P. Isabeta, ein Bis-
cayer, und vormaliger Mißionar bey den Oto-
nakos, hat es mir vielmal betheuert, ob er
schon bald nach Antritte seiner apostolischen Lauf-
bahn, durch den Tod gehindert wurde, einen ge-
nauern Vergleich anzustellen.

Die

zu; allein der etymologische Zwang ist so sicht-
bar daran, als in des Don Francisco Xa-
vier de Garma i Salcedo Theatro uni-
versal de España, T. I. p. 227. u. f.
allwo er von der alten vaskischen oder biscay-
schen Sprache handelt, und S. 230. 231.
nicht nur spanische, sondern auch ausländische
Namen, als Scotland, Ireland, Holland,
Dänemark, Schweden, Norwegen und Island
aus derselben erkläret; aber erbärmlich. Z. E.
Suecia soll zusammengesetzt seyn aus den Wör-
tern Su, Feuer, und ecia, anzünden! Mei-
nes Wissens kommen die Zahlwörter der bis-
kayschen Sprache beym Larramendi in seiner
Arte de la Lengua Bascongada (en Sala-
manca, 1729. kl. 8.) S. 38. mit keiner ame-
rikanischen Sprache, deren jede doch wenig-
stens von eins bis fünf zählet, überein.
Bat 1. Bi 2. Hirù 3. Lau 4. Bost 5.
Sei 6. u. s. f. M.

Die deutsche hat alles Gepräge einer ursprün
lichen Sprache; und folglich hätte sie in dies
Eigenschaft nach Amerika kommen können. Nich
destoweniger nach dem Zeugnisse der deutschen J
suiten, die mit mir zugleich am Orinoko gesta
den, ist unter jenen Völkern keine Spur davon.

Schlüßlich sage ich etwas, das mit der Ze
besser aufgeklärt werden kann. Noch in Ameri
hörte ich von einem Schiffe, welches in diese
letztern Jahren an der Küste von Kalifornien g
ländet habe. Man sagt, die Bootsknechte, d
Unterthanen von Rußland waren, da sie an
Land kamen, hätten die mit ihnen redende Lands
leute durchaus verstanden, ohne Unterschied zw
schen ihrer Muttersprache, und jener des Landes
ausser in einigen Mundarten, wie man es auch
anderswo in andern Hauptsprachen erfähret. Be
währt sich dieses, so haben wir ein grosses Licht
den Uebergang der Menschen aus der alten in di
neue Welt zu entdecken. Daß die Russen nach
und vielleicht auch vor dem berühmten Schiffe
Bering, aus Kamtschatka, oder je einem andern
Platze Sibiriens, nahe an die Küste Californiens
gelanget seyn, ist meines Erachtens unstreitig.
Der Ruf ist allgemein. Aber in welcher Gegend
sie Amerikaner von ihrer Sprache, oder wenig
stens von der Sibirischen, angetroffen haben sol
len, habe ich noch in keinem Schriftsteller gefun
den. Ich habe eine schriftliche Nachricht bey
Handen, die ich der Gefälligkeit des Herrn Abbe

Caspar

Caspar Miraglia, der einige Jahre in Mexiko wohnte, zu danken habe, woraus, wenn auch nicht alles, doch etwas zu diesem Ziele abzunehmen ist.

„Im Jahre 1761. sagt er, als Herr Mar„ques de las Amarillas, Vicekönig zu Mexiko „ war, landete zu Loretto in Californien ein klei„nes russisches Schiff, so elend zugerichtet, daß „ es darauf bald von selbst in Stücke gieng. In „ diesem Fahrzeuge fand man sieben Russische „ Bootsknechte, mehr todt, als lebendig. Man „ brachte sie in das Haus des Missionars, sie zu „ verpflegen, und wenn es möglich wäre, in „ unsern Glaubenslehren zu unterrichten. In„dessen gab der Statthalter von Californien dem „ Vicekönig von Mexiko Nachricht von der Bege„benheit, und dieser befahl, sie nach dieser Haupt„stadt zu bringen. Vier aus ihnen waren indes„sen zu Loreto schon verstorben; die drey übri„gen, obschon von dem erlitenen Ungemach noch „ nicht hergestellt, kamen bis Mexiko; aber auch „ diese sturben nach einigen Monaten, unter mei„ner Obsorge, im allgemeinen Spitale, nach„dem sie in die Gemeinschaft der seligmachenden „ Kirche eingetretten waren. Diese Russen, da „ sie etwas weniges Spanisch zu reden anfien„gen, sagten, zur nämlichen Zeit wären von „ einem Seehafen des Russischen Asiens zwey „ Schiffe abgeseegelt, kaum aber hätten sie das „ Land aus dem Gesichte verlohren, so hätten sie

„ einen so grausamen Sturm gehabt, daß sie „ gezwungen waren, sich ganz dem Winde zu über„ lassen: eines aus diesen Schiffen wäre von der „ Wuth des Sturmes zu Grund gegangen: das „ andere, nach zertrümmerten Mastbäumen, sey „ kümmerlich mit wenigen Trümmern von See„ geln und Steuerrudern, nach Loreto gelangt. „ Diese Bootsknechte, mit denen ich umgieng, „ verstunden meines Wissens gar nichts weder „ von der Sprache von Mexiko, noch von der „ Californischen.“ Bis hieher gehet die Nach„richt des Herrn Abt Miraglia.

Fürwahr die so dunkle Ueberwanderung kann nicht sicherer aufgedeckt werden, als durch Zusammenhaltung unserer an den Meerküsten üblichen Sprachen mit denen an den Küsten von Amerika. Die Russische, als die nächst gelegene, verdient vor allen den Vorzug: nach ihr die Tatarische: weiters die alte Spanische, und vielleicht, so weit auch sie sich bis ans Meer erstreckt, die Celtische: nach diesen, weil auch sie vor alters über die Meerenge von Gibraltar hinaus reichte, möchte vielleicht der Rang auf die Punische kommen; aber wer wird heut zu Tage davon die Probe machen? Leichter wäre es mit der Griechischen; sie hat aber, anderer zu geschweigen, wenigstens mit jenen am Orinoko, gar nichts ähnliches. P. Burkhard, ein der heiligen Sprachen sehr kundiger Mann, war vormals Missionar bey den Ottomakern; aber weder

er

er, noch jemand anders, hat unter jenen Völkern eine Spur von der Hebräischen, Syrischen, oder je einer Ostländischen bemerkt.

III.

Von den Wörtern, die am Orinoko einigen unserigen gleichen.

Zwey Stücke habe ich in diesem Fache zu melden. Erstlich: es giebt am Orinoko viele Wörter, die zwar dem Klange nach den unserigen gleichen, aber doch ganz was anders bedeuten; zweytens: andere hingegen giebt es, ganz gleiche in der Bedeutung sowohl, als im Klange. Von den ersten zu reden, so haben die Otomaker das Wörtchen: Puta; es bedeutet aber das Haupt. Bey den Tamanaken findet man das: amáre; heißt aber so viel als: Du. Coronáre ist ein Zeitwort, und heisset: morgen. Avo ist nicht wie im Italiänischen: der Großvater, sondern: Mutter-Bruder. Ano heißt der Tag. Poeta bey den Maipurern ist so viel als: berauscht. Maria ist das Wort, womit die Cariben, und manche andere Indier, das Messer nennen. Capu ist der Himmel. Nono die Erde, Coco die Nacht. Und so von mehr andern. Ueberhaupt ist mir keine Sprache am Orinoko bekannt, die nicht mit Italiänischen, Spanischen, oder andern unserigen, gleich lautende Worte habe.

Von der zwoten Gattung giebt es Wörter, die so wohl am Orinoko, als anderswo in sonst

verschiedensten Sprachen Amerikens das nämliche heissen. So wird der Name: Papayo einer gewissen edeln Frucht, mit geringem Unterschied fast von allen Nationen beygelegt. Andere sagen: Papaya, und so haben es auch die Spanier angenommen: andere, wie die Ortomáker: Pappái, andere noch allgemeiner: Mapaya. Das Wörtchen: Ussi bedeutet bey den Maypurern ihr Getränke; und obschon die Sprache der Tamanaken ganz verschieden ist, heissen doch auch sie dieses Getränke: Ute. Curúba nennen die Ortomáker den Tobak: und Guruppa nennen die Omaguer am Maragnon gewisse Baumblätchen, die zwar nicht der Tobak selbst, doch ihm in der Kraft sehr ähnlich sind. Da sieht man die Gleichheit einiger Wörter in sonst verschiedensten Sprachen Amerikens.

So giebt es auch manche ganz, oder beynahe gleiche mit den unserigen. Nuna nennen die Tamanaken den Mond. Ite, das im Latein sagen will: gehet, behält bey den Tamanaken die lateinische Bedeutung, blos mit dem Unterschied, das es dort nur: gehe (zur einer Person) heisset. Engà ist bey den Ortomakern: einer, eines, dem griechischen: ἑνὰ sehr ähnlich. Noch näher kommen folgende Wörter mit den unserigen überein. Abba heißt bey den Tunevern: der Vater. Papa bedeutet eben dieses bey den Cariben, bey den Tamanaken, und sehr vielen andern. Eben diese Bedeutung hat bey den Salivern das Wort:

Babbà,

Babbà, und Babbì bey den Betoyern. Die Ottomaker nennen mit geringem Unterschied den Vater: Aúa. Theos nennen die Betoyer die Sonne, eine von ihnen vermeinte Gottheit. Das Wort: Mamma, die Mutter, haben viele Nationen gemein. Viele halten dafür, die Mütter hätten es angenommen, weil es den Kindern so leicht auszusprechen fällt.

Die Einstimmigkeit solcher Wörter bey so verschiedenen Nationen kann ich keines Weges mit Gumilla *) einem blossem Ungefähr beymessen. Herr de la Condamine hat er diesfals weit besser getroffen.**) „Wenn man diese Wörter, „ sagt er, für die ersten Töne betrachtet, so die „ Kinder aussprechen können, und folglich für „ jene, die in allen Ländern vorzüglich von den „ Aeltern angenommen werden musten, sie als „ Ausdrücke der Begriffe von Vater und Mutter „ gelten zu machen; so bleibt uns doch zu wissen „ übrig, warum doch in allen amerikanischen „ Sprachen, wo diese Wörter zu finden sind, „ ihre Bedeutung unverändert erhalten worden „ sey; und aus welcher Zufälligkeit, zum Beyspiele bey den Omaguern in der Mitte des festen Landes, oder bey was immer einer andern „ Nation, die sich der Wörter: Papa und Ma-

*) Histoire de l' Orenoko, Tom. 2. Chap. 30.

**) Voyage à l' Amer. Merid.

„ ma bedient, es sich nicht jemals eräuget ha-
„ be, daß Papa die Mutter, und Mamma den
„ Vater zu bedeuten, wäre erwählet worden;
„ sondern daß beständig das Gegentheil erfolgt
„ sey, wie in den ostländischen und europäischen
„ Sprachen. Sehr wahrscheinlich ist es, daß
„ man unter den Völkern von Amerika mehr
„ dergleichen Wörter finden würde, deren Ver-
„ hältnis mit jenen von einer andern Sprache
„ der alten Welt, nach guter Prüfung, einiges
„ Licht geben könnte, zur Auflösung einer Fra-
„ ge, die man bisher blossen Muthmassungen über-
„ lassen hat.“

Bis hieher dieser grosse Mann; dessen weisses Urtheil, gleich wie es mir dienet, seine richtigen Einsichten zu bewundern, so soll es jedermann, der es zu thun im Stande ist, antreiben, seinen Gedanken ins Werk zu setzen. Wenn mir sein Bericht bey Zeiten, das ist, als ich noch dort wohnte, zu Gesicht gekommen wäre, so wäre es mir leicht gewesen, einige unserer Sprachen mit jenen des Orinoko in Vergleich zu ziehen. *) Ich verstund schon zwey unter sich gar nicht verbundene Sprachen. Ich verstund auch die Redensarten, worinn

*) Eben so wünschet Herder in seiner Vorrede zu Lords James Burnet of Monboddo Werke von dem Ursprunge und Fortgange der Sprache, daß ein Philosoph in Monboddos Denkart, die Nachrichten von wilden Spra-

worinn andere mit mehr oder minderer Abänderung von ihnen abstammen. An den Sprachen der Tamanaker und Maypurer, die ich im Glauben zu unterrichten hatte, hatte ich so zu sagen die Schlüssel zu fast allen der übrigen Nationen. Denn am Orinoko ist keine Sprache allgemeiner, als diese zwo. Ich hatte also das Mittel an der Hand, wenigstens in diesem Theile, dem Wunsche Condaminens nachzukommen; ich hatte auch zum Theil Gedanken, strebte aber dazumal nur nach einer Aehnlichkeit, die in mehr als wenigen Worten, bestehen soll. Nun da ich an Zeit und Ort von der Gelegenheit, ein mehreres auszuspüren, so weit entfernet bin, muste ich mich mit wenigen Wörtern begnügen, die mir durch Nachdenken zu Gedächtnis kamen.

IV.

Anmerkungen von den Sprachen am Orinoko überhaupt.

I. Alle Wörter, vielleicht einzig jene der Guamer ausgenommen, endigen sich durchaus in einen Vocal. Davon gebe ich einen Entwurf in drey Sprachen, die unter sich gar keine Verbindung haben, und für Hauptsprachen gehalten werden

Sprachen in des Abbts Gilij Saggio di Storia Americana benutzen, und sodann zu den gebildetem Sprachen Asiens schreiten möchte. M.

den können. Ciònego, anda quiquaquà tan demà? sagen die Saliver, das ist: Freund! wo wirst du morgen essen? Die Tamanaker sagen Panàri, cionbè manapuccì coronáre? un die Mayppurer: Nunaunari, iti pare péccar upiè? In dieser Redensart, wie sehr es auc der gelehrte Verfasser des Spetacolo dell natura *) widerspricht, zeigt sich eine gewis Lieblichkeit, der unserigen nicht ungleich.

II. Die Tamanaker, auf daß die Rede ge läufiger und lebhafter werde, verschlingen oft di Vocales am Ende der Wörter; zum Beyspiel Cabrùt' ponà ndài, er ist nach Cabrùta ge gangen. Es wäre ihnen zu langweilig: Cab rùta ponà zu sagen. Uóto uor' jave? wan wird der Fisch getödtet? und abgeschmakt wär es ihnen, wenn jemand ausdrüklich sagen wollte Uóto uori jave. Apalichiam' caraminári das Reden der Leute, an statt: apalichiamo Und so von andern. Woraus auch zu schliessen, daß die Sprache der Indier nicht so barbarisch sey, wie sichs viele einbilden.

III. Die Sprache der Mayppurer ist etwas rauher; und in keinem Falle verkürzen sie ihre Wörter: wie selbe abgesondert lauten, so werden sie auch im Zusammenhange der ganzen Rede deutlich ausgesprochen.

IV. Von

*) L'Abbé *Pluche*.

IV. Von der Mitte und dem Anfang der Wörter zu reden: so mangeln, wie es auch Gumilla bezeugt*), in allen Sprachen einige Consonantes. Keine am Orinoko, einzig die Guamer ausgenommen, hat das F. Aber diese, so viel ich abnehmen konnte, hat deren sehr viele. Die Guamer, ob sie schon heute am Orinoko wohnen, kamen dahin von dem obern Apúre. So sind auch die Sprachen der Zitufer, der Giparer, und anderer reich am F. Aber auch diese Völker sind eben so wenig am Orinoko zu Hauße, sondern wohnhaft beym Casanáre. Die wahren Orinoker meines Wissens haben das F nicht. Von den Tamanakern, Maypurern, und den Abkömmlingen von ihrer Sprache, weis ich es mit Sicherheit. Man darf auch sagen, daß die Tamanaker kein B haben. Denn wiewohl es dann und wann scheint, als brauchten sie es, so ist es doch eigentlich nicht das B, sondern P. Das T ist ihnen gewöhnlicher als das D. Das L vermischen sie mit dem R. S haben sie durchaus keines. Wahr ist es, daß im Laufe der Rede, gemeldete Buchstaben sich dann und wann einmischen; als zum Beyspiel: voto vorbachè tunaccè ure sagt man, ich habe den Tag mit fischen zugebracht. Das B aber braucht man da nur, mehrerer Geläufigkeit halber; eigentlich ist das Wörtchen, das man dem Verbo: uóri nachsetzt, nicht: bachè, sondern: pachè.

*) Hist. de l' Oren. Tom. II. chap. 29

V. Die Orinoker insgemein verdoppeln
Buchstaben nicht, mit einiger Ausnahme in
Maypurer Sprache; denn diese bedienen sich
des doppelten R: arràn, nuchirri etc.

VI. Die Sylben sa, se, si etc. so bey d
Cariben sehr oft vorkommen, hört man in d
Tamanaker Sprache nicht, obschon diese eine C
ribische Tochter ist; und alles, was die Carib
mit sa etc. ausdrücken, sprechen die Tamanak
mit cia aus. So zum Beyspiel da die Carib
die Schüssel saréra nennen, sagen die Taman
ker: ciaréra. Die Sprache der Pareker stam
met auch von den Cariben ab; aber diese Indie
wider die Art der Tamanaker und Cariben, sage
lieblicher auf französische Art: sciaréra. Und
von andern dergleichen Wörtern.

VII. Die Sprache der Tamanaker, wi
jene der Avarikoten und Pareken, verabscheuet di
Sylben: da, de, ga, go, gu. Wahr ist es
daß sie selbe zuweilen gebrauchen: aber kaum
merkbar, und weil es die Zusammenkunft anderer
Consonanten also erfordert. Diese Sylben
sind hingegen in andern Sprachen sehr häufig.

VIII. Aus dieser verschiedenen Aussprache
kömmt es, daß die Orinoker alle ausländische
Wörter, so sie hören, verdrehen. Zum Bey-
spiel diene das spanische Wort: Dios, Gott.
Alle ohne Ausnahme endigen es mit einem Vo-
cal, der sich in ihrer Sprache besser schicket.

Weil

Weil aber viele auch den ersten Buchstaben nicht aussprechen können, setzen sie dafür das P, und sagen, wie die Maypurer: Piosu. Die Ava, nen sagen: Diosu, die Tamanaker: Tioci, die Pareker: Ilòsci, und andere wider anders.

Der V. Abschnitt: Von der Aussprache am Orinoko, wird Kürze halber hier ausgelassen.

VI.

Anmerkungen über die Sprachen am Orinoko, das ist insonderheit: Von den Theilen der Rede, und erstlich von dem Nomen, oder Nennworte.

Man möchte fragen, ob die Worte der Orinoker einfach, oder zusammengesetzt sind? In diesem Stücke muß ich etwas beybringen, das die Nachforscher ausländischer Sprachen billig in Verwunderung setzen kann. Erstens ist es ausser Zweifel, daß es in allen Mundarten am Orinoko viele sehr einfache und kurze Wörter gebe, ohne Einflechtung hart klingender Consonanten. So ist z. B. bey den Ottomaken: Poga, die Erde, Caga, der Himmel, yoga, der Fluß, ya, das Wasser, Onnóna, der Kukuruz, acchea, die Schildkröte u. s. w. Andere sind ganz einsylbig. So ist: Ga ein gewisser Vogel, Ghi der Tobak, no ich, i du, de zwey etc.

In den tamanaker und maypurer Sprachen erinnere ich mich keiner so kurzen Wörter. Aber

zwey-

zweysylbige giebt es in beyden sehr viele; vorzüglich zur Bedeutung jener Dinge, von denen der noch rohe Mensch die ersten Begriffe zu haben scheinet. Zum Beyspiele:

	auf Tamanakisch	auf Mayppurisch
Erde	Nono	Peni
Himmel	Capu	Eno
Wasser	Tuna	Veni
Vater	Papa	Napè
Mutter	Occiu	Inà
Sonne	Veju	Chiè
Feuer	Vaptò	Catti
Brod	Ute	Ussi.

Dem ungeachtet haben doch auch alle Sprachen am Orinoko dreysylbige, viersylbige, und noch längere Wörter. Z. B. bey den Tamanakern: Amalivacà, das höchste Wesen, Yolachiámo, der Teufel, Anecchiamgotò, das Thier. Dem ich aber öfter nicht ohne Verwunderung nachsann, das waren die zusammengesetzten Wörter, woran diese sogenannte barbarische Sprachen einen Ueberfluß haben. Einige aus vielen bringe ich zum Beyspiele bey:

	auf Tamanakisch	auf Mayppurisch
Wer einen Vater hat:	Timghe	Cachivacanèchinì.
Wer eine Mutter hat:	Ianechéme	Cattuchinì.
Wer ein Weib hat:	Puccème	Caanituchinì.
Wer Kinder hat:	Timnechéme	Caanichinì.

Wer

Wer weder Vater, noch Mutter, weder Weib, noch Kinder hat, heisset auf Tamanakisch; Imupunì, janepunì ipupunì, imnepunì; und auf Maypurisch: Machivacanetenì, matutenì, maanitutenì, maanitenì. Ich müßte es zu lange machen, wenn ich die Zusammensetzung dieser Wörter aufgelößt erklären wollte.

Da ich den Ursachen einer solchen Redensart nachsinne, finde ich deren vorzüglich zwey. Die erste ist das Alterthum der Sprache, welche zu diesen Abkürzungen der Rede nicht gelanget, als Stuffenweiße und nach langer Uebung. „Die „ erste Sprache, sagt ein gelehrter Engländer *),“ muß nur ganz einfache Töne und Bewegungen, ohne alle Composition gehabt haben.“ Die zwote Ursache ist der Hang zum Laconismus, der bey allen Indianischen Nationen im höchsten Grade herrschet. Aber diese, wiewohl nicht geringe, Zusammensetzung wird im Vergleich mit jenen verschieden, die den Tamanakern, wie ich an seinem Orte zeigen will, bey verschiedenen Verbis üblich ist.

Andere Eigenschaften des Nomen belangend, haben diese insgemein bey den Orinokern keine Artikel der Geschlechter. Patcurbe heißt bey ihnen: der, die, das gute; rachechè: der, die, das gelbe; taremue-ne: der, die, das weiße ꝛc. Wenn es ihnen aber an Artikeln mangelt, so haben

*) Shuckford Histoire du Monde sacrée. et profane.

ben sie doch Kennzeichen, das Geschlecht des redenden zu bezeichnen. Die Mannsleute z. B. setzen allezeit bey ihren Reden das: uè hinzu: patcurbe ure uè, ich bin gut; maje uè, gehen wir ꝛc. Ihre Weiber hingegen gebrauchen das: me: maje me &c. Die männlichen Cariben gebrauchen zum Unterschiede das se; die Avarikotten das ce; die Maypurer das nau, oder no. Mau oder mo sagen die Weiber.

Noch über dieses giebt es auf Tamanakisch einige Wörter, die sich für Mannsleute sehr wohl schicken, im Munde der Weiber aber lächerlich wären. Lui der grössere Bruder; jacomnòne der kleinere; naciútu meine Schwester; jamgili meine Tochter, sagen bey den Tamanakern die Männer; die Weiber hingegen: pipi mein Bruder; pacci meine größere Schwester; piti meine jüngere ꝛc. Auch die Maypurer, insgemein zu reden, haben keinen Artikel der Geschlechte; und jene Wörter, wo sie einen gebrauchen, beziehen sich einzig auf vernünftige Geschöpfe. Die vernunftlosen würdigen sie dieses Unterschieds nicht. Wenn aber von einer Person die Rede ist, drücken sie das Geschlecht aus. Curricàtiuàri ein mitleidiger, curricàtiuàu eine mitleidige; Tumetechì ein Knäblein, Tumautochì ein Mägdlein; capèru ein Alter, capecàu eine Alte ꝛc. Der Ausgang des Wortes in che, bedeutet das männliche; und càu das weibliche Geschlecht. Z. B. Sonirrichè

chè er ist gut; sonirrichau sie ist gut; pina-
chè er sieht ihn an; pinavacau er sieht sie an.
enn die Mappurer (das man vielleicht in kei-
r andern Sprache findet) unterscheiden auch so-
r in den Verbis das Geschlecht. Aber davon
seinem eigenen Orte.

In keiner Sprache am Orinoko werden die
omina, wie bey den Lateinern und Griechen,
rch die Casus declinirt. Sie haben nur
o Endungen: des Singulars und Plurals.
avon will ich an seinem Orte das Beyspiel ge-
n. Für vernunftlose Dinge braucht man kei-
en Plural; sondern die Zahl davon anzuzeigen,
gt man z. B. ich habe zween, drey oder viele
iger gesehen. Mehr leblose Dinge bedeutet
an mit dem Zusatze c-ne. Mata das Feld,
natac-ne die Felder, cene dieses Ding, ce-
ec-ne diese Dinge. Also die Tamanaker.

So leicht es aber ist, die Wendung eines,
zu sagen ledigen, an keine Person gebundenen
Nennwortes zu fassen; so schwer ist es hingegen, die
erschiedenen, sonst unerhörten Abänderungen der
usammen gezogenen Wörter zu erlernen. Von
en Pronominibus possessivis zu reden, welche
igentlich diese Zusammenziehung betrift, nehme
ch zum Beyspiel ein Nomen, das mit einem
Vocal anfängt, wie: Apòto der Herr; und
heißet also: Japotòi mein Herr: Avapotói
dein Herr, Itapotói sein Herr. Jumnà ja-
potói heißt: unser Herr; aber dieses jumna

unser;

unser; läßt sich nicht gleichmäßig in allen R
densarten anwenden. So wenn z. B. ein Ta
manaker, mit uns Ausländern redend, sage
will: unser Herr, oder Cazique ist gut, sag
er in seiner Sprache ganz recht: jumna japotò
patcurbe. Wenn er aber mit seinen Landsleu
ten allein redet, gilt solches keinesweges; sonder
wenn er seine Rede gegen einen richtet, muß e
sagen: Capotòi, das ist: unser zween Herr
und in diesem Falle haben wir den Dual der Grie
chen. Der nämliche Tamanaker kann aber sein
Rede gegen mehr seiner Landsleute richten, un
alsdann sagt er nicht: Capotòi. Es wird ei
anders Wort erfordert, womit die Personen, z
denen er redet, also ausgedrükt werden, daß ma
es andern nicht zueignen könne. Er sagt: Ca
potòi chemò, daß ist: unser Herr (der Tama
naker allein.) Diese Ausdrücke sind wirklich übe
das Fach eines Barbaren. Der Dual ist de
Gelehrten nicht unbekannt; bisher aber unbekann
wird ihnen ein Plural seyn, der sich nur auf ge
wisse Personen schicke, wie wir es in dem Capo
tòi chemò ersehen. In meiner geschriebene
tamanakischen Grammatik nenne ich diese Redens
art **den bestimmten Plural.**

Lasset uns den Plural mit Beziehung auf an
dere Personen sehen. Avapotói chemò heißt
eure Herren; aber ohne Vorbehalt, daß ma
nur zu gewissen Personen rede, so wie auch in den
folgenden: Jtapotói chemò, ihre Herrn. ꝛc.

Dies

Diese Art gilt insgemein bey dem Nomen, das mit einem Vocal anfängt; fängt es aber mit einem Consonanten an, so ist sie etwas anders. Mata ist das Feld, der Acker; Matarì mein Acker; Amatarì dein Acker; Imatarì sein Acker; Iumna matarì unser Acker, in obgemeldeter Bedeutung; chi matarì unser zween Acker; chi matarghemò unser (gewisser Leute) Acker; Amatarghemò euer Acker; Imatarghemò ihr Acker. Folglich kömmt der Dual, und der bestimmte Plural von zwey verschiedenen Wörtchen, die dieses bedeuten. Denn Jumna heisset: wir, jedoch nur unbestimmt; Chi ve heißet: wir zween; und chichemò: wir, mit gewisser Bestimmung.

Die Maypurer sind in ihren Reden einfacher. Anitì, der Sohn, wird also declinirt: Nuáni mein Sohn; Piáni dein Sohn; Ani sein Sohn; Uaáni unser Sohn; Niáni euer Sohn, und ihr Sohn. Doch hat man dabey zwey Dinge zu merken. Erstlich: wenn man von der dritten Person im Singular redet, sagt man vom Sohne einer Mannsperson recht: Ani. Ihr Sohn aber (eines Weibes) muß man: Juáni sagen. Zweytens: daß die Partikeln, womit die zwote und dritte Person des Plurals angezeigt worden, allezeit die nämlichen seyn, und die Verschiedenheit der Bedeutung nur aus den Umständen abgenommen werde.

Da muß ich noch etwas ausserordentliches, doch wahrhaftes, anmerken. Bey den Tamanackern haben auch die Adverbia, und andere Partickeln der Rede ihre Declination, wenn sie mit Pronominibus possessivis vereiniget werden, wie ich es im neunten Abschnitte, §. VI. zeigen will.

Genau zu reden, haben die Orinoker keine Superlativos. Sie bedienen sich doch gewisser Partikeln, die dem Nomini nachgesetzt, es zu einem Superlativo machen. Die Partikeln, so zu sagen, des Superlativi sind verschieden. Die Maypurer gebrauchen die Partikel: minè; folglich: cunè süß; cunè minè sehr süß. Die Ottomaker gebrauchen das: amò; tenúna gut; tenúna amò sehr gut. Die Tamanaker nehmen das: tivà; z. B. patcurbe tivà, sehr gut. Wiewohl dieses Wörtchen, nach Art ihrer Sprache, eigentlich eine Vergrösserung anzeigt. Ottomacu tivà, ein grosser Ottomaker; jeje tivà, ein grosser Baum; u. s. f.

Den Orinokern mangelt auch der Comparativus; und diesfals gleichet ihre Redensart der hebräischen. Ueberhaupt wenn eine Person mit einer andern verglichen wird, setzen sie dafür verneinende Partickeln, und anstatt zu sagen: dieser ist besser, als der andere, sagen sie: dieser ist gut: der andere ist böß. Aber auch immerzu den Vergleich einer Sache mit der andern besser zu erheben, haben sie dazu gewisse Partikeln. Die Tamanaker bedienen sich des: jepóje darüber.

Z. B.

Z. B. patcurbe amáre taurechemò jepóje, du bist gut über die andern. Bey den Maypurern gilt eben dieses das Wort ituà. Cunè piturà pauria camonee ituà, du redest süsser, als die andern.

Die Diminutiva sind bey den Orinokern wie im Franzosischen. Tiniochì-isi, ein Weibchen: Maipuri-isi, ein kleiner Maypurer. Diese Diminutiva kommen von dem Adjectivo: matisi, klein. Das nämliche ist bey den Tamanakern. Sie sagen eben dieses in ihrer Sprache: aicà-putche, Maipur-putche; und es sind in der That die letzten Sylben des cujuputchè, klein. Von dessen Synonimo: cujupejà entnehmen sie andere, die sie Herzigkeit halber gebrauchen: mure-cià ein Kindlein, autecià ein Häußchen.

Keine Nation am Orinoko, so viel mir bewust ist, als die einzige Tamanaker, hat verschlimmernde Wörter. Solches drücken sie mit dem nachgesetzten: tajè aus: aicà taje, ein schlechtes Weibsbild; Maipùri taje, ein schlechter Maypurer, u. s. w.

Die Relativa: welcher, welche, sind den Orinokern unbekannt. Doch gebrauchen sie an deren statt gewisse Ausdrücke, die den Abgang der unserigen ersetzen. Auf tamanakisch vertritt die Stelle des Relativi das: maneccì. Z. B. Pare Cabrut' po maneccì patcurbe, der Pater, der zu Cabruta wohnt, ist gut. Zu-

weilen aber gebrauchen sie Kürze halber nur den Ausgang: neccì; z. B. Ciongaic pe itegèt Pare nepùi neccì? Wie ist der Name des Vaters, der gekommen ist? Die Maypurer anstatt des gemeldeten, bedienen sich der Partikel: ri. Z. B. maisuini ri caniacàu catti-iche, wer böß ist, geht in die Hölle. Endlich haben sowohl die Tamanaker, als Maypurer, und andere, eine solche Menge von Participien, daß sie leichter, als wir, einen Theil der Rede mit dem andern verbinden. So ersetzen sie auch das distributivum jeder, mit gewissen Partikeln. Auf Tamanakisch sagt man: penè. Z. B. maria cannucci tevin-penè avanarèc-ne, ich werde einem jeden ein Messer geben. Auf Maypurisch: nutaà niche mànuri pachiàta nipinuà.

VII.

Von den Pronominibus, Verbis, und Participiis.

Von dem Pronomine primitivo wird anderswo die Rede seyn. Von dem possessivo ist über das obgesagte noch zu wissen, daß deren keine, wenigstens ausdrücklich und abgesondert, insgemein bey diesen Nationen anzutreffen seyn. Ich sage: insgemein; denn die Maypurer haben solche, nämlich: nuche, mein, piche, dein ꝛc. Die andern Nationen haben gewisse, den Wörtern angehängte, Partikeln, das possessivum

zu

u bedeuten. Bey vielen tamanakischen Wörtern sind diese Partikeln hinten. Z. B. Jeje der Baum, Jejè-ri mein Baum; maria das Messer, marià-ri mein Messer; zweytens die von einem Vocal anfangende Wörter haben Possessivzeichen im Anfange und am Ende. Apoc-ciáne der Knittel der Streitkolbe, Japoc-cianari mein Knittel ꝛc. Von dieser Regel aber sind viele Wörter ausgenommen, zu nicht kleiner Beschwerde derer, welche die Sprache lernen wollen, z. E. Aute das Haus, jéuti mein Haus, aponde der Sitz, japoni mein Sitz ꝛc.

Das Zeichen des Possessivi: dein, ist der Buchstabe a dem Worte vorgesetzt, so wie gleichfals i vorgesetzt sein, heisset. Amariari dein Messer, imariari sein Messer. Diese Partikeln dienen bey den Tamanakern auch, das possessivum im plurali, euer, ihrer, zu bedeuten. Der Unterschied zeigt sich blos an der Endung der Worter, wie schon im sechsten Abschnitte bey dem Worte Apóto gemeldet worden. Die Maypurersprache hat wenigstens in vielen Wörtern, keine solche Verwirrung. Sie haben das Zeichen des possessivi zuweilen blos am Anfange des Wortes. Nuáni mein Sohn, Piani dein Sohn ꝛc. wie man es im sechsten Abschnitte ersehen kann. Die Anfangspartikeln Nu, Pi &c. sind die ersten Sylben von den primitivis: Nuja, ich, Pia, du ꝛc.

Von dem possessivo der ersten Person ist noch anzumerken, daß die Tamanaker bey den Wörtern, so sich in te endigen, dieses te in ri verwandeln. Z. B. mdàte der Mund, mdari mein Mund; pete die Stirne, peri meine Stirne. Die Maypurer hingegen bey den Wörtern, welche in ti ausgehen, verschlingen dieses ti, und setzen das possessivum: nu zu Anfang des Wortes. Z. B. arrutì das Kleid, nuarru mein Kleid; javati die Hacke, nujàva meine Hacke ꝛc. Bey einigen andern Wörtern gebrauchen sie zum Zeichen des Possessivi, nebst dem nu im Anfange, auch das beygesetzte re zu Ende. Z. B. Jucuà, die Zunge, nujucuàre, meine Zunge; camonèe, das Volk, nucamonerre, mein Volk; mànuri, das Messer, numanure, mein Messer, curarùta, das Papier, der Brief, nucujarutè, mein Brief, menitì, das Feld, numenène, mein Feld ꝛc. So viele Ausnahmen zu merken, braucht es kein schlechtes Gedächtniß. So viel von den possessivis.

Von den Verbis zu reden: so haben die Maypurer nur zwo Conjugationen. Eine für die activa: die andere für die passiva und neutra. Die Tamanakersprache hingegen erfordert eine ungemeine Mühe, die verba zu erlernen. Ihre Conjugationen sind vielerley. Sie hat verba, die gleichförmig: andere, die sich ungleich endigen. Der anomalen sind viele, und so verwirrt, daß man indessen, da man diese

Spra

Sprache erlernet, wohl zehn andere so leichte, wie die Maypurische ist, begreiffen könnte.

Erstens haben die Tamanaker (nicht aber auch die Maypurer) viele verba frequentativa: z. B. iterì, gehen, iteptarì, oft gehen; jacàramarì, sagen, jacaramaptarì, oft sagen ꝛc.

Zweytens, endigen sich die verba verschieden; in ri, wie die gemeldeten; in ru, wie: juru, geben, jumecùru, erweitern ꝛc.

Drittens, haben sie viele verba composita, von mancherley Art. Gewisse haben die composition am Ende. Von dieser Gattung sind, welche in potirì ausgehen. Jenerì, ansehen, jenepotirì, oft wieder ansehen ꝛc. Andere haben die Composition in der Mitte. Jemèri, essen, jemepòri, zu essen geben, oder dem andern sagen: er soll essen; jenèri, anschauen, jenepòri, dem andern sagen, er soll anschauen. In diesen und dergleichen verbis ist der Ausdruck der Partikel po eben so kurz, als lebhaft und nachdrücklich. Es giebt aber noch mehr andere dergleichen Zwischenpartikeln. Ma bedeutet die Wirkung, womit man macht, daß dieses so oder so werde. Z. B. jepelmarì heisset kurz zu sagen: fruchtbar machen. Anec-pe jeje nepelmài? wer hat den Baum fruchtbar gemacht? Ca oder Ga, heisset: hinwegnehmen. Z. B. anec-pe jeje nepelmài? wer hat dem Baume die Frucht abgenommen? Ta heisset: zu

etwas werden. Z. B. Ciongaic-pè jeje nepetái? wie ist der Baum fruchtbar geworden?

Viertens, von jedem Nomine kann man ein Verbum machen: patcurbe, gut, patcutarì gut werden; Tamanacu, ein Tamanaker; tamanacùtarì, ein Tamanaker werden ꝛc.

Fünftens, das Wort: essen, ist bey uns immer das nämliche: aber bey den Tamanakern ist es verschieden, nach Art dessen, was man ißt. Jacurù Brod, oder das Casave essen; jemerì, Früchte, oder Honig essen; janerì, Fleisch essen ꝛc.

Sechstens, sind die Verba composita mit ipiri, wollen, sehr artig und wohl ausdrückend. Jenèri, sehen, ieneripiri, sehen wollen ꝛc.

Siebentens, die Partikel re, heisset: wie, derum, oder zurücke: tenecci, ich werde sehen; tenecci-re ich werde zurücke sehen; teccià, ich gehe; tecciarè ich gehe zurücke.

Achtens, die Verba negativa sind sehr ausserordentlich, und den unserigen sehr ungleich. Auf Tamanakisch sagt man nicht: ich gehe nicht, ich empfinde nicht: ꝛc. sondern: ich bin nicht gehend, ich bin nicht empfindend: ꝛc. eneprà uoccii, anitaprà uoccii.

Neuntens, habe ich einstens von dem Pater Olmo, Missionar der Jarurer gehört, daß diese Nation diese Redensart in ihrer Sprache auch im Imperativo gebrauche; z. B. anstatt: leset;

eyd lesend; ackert an: seyd anackernd. Woraus u schliessen, daß die Jarurer ausser dem Substantivo: seyn, kein anderes Verbum conjugabile haben.

Endlich haben die Tamanaker, nach dem Gebrauche der Griechen, das participium auch in den verbis Substantivis.

VIII.

Von den andern Theilen der Rede.

Die Partickeln, die wir in unsern Sprachen Praepositionen nennen, werden durchaus in den Orinokischen nachgesetzt; sind aber verschieden in verschiedenen dieser Sprachen. Roma-po, zu Rom, sagen die Tamanaker; Roma-chi, die Maypurer. Aber dieser nachgesetzten Partikeln giebt es so viele, daß es ein besonderes Gedächtnis braucht, sie zu ermerken. Einen braucht man in einem Fall: andere wieder in andern. Pépuri-icutì, auf dem Felde, japa-ibatì, auf dem Berge, aa-pachitì, auf dem Baume, ipinà-ibatì, auf dem Platze, aamai-che, im Walde, &c. So die Maypurer.

Die Adverbia, welche man in unserer Sprache aus den Adjectivis macht, sind in den Orinokischen von dem Nomine nicht unterschieden. Cunè, süß, adverbialiter und adjectivè &c. und dieses versteht sich also von allen Sprachen. Sie gebrauchen doch einige adverbia, die von

keinem adjectivo abstammen. Upiè, mo
gen, aaraàri, da ꝛc. Viele adverbia setzen
so, wie die praepositionen, dem Nomini nach
nunavà nicapi, ich habe ihn gesehen vielleicht
nunavà, panicà, o daß ich ihn sehe! ꝛc. Adver
bia comparativa, und Superlativa haben s
keine andere, als die ich oben im sechsten Abschnitt
angemerkt habe. Nur die Tamanaker ersetzen
auch den Superlativum immerzu, mit dem nè
das sie dem Worte nachsetzen. Patcurbe, gut
patcurbéne, überaus gut; tic-porè, süß,
tic-porène, ungemein süß ꝛc.

Die Maypurer gebrauchen das adverbium:
tinzia, nur, vom Worte abgesondert. Z. B.
Ussi pinà, nur das casàve. Die Tamana-
ker aber verbinden diese Partickel mit dem Wor-
te Ute; das Casàve utetpe, nur das Ca-
sàve. Das adverbium: heute, bedeutet auch:
nun; woraus dann und wann die Rede etwas
dunkel wird. Aber die Tamanaker, nachdem sie
sagen: amenàre heute, wenn sie noch dazu sagen
wollen: diesen Augenblick, setzen sie noch die Par-
tikel cenerepè hinzu. Das Fragewörtchen
warum? ist ein Zusammensatz mehrerer Wörter.
Iti pare umári ist das warum? der Maypurer,
und heisset so viel, als: welche Sache ist es,
die es macht, daß - -. Iti pare umári nuca
pitacàu? was macht, daß du nicht gehest? Auf
Tamanakisch, sagt man: Cionuarái-pachè,

auf

uf was Weise? Cionuarái-pachè iteprà naccìi, auf was Weise bist du nicht gegangen?

Wenige Nationen haben das affirmativum: a. Die Avaner, und auch einige Maypurer, agen: saje, oder auch das deutsche: ja. Die Pajurer sagen: ajè. Aber diese, wenn ich mich nicht irre, sind unter so vielen Nationen die einigen, welche ausdrücklich bejahen. Insgemein ist das Bejahen der übrigen gleich mit jenem unserer Bauern, oder einer Person, die sich zu reden schämt. Wenn sie ja sagen sollen, erheben sie die Augen, gleich den Kindern, oder sie helfen sich mit einem einzelnen, oder verdoppelten Vocal. Die Ottomaker sagen: a a; die Maypurer: u u, oder auch: u u ja; die Tamanaker einfach: u.

Die Maypurer haben das adverbium: nein, und sagen: nuca. Z. B. nuca nujàsa, ich will. Die Tamanaker haben das einzelne und abgesonderte: nein, nicht, sondern ziehen sich aus dem Worte ipurà, welches so viel heisset, als: es giebts nicht, die verneinende Partikel prà heraus, und damit man sie recht anwende, ist es nöthig, viele andere Wörter zu wissen. Ich will nicht, anipiprà, vermischt mit dem verbo: ipirì, wollen. Utèripiprà ich will nicht gehen, vermischt mit dem verbo: iterì, gehen ꝛc. Ueberhaupt sagen sie nie: nein, als mit langem

Um-

Umschweife.*) Die verneinende Partikeln, sind allezeit den Hauptwörtern angehängt. Votoprà es giebt keine Fische; uoto punire mocce dies ist kein Fisch; tamgiúne ure uoto mnarbachè, ich bin hungrig, weil es keinen Fisch giebt. Im ersten Beyspiele sieht man das negativum prà; im zweyten das punì; im dritten das mna; und sind lauter tamanakische Redensarten.

Die Maypurer haben die verneinenden Partikeln ma, und teni. Hier sieht man beyde in einem Worte vereiniget: Maarruteni, wer kein Kleid hat; manumacuteni, wer keinen Mund hat.

Die Sprachen der Orinoker, weil sie so kurz und lakonisch sind, bedürfen nicht vieler Conjunctionen. Auf Tamanakisch ist das sammt, oder und, eben eines. Amáre ite Antonio jachère, gehe du und der Anton, das ist: mit dem Anton. Die Maypurer sagen das copulativum: auch, abgesondert. Z. B. nuja niacà, ich auch. Die Tamanaker hingegen ziehen das auch mit der Person in ein Wort zusammen: Ure, ich, uretpere, ich auch. Das disjunctivum: oder, hat keine Nation. Anstatt zu sagen: Gehe der Peter, oder der Johann, sagt ein

*) Sie sind also noch stutzermäßiger, als die Pariser mit ihrem übertriebenen höflichen Pardonnés-moi. M.

ein Tamanaker: Pedro iteci; crere itemnàr-jave Juani itecci, das ist: der Peter soll gehen; wenn er nicht geht, so gehe der Johann. Andere Conjunctionen werde ich anderswo anführen.

IX.

Ein Entwurf von der Tamanaker Sprache.

§. 1. Von dem Nomen.

Declinationen der Nominum sind sieben. Die erste endiget sich im Singular in e; im plurali in nemò. Notpe, eine Alte, notpenemò, die alten Weiber; tambachè, der Alte, tambachè-nemò, die alten Männer. Die zwote endiget sich im Singular mit o; im Plural mit: nomò. Paitò, ein Jüngling, paitonomò, die Jünglinge; apòto, der Herr, apotonomò, die Herren. Die dritte endiget sich verschieden im Singular; im Plural aber allezeit mit: chemò. Tamanacu ein Tamanaker, Tamanac-chemò, die Tamanaker; taurère, ein anderer, taurechemò, die andern. Die vierte betrift die Nomina, welche auf eme, che, oder ghe ausgehen; und diese haben den Plural in amo. Taremuc-nème, ein Weisser, taremuc-nàmo die Weissen; ponghème, ein Spanier, pongàmo, die Spanier; tonnachè, jemand mit grosser Nase, tonnacàmo, Leute mit grosser Nase. Daher gehören auch: mocce der, die, moc ciàmo diese, im Plural

von

von beydem Geschlechte; patucche, gut, patu chiàmo, gute. Die fünfte Declination ha den Plural in ptui. Cujupcià, der kleine cujuptùi, die kleinen; mùre, das Kind, mu reptùi, die Kinder. Die sechste ist nur vo lebloſen Sachen, und endiget den Plural mit cne Cene, dieſes Ding, cenècne, dieſe Dinge jeje, der Baum, jejècne, die Bäume. Wenn dieſe Nomina mit den poſſeſſivis vereiniget wer den, ſo muß ihr Plural in chemò ausgehen. Jejerghemò, meine Bäume; matarghemò, meine Grundſtücke. Die ſiebente Declination be trift die Pronomina relativa: ſelber, jener, ſelbe, jene. Dieſe Nomina haben den Singu lar in re, und den Plural in moro. Nare, oder crere, jener, namòro, oder chiamòro, jene.

Die Caſus zeigen ſie mit gewiſſen Partikeln an. Im Nominativo, wenn er mit einem aoriſto (von denen nachmals die Rede ſeyn wird) vereiniget iſt, braucht man die Partikel: ujà. Z. B. Apòto ujà teneccè der Herr hat geſe hen. Den Genitivum des Beſitzthums ſetzen alle Nationen des Orinoko, wie die Lateiner, dem andern Nomini vor. Daher ſagt man: Apò to matarì, der Acker des Herrn. Apòto heißt: der Herr; matarì, mein Feld; folglich vertritt das poſſeſſivum: rì gleichſam die Stelle des Artikels des. Im Dativo vertritt dieſe Stelle das ujà. Pare ujà nacaramài, er hat es dem Pater ge

ſagt.

ngt. Im Accuſativo gebraucht man keinen Artikel, ſondern er wird blos dem verbo nachgeſetzt. Z. B. Pare nenèi amatarì, der Pater hat deinen Acker beſehen. Man bemerke im Wore, Pare ohne Artikel, daß der Nominativus keinen nöthig habe, als nur in den aoriſtis. Im Vocativo gebraucht man gar keinen Artikel. Den Ablativum zu unterſcheiden, dienet die Partikel vine. Z. B. Pare vine vepùi, ich bin vom Pater gekommen.

§. 2. Vom Pronomine.

Die primitiva ſind: ure ich, amare du, macche er, jumna wir, amgnamòro ihr, mucchiamo ſie. Auſſer dieſen giebt es noch andere, die in vielen Sachen gleiche Bedeutung haben: ujà ich; mich, er, oder ſie; aujà du, dich; iteujà er, ſie, ſich; jumna ujà wir, uns; aujac-ne ihr, euch; iteujac-ne ſie, im Plurali, Nominat. und Accuſat. von beyden Geſchlechten. Die poſſeſſiva belangend, ſo von einem Conſonanten anfangen, ſehe man den VIten, und die von einem Vocal anfangen, den Vten Abſchnitt.

§. 4. Von den Verbis.

Conjugationes activorum ſind ſieben, wovon vier regular ſind. Die erſte fängt im infinitivo mit jà an und endiget in ri. Jacaramarì zu wiſſen machen; jatterì ſchneiden ꝛc. Die zweyte fängt an mit je. Z. B. jenèri ſehen,

hen, jemèri essen. Die dritte fängt an mit e
nem jo. Z. B. jopcarì Holz spalten, joco
Fleisch schneiden. Die vierte fängt an mit ju
und endiget im Infinitiv mit: ru. Z. B. jùr
geben, jumecùru erweitern. ꝛc.

Die fünfte Conjugation activorum ist i
regulär. Ihr Anfang ist mit einem i, und de
Ausgang in ri. Z. B. ipiri wollen; und dahe
gehört auch das verbum neutrum itimurì wei
nen. Ich würde kein Ende finden, und müst
eine förmliche Grammatik schreiben, wenn ich zum
Verdrusse meiner meisten Leser, eine deutlich
Nachricht von diesen Conjugationen geben wollte
Lasset uns nur einen Blik auf eines von den prae-
teritis werfen, und in Kürze vieles, das ma
sagen könnte, zusammenfassen. Tacaramài ich
habe Nachricht gegeben, tenèi ich habe gesehen
tocòi ich habe geschnitten, tui ich habe gegeben.
Das Verbum ipirì wollen, macht in dieser erste
Person: ipii ich habe gewollt. Macaramài du
hast benachrichtiget, menèi du hast gesehen,
mocòi du hast geschnitten, mui du hast gegeben,
mipii du hast gewollt. Nacaramài er hat be-
nachrichtiget, und so die übrigen. Hiebey ist zu
merken, daß die dritte Person immer im Anfan-
ge mit einem na, oder ja, ne, ni, no, oder
nu sich auszeichne, je nach der Art des verbi,
wovon es abstammet.

Die

Die sechste Conjugation ist irregulär, und fängt mit verschiedenen Consonanten an; puturù denken, maic-carì verspotten ꝛc. Sie richtet sich doch zum Theil nach den gemeldeten. Putùi ich habe gedacht, mbutùi du hast gedacht. ꝛc.

Die passiva sind von zweyerley Art, und machen die siebente und achte Conjugation aus. Die passiva von erster Art erkennt man aus den ersten Sylben, die insgemein uaccià, uecciè, oder uocciò sind; und diese Anfangssylben setzt man, wenn man das activum zu einem passivo macht. Z. B. Jatterì brechen, uacciatterì gebrochen werden. Die zwote Art ist von jenen passivis, die man aus activis macht, so von einem Consonanten anfangen. Puturù wissen, uatputurù gewisset werden; ital. saperſi. Tucurù vollenden, uotucurù vollendet werden.

Die neutra endigen sich meistens in murì; sie können aber zu denen Conjugationen der activorum, oder passivorum gerechnet werden. Itimurì weinen, uaitimurì reißen, uarèrimuri tanzen: ꝛc. davon ist das praeteritum: uarèrimùi ich habe getanzt, uaitimùi ich bin gereißt, muarèrimùi du hast getanzt, muàitimùi du bist gereißet ꝛc.

Aus dem Anfange des verbi, wie ich sagte, erkennet man das passivum; und es ist eigentlich nichts anders, als der Anfang des verbi

substantivi: uoccirì seyn, in mancherley Gestalt. Das nämliche geschieht auch in der Sprache der Maypurer, und vielleicht in allen übrigen am Orinoko. Gemeldetes Verbum substantivum wird gleich dem lateinischen fio, wenn man anstatt des uoccirì sagt, uoic-tarì, und ist, so zu sagen, die Wurzel von den Verbis, welche in tarì ausgehen. Z. B. Ponghèmtarì ein Spanier werden, Tamanàcutarì ein Tamanaker werden.

Die Modi von den Verbis am Orinoko sind vielerley. Sie haben alle die unserigen; und haben noch nebst dem Imperativo, so zu sagen, einen Prohibitivum, dies oder jenes zu verwehren. Jaccaramachè sage du, tanaccaramài sag es nicht ꝛc. Gleichwie also die Verba im Singular verschieden anfangen, nach Verschiedenheit der Personen, so haben sie im Plural einen verschiedenen Anfang und Ausgang. Taccaramài ich habe gesagt, maccaramài du hast gesagt, naccaramài er hat gesagt, maccaramattève ihr habt gesagt, naccaramatève sie haben gesagt.

Die erste Person des Plurals habe ich mit Fleiß ausgelassen, um hier schicklicher zu sagen, daß bey den Tamanakern das nämliche bey den Verbis gelte, was ich oben von der ersten Person des Plurals der Nominum schon gemeldet habe. Folglich: Jumna nacaramài wir haben gesagt, (da man zu einer Person redet, die zu uns

uns nicht gehört) Chec-ciacaramòi wir zween haben gesagt, Chec-ciacaramatève wir unbestimmte haben gesagt.

Die Tempora sind wunderbar, und von unbeschreiblicher Genauigkeit. Das Praesens Indicativi ist zweyerley. Praeterita sind vier. Und von diesen etwas zu sagen, so braucht man das erste für Sachen, die in einem Tage geschehen sind. Tenèi ich sah. Tenejac-ne ich habe gesehen. Dieses praeteritum braucht man nur von Sachen, die in Zeit von zwey oder drey Wochen geschehen sind. Wenn die Rede von einer Sache ist, die seit einem, zween, drey, sechs oder mehr Monaten geschehen ist, muß man das dritte praeteritum nehmen: Tenèine, ich habe vorlängst gesehen. Da man aber etwas gar lange vergangenes erzählt (wie es öffters bey den Erzählungen der Alten geschieht) muß man ein viertes praeteritum anwenden, z. B. Murepè uoccir-jave tenerimjac-ne, ich habe in meiner Kindheit gesehen.

Der aoristus bey den Griechen bedeutet ein unbestimmtes praeteritum. Auch dieses haben die Tamanaker, aber ohne alle Inflexion: tenecce ujà ich habe gesehen, aujà tenecce du hast gesehen ꝛc. Die Futura sind dreyerley, wovon zu reden hier zu weitläuftig wäre.

§. 4. Von den Participiis.

Vielleicht giebt es keine andere Sprache, di so reich an Participiis ist, wie die Orinokischen Das Participium activum: Jenenèi der ste hende, jeneinnamò die stehenden. Diese Participium ist so wohl das praesens, als das futurum, und heißt so viel, als das lateinische videns, und: visurus. Aber da folgt nur eines, den alten Lateinern unbekanntes. Nenèri das, was ich sehe, anenèri das, was du siehst ꝛc. Das folgende war zwar bekannt, aber in der Bedeutung nicht so weiträumig. Nenetpe das, was ich gesehen habe, anenetpe das, was du gesehen hast ꝛc. Nenegèti das, was ich öfters gesehen habe ꝛc.

Für das Participium praeteriti passivum wollen wir das Beyspiel vom verbo substantivo nehmen, das auf gleiche Art conjugirt wird. Voiccème welcher ist, uoicciàmo welche sind. Ac-nei, und im plurali acciinnamò ist das participium sowohl praeteriti als futuri. Voc-ceti, und uoccitpe sind nur praeteriti, und heissen: wer gewesen ist.

§. 5. Von den Nachsetzungs-Partikeln.

Pau-pò in der Insel, pau-ponà zu der Insel, pau-vine von der Insel, pau-pòire gegen die Insel. Aus der Partikel pò entspringen viele Nomina: pou-ponò ein Insulaner, nono-ponò was vom festen Lande ist, cap-

ponò

ponò himmlisch. Aute-jave im Hauße, aute-jacà ins Hauß, aute-vine vom Hauße, aute-jàchere durch das Hauß, gegen das Hauß, ꝛc. Tuna-quove im Flusse, tuna-uacà zum Flusse, tuna-vine vom Flusse, tuna-quàchere durch den Fluß, gegen den Fluß. Eben hievon entstehen einige andere nomina adjectiva. Juc-jaonò was vom Wald herkömmt, tuna-quaonò was vom Wasser kömmt. ꝛc.

§. 6. Von den Adverbiis, und andern Partikeln.

Ich habe schon gesagt, daß die Adverbia, so von den adjectivis abstammen, von den Nominibus nicht unterschieden sind. Es giebt aber auch andere. Cure geschwind, bald, acciavàre langsam ꝛc. Die Tamanaker haben auch Adverbia der Zahl: tevinimnaretpe einmal, ac-ciachemnaretpe zweymal ꝛc. Das Adverbium pachè darüber, wie auch das: jachère mit, hat eine Art von Plural: Jachère mit mir, avachère mit dir, itachère mit ihm, mit ihr, cachère mit uns zween, cachèrecne mit uns bestimmten, avachèrecne mit euch, itachèrecne mit ihnen. Das nämliche sage man auch von der Partikel: pachè.

Die Tamanaker nehmen oft das Adverbium: zu gefallen, in den Mund, und das

wollen sie mit: paje sagen. Wer soll sie für Barbaren halten? Cure paje mepuccì komm zu gefallen bald, patcurbe paje jacaramachè erzähle mir dieses zu gefallen gut.

Aber das schönste in dieser und allen andern Orinokischen Sprachen ist der Ausdruck: punì gewesen, vormalig. Papa punì mein gewesener, oder verstorbener Vater. Den Namen eines Verstorbenen auszudrücken, bedienen sie sich auch der Partikel: panò, z. B. Caravàna panò der verstorbene Caravana etc. Die Partikel tpe giebt der Bedeutung eine artige Aenderung. Mata ein wirklich angebautes Feld, matatpe ein verlassenes Feld; jatchemòri meine Habschaft, jatchemòritpe meine vormalige Habschaft.

Die Partikel ne giebt den Worten einen artigen Nachdruck: puitte ure, puittè ne ich bin vernünftig, vernünftig in der That. In den Orinokischen Sprachen giebt es auch das interrogativum (bey den Lateinern: ne) auf Tamanakisch: ca. Z. B. Pedro-ca naccìi? ist es wohl der Peter gewesen? Wenn aber der Ausdruk des: vielleicht bedarf, so gebrauchen sie das manà. Pedro-ca manà naccìi?

§. 7. Von den Interjectionen, und Conjunctionen.

Interjectiones habe ich nie andere gehört, als drey. Ca, oder uà ist das Zeichen der Ver-

Verwunderung. In den plötzlichen Schmerzen sagen sie: acajà. Die Conjunctionen belangend, nebst den schon im VIIIn Abschn. S. 364. gemelderen, haben sie noch eine andere. Juc javère patcùru cristiano, petchebra agiptaprà; ein guter Christ, wenn er auch in einem Gebüsche wäre, handelt nicht übel. Der ganze Nachdruck besteht in dem re, welches dem: jave nachgesetzt ist. Die Wahrheit aber zu bekennen, so haben die Orinokische Sprachen nicht viele Conjugationen, eine lange Periode damit auszuhalten.

X.

Muster von einer Tamanakischen Conjugation.

Zu besserem Begriffe begleite ich es mit nothwendigen Anmerkungen. Ich habe dazu das Verbum: jarèri tragen, erwählt, von der ersten und leichtesten Gattung der activorum.

Praesens indicativi.

Jarer-bac-ure, ich trage.
Jarer-bachè amàre, du trägst.
Jarer-macchè, er trägt.
Chive jarer-bachè, wir zween tragen.
Chichemò jarer bachè, wir bestimmte tragen.
Jumna jarer bachè, wir unbestimmte tragen ꝛc.

Es ist aber anzumerken, daß das praesens ein permissivum seyn könne, das ist, von jemand,

der etwas zu thun Erlaubniß begehrt; und s
wie sich der Sensus einigermassen ändert, so än
dert sich auch die Redensart. Auf Tamanakisch
hat dieses praesens zweyerley Wörter, das ist:

Praesens permissivum von nahe seyenden Dingen.

Tarreccià, trage ich, oder soll ich tragen.
Jumna jareccià, tragen wir.

Praesens permissivum von entfernten Dingen.

Tarettàpi, ich gehe zu tragen.
Jumna jarettàpi, wir gehen zu tragen.

Erstes praeteritum für Sachen von einem Tage.

Tarèi, ich trug.
Marèi, du trugest.
Narèi, oder jarèi, er trug.
Jumna narèi, wir unbestimmte trugen.
Chec-ciarèi, wir zween trugen.
Chec-ciaretève, wir bestimmte trugen.
Maretève, oder jaretève, sie trugen.

Zweytes praeteritum für Sachen von zwey Wochen.

Tarejacne, ich habe getragen.
Marejacne, du hast getragen.
Narejacne, oder jarejacne, er hat getragen.
Jumna narejacne, oder jarejacne, wir unbestimmte haben getragen.
Chec-ciarejacne. Dual. wir zween haben getragen.

Chec-

Chec-ciarejateicne, wir bestimmte haben getragen.
Marejateic ne, ihr habt getragen.
Narejateicne, oder Jarenateicne, sie haben getragen.

Drittes praeteritum für einen, zweyen, drey Monate.

Tarèine
Marèine.
Narèine, oder jarèine.
Jumna narèine. Plur. indetermin.
Chec ciarèine. Dual.
Chec-ciaretomne. Plur. determin.
Maretomne.
Naretomne, oder jaremtomne.

Viertes praeteritum für uralte Dinge.

Tarèrimjacne.
Marèrimjacne.
Narèrimjacne, oder jarèrimjacne.
Jumna narerimjacne. Plur. indetermin.
Chec-ciarèrimjacne. Dual.
Chec-ciarèrimjatève. Plur. determin.
Marèrimjatève.
Narèrimjatève.

Aoristus, der sich zu allen praeteritis gebrauchen läst.

Tareccè ujà, ich habe getragen.
Aujà tereccè, du hast getragen.
iteujà tareccè, er hat getragen.
Jumna ujà tareccè, Plur. indeterm.
Chive ujà tareccè, Dual.

Chichemò ujà tareccè, Plur. determ.
Aujac-ne tareccè, ihr habt getragen.
Iteujac-ne tareccè, sie haben getragen.

Erstes Futurum, gleich dem unserigen.

Tarecci, ich werde tragen.
Marecci, du wirst tragen.
Narecci, oder jarecci, er wird tragen.
Jumna jarecci, Plur. indeterm.
Chec-ciàrecci, Dual.
Chec-ciàretecci, Plural. determ.
Marètecci, ihr werdet tragen.
Narètecci, oder jarètecci, sie werden tragen.

Zweytes Futurum, für entfernte Sachen.

Taretàmucci, ich werde tragen gehen.
Maretàmucci.
Naretàmucci, oder Jaretàmucci.
Jumna jaretamucci, Plur. indeter.
Chec-ciaretàmucci, Dual.
Chec-ciaretàmdecci, Plur. determ.
Maretàmdecci,
Naretàmdecci, oder jaremtàmdecci.

Das folgende dritte Futurum ist auch Anmerkungswürdig. Man braucht es nur einzig, wenn das Futurum von einem vorhergehenden Verbo eines andern temporis gleichsam abhängt. Z. B. Gib mir zu essen, so werde ich leben, lautet auf Tamanakisch also: nanapùri anùche, pemo uoccìge. In dieser Bedeutung wird nun das Futurum mit dem: pemo uoccìge, ich werde lebendig seyn, ausgedruckt, welches von jedem andern verbo eben so zu verstehen ist.

Drit-

Drittes Futurum.

Tarèige, ich werde tragend seyn.
Marèige, du wirst — —
Narèige, er wird — —
Jumna jarèige, wir unbestimmte werden tragend seyn.
Chec-ciarèige, wir zween werden — —
Chec-ciaretèige, wir bestimmte werden — —
Maretèige, ihr werdet — —
Naretèige, oder jaretèige, sie werden — —

Imperativus.

jarechè, trage du.
jaretechè, tragt ihr.
Crère narèi, trage er.
Chec-ciarene, tragen wir zween.
Chec-ciaretenè, tragen wir bestimmte.
Chiamòro naretève, tragen sie.

In dieser Art, den imperativum auszudrücken, zeigt sich einiger Mangel an der dritten Person sowohl des Singulars, als des Plurals, welche mit dem ersten praeterito gleich lautet. Die verschiedene Bedeutung muß blos aus dem Zusammenhange abgenommen werden. Nebst diesem imperativo, haben die Tamanaker noch einen andern für entfernte Sachen:

Jaretà, trag oder gehe zu tragen.
Jaretamdechè, gehet zu tragen.
Crere naretamùi, gehe er zu tragen.
Chec-ciaretà, gehen wir zween zu tragen.
Chec-ciaretamdenè, gehen wir bestimmte zu tragen.
Chiamòro-naretamdève, gehen sie zu tragen.

Modus

Modus prohibitivus.

Tanarèi, trage nicht.
Tanaretève, traget nicht.

Dieser prohibitivus ist in ihrer Sprac
sehr zierlich, und schließt keine andere Partik
z. B. nicht, oder niemal ꝛc. ein, wie es b
den meisten andern Indianischen Sprachen g
wöhnlich ist. Uebrigens erstrekt er sich nicht üb
die zwote Person in beyden Numeris: und wen
es die dritte Person also erfordert, drücken si
sich also aus: anareprà aiccì, anareprà aic
teccì, das ist, von Wort zu Wort: nicht tra
gend wird er seyn, nicht tragend werden si
seyn.

Der Modus optativus, welchen die La
teiner in verschiedenen Temporibus mit der Par
tikel: utinam ausdrücken, hat, eigentlich zu re
den, bey den Tamanakern nur das praesens,
und wird nie im praeterito, oder futuro ge
braucht:

Tarerè, o daß ich trage.
Marerè, o daß du trageſt.
Narerè, o daß er trage.
Jumna narerè, o daß wir unbeſtimmte tragen.
Chec-ciarerè, o daß wir zween tragen.
Chec-ciareterè, o daß wir beſtimmte tragen.
Mareterè, o daß ihr traget.

Tarerirbe ist ein praeteritum dieses Modi,
wie bey den Lateinern das: portarem, portas-
sem; und wird in den übrigen Personen conju-
girt,

irt, wie folgt: Marerirbe, Narerirbe oder rerirbe, jumna jarerirbe, Chec-ciarerir-e, Chec-ciareterirbe, Mareterirbe, Na-eterirbe, oder jareterirbe.

Modus conjunctivus.

Deſſen bedienen ſich die Indianer mit Anfügung einiger Partikeln an das Verbum, welche das: Wenn, oder: da bedeuten.

Ujà jarer-jave, wenn oder da ich trage, tragen würde, tragen werde.
Aujà jarer-jave, wenn, oder da du trägeſt, tragen würdeſt.
Iteujà jarer jave, wenn, oder da er trägt, tragen wird.
Jumna ujà jarer jave, wenn, oder da wir unbeſtimmte — —
Chià jarer jave, wenn, oder da wir zween tragen, tragen würden.
Chiac-ne jarer jave, wenn, oder da wir beſtimmte — —
Aujac-ne jarer jave, wenn, oder da ihr — —
Iteujacne jarer jave, wenn oder da ſie tragen, tragen würden.

Infinitivus.

Jarèri, tragen. Fehlt das: getragen haben.

Da führe ich die Redensarten an, welche den ſupinis und gerundiis gleich gelten. Jareccè will ſagen: zu tragen; jaretepciàve vor dem tragen, jaretpepè nach dem tragen; jaretechemnè bald nach dem tragen; jaregetpe,

pe, oder: jaregetpanò des tragens wegen ode halber. Z. B. Chittimù anuchè ujà jare getpe peja ponà, gieb mir das Netz, (die Ha màca,) es ans Ufer zu tragen. Jare-tepe heißt zwar auch: des tragens halber, aber nur wenn es das Instrument zum tragen einschließt Z. B. Camìcia anùche, uja jare-tepò itàv acchittimùri, gib mir eine Leinwand, in der selben dein Netz zu tragen.

Participia.

Arenè, oder aretè, glatthin tragend.
Jarenèi, tragend, aber mit dem Nomen ver bunden.
Narèri, das, was ich trage.
Narètpe, das, was ich getragen habe.
Naregèti, was ich oft getragen habe.
Jaregiàc-pe, das getragene.
Jarecciàmo, die getragene Dinge.
Tareccème, was getragen wird.
Tereccembè, was getragen werden kann.

XI.

Entwurf der Maypurer Sprache.

Die Maypurer Sprache, wiewohl sie nach gemeiner Meinung, mehr als die übrige am Ori noko, artig, und deutlich ist, ist dennoch nicht so weitläuftig, noch so vieler Regeln bedürftig als die Tamanakische. Hier sind davon die vor nehmsten.

§. 1.

§. 1. Vom Nomine.

Ihre Declinationen sind drey; zwey der nfachen Nominum, und eine der composi- orum. Die erste endiget sich verschieden im Singular; aber im Plural durchaus mit: ne. Ottomacu der Ottomaker, Ottomacunè die Ottomaker, pecanàti der Herr, pecanàtinè ie Herren. Die zwote hat im Plural den Aus- ang in: tepè. Z. B. tumetechì das Kind, umenetepè die Kinder, mattisi klein, matti- apè die kleinen.

Die dritte ist allezeit mit Pronominibus, ntweder primitivis oder possessivis verbunden, nd endiget sich meistens in: ani, oder wenig- tens in: ni. Numinàri mein Herr, numi- nàni meine Herren; nutètacanà mein Gesell, nutètacanàni meine Gesellen.

Auch in dieser Sprache vertretten die An- fangspartikeln der Pronominum primitivorum nd possessivorum die Stelle der Artikel, aber ur im Dativo, und im Genitivo des Besitz- ums, wie in folgenden Beyspielen zu ersehen ist. Ma nuche er hat mir gesagt, pecanàti ju- che dem Herrn, dem Cazique. Da vertritt lso das: nuche, und: juche (mein, und ein) die Stelle des Artikels. Jucuà die Spra- he, Maipuri jucuare die Maypurer Sprache. Und aus diesem Beyspiele kann man von dem

nachge-

nachgesetzten: re die Regel für den Genitivus possessivum entnehmen, ich will sagen, da die Partikeln, so das possessivum anzeigen, a statt der Artikel stehen.

§. 2. Vom Pronomine.

Die Pronomina primitiva sind: nuja ich pìa du, ìa er, juja sie, uaja wir, nia ihr, un sie im plurali mascul. und femin.

Folgende gelten den Pronominibus pri mitivis gleich: canà ich, mich, oder mir capì du, dich, oder dir; che er oder ihm cau sie oder ihr; cavi wir, oder uns; can euch, ihnen, im mascul. und fem. Mich überlästig zu fallen, enthalte ich mich der Bey spiele. Von diesen letztern Pronominibus ge brauchen sie zuweilen nur die letzte Sylbe; pi navà marè na? hast du mich gesehen? na và mare pi? hat er dich gesehen?

Pronomina possessiva: nuche mein piche dein, juche sein, uaìche, vechè oder: uajùche unser, niche euer, oder ih der dritten Person. Wenn aber diese posses siva mit einem Nomine vereiniget werden gebraucht man sie abgekürzt, und das posses sivum zeigt sich mit den ersten Sylben. Sa z. B. sagt man nicht: nuche anìtu, nuche ani &c. sondern: nuàni mein Sohn.

§. 3

§. 3. Vom Verbo.

Die Maypuriſche Verba haben zwo Conjugationen; eine für die activa; die andere für paſſiva und neutra. Die activa endigen ſich meiſtens mit: a; navà ſehen, paà anrühren ꝛc. die paſſiva endigen ſich mit: au, und entnehmen dieſen Ausgang vom Verbo ſubſtantivo: caniacàu, ſeyn. Hier iſt in Kürze die Conjugation eines Verbi activi durch alle Modos.

Indicativus. Nunavà ich ſehe, pinavà du ſiehſt, navà er ſieht, uanavà wir ſehen, ninavà ihr ſehet, und ſie ſehen. Dieſes praeſens wird zu einem praeterito blos mit dem Zuſatz eines: ma. Nunavamà ich habe geſehen ꝛc. Es wird zum futuro mit abermaligem Zuſatze des: macù, oder des: chiacò; nunavamacù, oder nunavà chiacò ich werde ſehen.

Der Imperativus iſt vom praeſenti indicativi in nichts unterſchieden: pinavà ſieh du, ninavà ſehet ihr. Aber auch die Maypurer, wie die Tamanaker, haben einen prohibitivum, mit Nachſetzung der Partikel: macà: pinavà macà ſieh nicht, ninavà macà ſehet nicht.

Die Partikel: panicà (im Latein: utinam) macht den Modum optativum. Nunavà panicà, o daß ich ſehe, pinavà panicà, o daß ihr ſehet ꝛc. Aber dieſe Redensart erſtrekt ſich nicht, wie in unſern Sprachen, auf das praeteritum, ſondern bedeutet allezeit eine künftige

Sache. Das nämliche geschieht auch in der Ta manaker Sprache.

Der Conjunctivus ist in allen Orinokische Sprachen sehr eingeschränkt. Bey den Maypu rern hat er nur zwo Partikeln, naà, und ma cumà. Naà gilt so viel, als bey uns wenn macumà zeiget eben so gut das praeteritum als das futurum, an. Da haben wir beyde i einem einzigen sensu. Naà nutacàu aàm iche, nutùca macumà piche catti; wen ich in den Wald gienge, oder gegangen wäre brächte ich dir Holz, oder hätte ich es dir gebracht Wann, oder da, wird mit der nachgesetzten Par tikel: uati ausgedrückt. Z. B. numiàri uat timachì, da ich einen Fisch tödten werde.

Infinitivus. Navà sehen. Wenn de infinitivus mit einem andern Verbo verein get wird, unterlassen sie, nach Art der Franzo sen, alle Partikeln: Tacàu navà er ist sehe gegangen. Um zu sehen sagt man: navà nau nà. Z. B. pitaà nuche sapo, nunavà naunà nupuricù, gieb mir den Spiegel, mei Angesicht zu sehen. Navà nicutì, worinn ma etwas sieht; gieb mir das Fernglas, die Stern zu sehen; pitaà nuche anteojo,*) nunav nicù urrùpu.

Vor

*) Dieses Wort ist spanisch. Man sagt auch an tojo. M.

Von den Maypurischen Verbis ist anzumer-
n: Erstens: es giebt wenige Verba activa, die
cht in a ausgehen. Ausgenommen: vanaca-
e befehlen, anordnen, sacàcuni wissen, und ei-
ge andere; aber ihre Conjugation ist gleich mit
nen, so in a ausgehen. Nusecàcuni ich
eis, pisecàcuni du weist ꝛc. Zweytens: in
r dritten Person von allen Verbis, activis,
ssivis, und neutris, haben die Maypurer
re Genera, wie bey den Nominibus: navà
sieht, junavà sie sieht. Drittens: alle Per-
nen in beyden Numeris haben pronomina-
sche Partikeln, womit sie sich unterscheiden;
er die dritte im Singular, bis auf das Genus
eminimum, hat gar kein Unterschiedszeichen.
nd dieses geschieht auch bey den Nominibus.
uàni mein Sohn, piàni dein Sohn, àni sein
ohn, juàni ihr Sohn ꝛc.

Nichts destoweniger braucht man zuweilen so
hl in den Nominibus, als in den Verbis
ch in der dritten Person eine Nachsetzungs-
rtikel. Z. B. nuca panavà chejàpi, man
ht den Mond nicht; nuca pavià jucuàre,
an versteht seine Sprache nicht. Aber diese
edensart gilt einem Verbo passivo, oder neu-
o-passivo gleich. Das nämliche sey auch von
n Nominibus gesagt. Die dritte Person
ne eine Praepositionbedeutet etwas bestimm-
s. Z. B. Pedro nuca turà anijuche, der
eter redet nicht mit seinem Sohne. Wenn es

aber etwas unbestimmtes ist, welches keiner
derbaren Person angehört, so setzt man dem N
mini die Partikel: pa bey. Z. B. soni
perri Cristiano vejà paàni, ein guter Ch
strafet seinen Sohn ab. Viertens: das V
bum passivum, und auch passivo-neutr
hat keine härtere Conjugation, als die acti
Zum Beyspiele diene das Verbum substan
vum, nach dessen Art alle conjugirt werd
Nucaniacàu ich stehe, picaniacàu du steh
càniacàu er stehet, jucaniacàu sie stehet;
caniacàu wir stehen, nicaniacàu ihr steh
sie stehen; nucaniamàu ich bin gestanden,
caniamacù ich werde stehen &c.

§. 4. Von den Nachsetzungs-Partickeln

Roma-icutì zu Rom, Roma-iche n
Rom, Roma-iquà von Rom, oder durch Ro
peni-iatì auf der Erde, aà-epitì unter dem B
me, cujarùta-ipatì in dem Begriffe &c.
diesen Nachsetzungs-Partickeln machen auch
Maypurer gleichlautende Nomina. Icuti
was darinnen ist, epitirri was darunter ist.

§. 5. Von den Adverbiis, Interjectionib
Conjunctionibus.

An diesen Theilen der Rede haben
Maypurer den nämlichen Abgang, wie die
manaker. Die von adjectivis abstammende A
verbia unterscheiden sich nicht von den Nor
nibus. Die Interjectiones sind sehr selte

d fast gleich mit den Tamanakischen. Die Par-
el: niacà, auch, gilt zuweilen so viel, als un-
r: und des Conjunctivi; und hiemit behel-
n sich die Maypurer gar oft, die Rede zu ver-
nden, und den Zusammenhang zu erleichtern.

XII.

Von der Vielfältigkeit der Orinokischen Sprachen.

Ausser Zweifel ist es, daß der Sprachen am
rinoko, überhaupt zu reden, viele seyn; zuma-
n es dort in den Wildnissen nicht einen Stamm
ebt, der nicht seine besondere, und von andern
ndianischen in vielen Stücken unterschiedene
prache hätte. Folglich wird eine ungemeine
ühe erfordert, sie zu erlernen. Aber dieses ist
ch nicht das schlimmste. Nachdem endlich je-
and mit vieler Anstrengung eine Sprache be-
iffen hat, kann er damit nur sehr wenigen
arbaren nützlich seyn, die sie reden. Will
auch andern behülflich seyn, so ist es nöthig,
uerdings über andern Sprachen zu schwitzen.

Wenn es am Orinoko, wie anderswo, eine
lgemeine, allen bekannte Sprache gäbe, so wä-
es eine erträgliche Sache, einen Missionar ab-
geben. Wer aus Mangel der natürlichen Fä-
gkeit, oder Neigung, nicht aufgelegt wäre,
ehr Sprachen zu erlernen, der könnte doch mit
ner einzigen seinem Nächsten so ziemlich nützbar
yn. Ueberhaupt hat in Quito, in Peru, und

sogar in den Gegenden des obern Maragnon, d
alte Sprache der Ingas ihren Gang. So
auch in Braßilien, und in den Gegenden d
Rio Negro eine Sprache im Schwunge, d
allgemein geredet wird. Es reden selbe nicht n
die Indianer, sondern auch die Missionarien
und andere Europäer.

Man versichert mich, daß sowohl diese unt
den adelichen Amerikanischen Portugiesinen, a
jene der Ingas unter den Peruanischen Damen
bey ihren Unterredungen gewöhnlich sey. Un
aus Rücksicht auf die Annehmlichkeit dieser Spr
chen, ist es ihnen nicht zu verdenken.

Eine allgemeine Sprache giebt es am Orino
ko nicht. Die Maypurische, als die leichtes
und edelste, könnte man allgemein machen. Di
meisten Indianer am obern Orinoko verstehen sie
und jene des untern, wenn unter ihnen einig
Maypurer wohnten, würden sie leicht lernen
Folglich wenn man den Anstos wegen so viele
Sprachen ernstlich heben, und den Missionarie
die Mühe erleichtern wollte, so wäre diese Spra
che sehr schicklich, allgemein zu werden. Indes
sen da man mehr Nationen in so verschiedener
Sprachen unterrichten soll, ist die Mühe, diesel
ben zu erlernen, wie ich sagte, unglaublich groß;
und es gab sehr wenige Missionarien, die so
viele, so verschiedene, vollkommen begriffen.
Ich will dahier nicht wiederholen, was ich schon
von der Verschiedenheit und Menge dieser Na-

ser

nen angeführet habe. Alle diese stellen sich
n mit verschiedenen Worten und Mundarten
r; man muß ihnen das Brod des Evangeliums
echen, welches man im Widerspiele gegen das
rperliche Brod, allzeit lieber vielen, als nur we-
gen austheilt. Die Verdrossenheit ist ganz na-
rlich, nachdem jemand eine Sprache endlich
lernet hat, wenn er nur eine Handvoll Leute
r sich siehet, welche, so wenig ihrer auch sind,
ch die einzigen sind, die ihn verstehen. Ich
hme zum Beyspiele die Nation der Vokearer:
bestand zu meiner Zeit in nicht mehr, als
wann 60. Seelen; und gesetzt, es komme, wie
dort gewöhnlich ist, eine Seuche über sie, so
es mit der Nation der Vokearer aus, mithin
ch mit ihrer Sprache, und der Missionar hat
n Verdruß eine Sprache mit grosser Mühe erler-
t zu haben, welche niemand mehr versteht.

Für ein so grosses Uebel, obenhin betrach-
t, finde ich keine Hülfe; wohl aber, wenn ich
eis, daß die Vokearer Sprache mit andern
ch bestehenden eine Verwandschaft habe. So
eng es mir selbst mit meinen Tamanakern, de-
n ich anfangs nicht mehr als 125. hatte; und
n denen ich dachte, daß sie gar bald ausster-
n könnten. Nachmals aber erfuhr ich zu mei-
em Troste, daß ich an dieser Sprache gleichsam
n Schlüssel habe zu allen bessern Südwärts ge-
genen Nationen.

Eigentlich zu reden, Mundarten sind ohne
ahl; aber der Hauptsprachen in einem so weit-

räumigen Lande sind nicht viele. Eine jede Na
tion, wie ich sagte, hat ihre eigene Sprache
wenn man sie aber in Vergleichung ziehet, s
findet man in vielen Sprachen, die beym erste
Anblicke sehr verschieden schienen, wahre Schwe
stern, fast eben so, wie es mit den verschiedene
Mundarten in Italien geht. Wer Toskanisch
kann, wird sich mit geringer Mühe nach und nach
auch in die Genuesische, Bolognesische, Vene
zianische, Neapolitanische Mundart zu schicken wis
sen. Und wer Tamanakisch kann, der versteht
auch bald Parekisch; etwas härter geht es mit
der Avarikotten Sprache, aber auch sie läst sich
endlich aus der Tamanakischen verstehen. Die
Mapponer, und andere, die ich anderswo an
führen will, sind auch nicht gar sehr unterschie
den.

Es giebt aber auch Mundarten oder Dia
lekte, wo der Unterschied so groß ist, wie zwi
schen dem Italiänischen und Französischen. Auch
die Mackiritarer, die Areverianer, die Cumana
kotten und andere, so an der Küste von Paria
wohnen, kann man Tamanaker nennen; aber ihre,
obschon etwas ähnliche Sprache, bedarf einer grös
sern Anstrengung, sie zu fassen.

Das nämliche sage man auf gewisse Art auch
von den Maypurern. Wer ihre Sprache kann,
wird leicht mit den Avanern reden. Etwas
schwerer versteht er die Càverer, die Guipunaver,
die Parener, und andere. Der Grund aller die-

ser

r Sprachen ist einerley, so wie er von der Fran-
ösischen und Wälschen der nämliche ist. Ich
ebe hier in wenigen Worten einen Entwurf von
iesem Unterschiede.

	auf Caribisch	Payu-risch	Tamana-tisch	Avarikot-tisch.
Ich	Au	Jù	Ure	Ure.
du	Amòro	Amà	Amàre	Amuère.
das Cassave:	Arèpa	U	Ute	Achèju.

Hieraus erhellet, daß in diesen vier Mund-
arten einige Worte sich wenig von einander unter-
scheiden; andere hingegen sehr stark. Aber an
diese Aenderung läst sich nach einigem Umgange
mit diesen Nationen, bald gewöhnen. Mehr Zu-
sammenhang finde ich zwischen der Maypurer Spra-
che, und ihren Abkömmlingen. Z. B.

	auf Maypurisch	Guipunavisch	Càverisch.
Taback	Jema	Dema	Scema.
der Wald	Japa	Dapa	Sciapa.

Diese Aehnlichkeit ist groß; aber in den Ac-
centen, und einigen Wörtern, ist hingegen der
Unterschied so groß, daß wer nicht wohl aufmerkt,
sie für ganz verschiedene Sprachen halten würde.

Die Orinoker sind ein sichtbarer Beweis von
den Aenderungen, denen eine Sprache mit dem
Laufe der Zeiten ausgesetzt ist. Ich denke bey
mir selbst, es müssen sich unter dem Volke von
einer nämlichen Nation Zwistigkeiten erhoben ha-
ben, und um allen Umgang mit ihren Feinden
abzuschneiden, habe sich eine von den andern ent-
fernet; und auf solche Art kamen mit der Zeit sol-

che Mißgeburten der Sprachen hervor. Die Avaner Sprache unterscheidet sich von der Maypurer nur mit solchen Verdrehungen; doch ist sie in ihrem Munde rauh und sehr guttural, dahingegen die Maypurische lieblich, artig, und von angenehmer Aussprache ist. Z. B.

	Maypurisch	Avanisch.
Ich	Nuja	Nuxa. *)
Ich gehe	Nutacàu	Nuxacàu.
das Weib	Tiniochi	Inioxi.
die Hacke	Javati	Javaxi.
Das Cassave (Brod)	Uffi	Puffi.
Der Tiger	Quatichi	Quaxixi.
Ein Gitter	Aja	Ada.

Von den Haupt- oder Muttersprachen zu reden, so giebt es deren am Orinoko nicht mehr, als neun. Diese haben vielleicht mit andern am Maragnon, in Braßilien, oder anderswo, die uns noch unbekannt sind, eine Aehnlichkeit. Ich führe nur die anscheinende Hauptsprachen am Orinoko an, und unter diesen auch jene der Cariben, die ich nicht nur für die eigentliche Mutter der Tamanakischen, und anderer mehr halte, sondern auch für eine der schönsten am Orinoko.

I. Die

*) In diesem, und den folgenden Wörtern, muß das x guttural, wie im Spanischen, oder wie das deutsche ch, ausgesprochen werden. Ich erinnere hiebey, daß alle übrige Wörter dieses ganzen ersten Anhangs italiänisch auszusprechen sind. M.

I. Die Cariber Sprache hat meines Wissens folgende Töchter: die Tamanakische, die Parekische, Vokearische, Uarakà-pazilische, Uaramùkurische, Pajurische, Kirikiripische, Mapoysche, Oysche, Akerekottische, Avarikottische, Pariakottische, Kumanakottische, Guanerische, Guaikirische, Palenkische, Makiritarische, Areverianische, und eine, welche bey einer Nation die Weiber allein reden. Auf Spanisch: las lenguas de los Tamanacos, Parecos, Uochearis, Uaracà-paccilìs, Uara-mùcurus, Payùres, Chirichirìpas, Mapòyes, Oyes, Acherecottos, Avaricottos, Pariacottos, Cumanacottos, Guanèros, Guaichìris, Palencos, Machiritàris, Areverianos, y solas las Mugeres; folglich von 20. Nationen, wie man dort zu sagen pflegt.

Ich weis, daß die nämliche Sprache, mit gewöhnlichen kleinen Aenderungen, auch an der Küste von Pària, in den Gegenden von Caràcas, und vielleicht auch anderswo, ihren Gang habe. Als ich noch in den Orinokischen Sprachen ein Anfänger war: kam mir ein Aufsatz zu Handen von verschiedenen Wörtern der Canibalen aus den Antillen; und wenn ich ihn noch hätte; so möchte sich vielleicht eine Aehnlichkeit mit jener der Cariben von Terra firma entdecken lassen, von denen man glaubt, sie wären dahin aus den Antillen, zu Zeiten der ersten Spanischen Eroberungen, gekommen.

II. Die

II. Die Sàliver Sprache hat drey Töchter, oder Mundarten: die Aturische, die Piaròische, und die Quàquarische.

III. Die Maypurische hat folgende: der Avaner, der Meepurer, der Càverer, der Perener, der Guipunaver, der Chirruper, sammt vielen andern Sprachen, die am Orinoko, am Rio negro, und am Maragnon noch verborgen sind. Nunmehr ist es gewiß, und schon Gumilla hat es vermuthet, daß die Acciàguer Sprache ein Dialekt der Maypurischen sey.

IV. Von der Ottomakischen Sprache stammt jene der Taparíten ab.

V. So wie von der Guamas ihrer die Quaquàrische.

VI. Die Guaiver Sprache ist von der Cirikòer nicht sehr verschieden.

VII. Die Sprache der Jarurer hält man für eine Muttersprache, und die Ottomakischen Worter, die sie dann und wann einmischen, scheinen durch den Umgang mit dieser Nation, von ihnen angenommen zu seyn.

VIII. und IX. Die Sprachen der Guaraùner und der Aruàker sind mir nicht genug bekannt; jedoch sind sie meines Erachtens ganz verschieden. Uebrigens sind diese neun Sprachen von solcher Art, daß wer eine von ihnen versteht, keine aus den andern verstehe.

Wir haben also die so verschriene Menge der Orinokischen Sprachen auf neun Hauptsprachen zusam-

zusammen gezogen, und auf diese Art ist ihre Zahl nicht gar so erstaunlich, als man vorgiebt. Gumilla, der in den Sprachen des Casanâre-Flusses bestens bewandert war, welche man doch auch für zahlreich ausgiebt, ist der Meinung, man könne sie alle auf zwo zusammen ziehen, das ist, in die Sprache der Betòyer, und Giràrer, so daß die andern, zwar nicht wenige, die er anführt, nur Mundarten von einer aus beyden wären.*)

XIII.

Aufsatz von zween kurzen Unterrichten in Orinokischen Sprachen.

Ich habe schon mehr einzelne Orinokische Wörter, und Ausdrücke angeführt, vermuthlich nicht ohne Beyfall mancher Leser; aber auch wohl zum Eckel vieler andern. Es wundert mich dieses auch nicht. Von ausländischen Wörtern macht man sich nie einen ächten Begrif, als wenn man sie vollkommen versteht, oder sie wenigstens im Zusammenhange einer Unterredung ersieht. Bey Abgang besserer Urkunden, habe ich folgenden kurzen Unterricht aufgesetzt, welcher in zwoen Hauptsprachen das nämliche sagt; wiewohl ich nicht im Stande bin, den Innhalt ganz mit eben der besondern Annehmlichkeit vorzutragen, womit ihn ein gebohrner Indianer vorbringen würde.**)

Mappu.

*) Hist. de l'Orénoque; par le Pere *Gumilla*. Traduite de l'Espagnol par Mr. *Eidous*. à Avignon, 1758. 4. Tome 2. chap. 29. M.

**) Der Herr Uebersetzer hat das Italiänische beybehalten, der Genauigkeit durch deutsche Redensarten nichts zu benehmen. M.

Maypurischer Unterricht von der Erschaffung der Welt.

Nupuriacà nijucuàre. Juanichè pieta; *naumarì nuturà niche piàu.* Piòsuchè *nupuriari inà niche.* Piôsuchè *umàri vi: nàumari uacaniacàu. Naja nuca umà cavì, nuca uacaniamacumau. Nuca seccàcuni camonèe nupà manàni.* Piosu *pinè camonèe umachìrri. Papujatàmi nuca camonèe nicaniacau. Niapà jasa cavì: naumarì uma cavì. Nuca umamacumà ebacarì camonèe: avanumè pinà umà. Umà cajarrachinì* Atàni *rri iti. Umà niacà tiniochì: taà juti* Eva. *Nuà canì Paraiso terrestre icutì.* Sonirri*minè nicaniacàu iche. Nuà niturrùpa* Piòsu *jucuàre, nuca nimavàmacumà.* Piòsu *puriacà nijucuare: ununà neca, ma niche. Niapà icachè niche aà tinacà sonirriminè. Nuca necachè, ma niche: nimavàmacumà. Necari uati, nimavà chiacò. Naà pinà uàti turà. Tamàu niapà niituà* Eva *tamàu junava naucaretì. Junuà juvì aa-tinacà; necamachè,* Piosu *mapucùmi uati. Cunè minè junàva chè. Uati junàvari uati, umèni numacù iche tapunà vasùri. Iquà turà juche: pecachè, ma juche, cunè-minechè. Nucamà, juma juche papujà* Eva: *vamavà-macumà. Auca nimavacà, ma, meniacàu vasùri. Naumarì jacachè* Eva. *Niapà Jutacàu Jutùca purenà juccàpi iche. Juicachè* Atàni *juche.* Atàni *niacà, jutàa macumà junichinì anìtu, uati nuca ecarì uati ecachè. Niapà* Piosu, *merracäu niche. Vacàti parè pi.* Atàni, *ma juchè. Nunecacàu, ma* Atàni; *naumarí numeniquacàu: maarrutenì canà, ma. Iti icari piche, maarrutenì capì? ma juche* Piosu: *nuca piturrùpa nujucuàre, ma iche; naumarì pivià maarrutenì capì: pimavà chiacò; maisuini chiacò picaniacàu; pijatanapà-chiacò peca, ma iche. Turà niacà* Eva *juche, vejacàu. Umèni menià canà, jumà* Eva; *naumarì naca. Cavi chiacò pi pinupà, ma juche* Piosu, *sapàni pimasavà canà. Niapà uanacarè* Angeli *terruà canì* Paraiso-*iquà iche peni uaccaniàrio iatì. Nuà niturrùpa* Piosu *jucuàre pacatià nicaniacàu sonirri: nuca nimavàmacumá. Jacàpi uamavacà uajà nitianimì, sapàni nuca nitturùpa* Piosui-che.

Tradu-

Traduzione letterale.

V i parlo. Essa è vicina la Festa; perciò parlo à voi
ima. Egli è Dio di cui vi parlo. Egli è Dio, che
ce noi: perciò ci siamo. Se non ci avesse fatto, non
saremmo. Non sa l'uomo nascer da sè. Iddio solo
il Creatore dell' uomo. Anticamente non vi furono
omini. Dipoi ci volle: perciò ci fece. Non fece molti
Jomini. Due soli ne fece. Fece il maschio. *Adamo*
suo nome. Fece ancora la donna. Le diede il suo
ome *Eva*. Gli pose nel Paradiso terrestre. Beniſſimo
ettero ivi. Se avessero rispoſto (ubbidito) alla parola
i Dio, non sarebbero morti. Iddio parlò loro: man-
iate tutto, disse loro. Dopo mostrò loro il frutto di
n albero belliſſimo. Non ne mangiate disse loro, per-
hè non muojate. Quando ne mangerete, morrete. Così
arlò. Andò poi da loro (si allontanò da loro). Eva an-
ò à vedere il paese. S' incontrò col frutto del albero,
on ne mangiate, di cui detto Iddio aveva. Gratiſſimo
o vide. Vedendolo, il Demonio entrò in bocca di una
erpe. Indi parlolle: mangialo, le disse; è saporitiſſimo.
Nò, disse prima Eva; temo che muojamo. Non morre-
e, disse ingannandola il Demonio. Questo fece (perciò)
he lo mangiò Eva. Dipoi andò a portarne i parenti
altri simili frutti) nella sua mano. Gli mostrò ad Ada-
no. Adamo ancora temendo, che la sua moglie non
lesse il cuore (non si contristasse) non mangiandone, gli
nangiò. Dopo Iddio apparve loro. Ove sei Adamo?
gli disse. Mi vergogno, disse Adamo; per questo mi
ono nascosto. Sono senza veste, disse. Chi ti ha mos-
rato, che sei senza veste, gli disse. Non hai ubbidito
alla mia parola, gli disse; perciò sai, che sei senza veste.
Morrai, starai male, suderai per mangiare, gli disse.
Parlò ancora ad Eva, riprendendola. Il serpente ha in-
gannato me, disse Eva; perciò ho mangiato. Con do-
ore partorirai, le disse Iddio, in paga di avermi disub-
bidito. Dopo ordinò ad un Angelo, che gli cacciasse
dal Paradiso terrestre nella terra, nella quale stiamo.
Se avessero ubbidito a Dio, sempre sarebbero stati be-
ne: non sarebber morti. Ora muojamo noi loro figliuo-
li in paga di aver essi disubbiditi a Dio.

Il medesimo Ragionamento in Tamanaco

Caramàne pac ure aujac ne: pieta *uoccepòne pachè A revoràì pachè caramanarimne pac ure itavapò.* Tiòci *aiccì caramanarimdepo. Nare naccìine Camanèinan ghemò: morevoràipachè uoicce chichemò Chichemò manemnar' jave iteuja, ipurà chiuoccilghemorbe. Ité jàre itòto agipta-prà.* Tiocitpe *Amanenè. Penarè itòtoprà naccìine: moreret pepe* Tiòci *ipìine chichem morevarài pachè chichemò jamanèine. Tane itòto an maneprà: ac ciachetpe namanèine. Apalichè namanèi* Arani *taro-tepò. Aicà namanèine* Eva *itegèti. Ac ci chère ìine* Paraiso Terreſtre *tarotepciàve. Patcurbe naictòmne itàve.* Tiòci *caramanàri jacrer' jave iteujà ne, attachepuprà iuoccilghemòrbe.* Tiòci *ngaraman rimùine iteujacne: temgi arè manaptecci, tàine. M reretpepè nenepòine iteujac ne jeje jepèru. Cheic-pe pa cùrbe nacciine. Anemeprà maic-teccì. tàine, avattag purgam javàponò. Aujàc ne jemer' jàve, avattag pur ghemò. Cen' aigetpe tàine itetepciàve.* Eva *ndàir pata jeneccè. Necceporiine jeje jeper' jacbère, tenem tève, tarotpe iteujac ne* Tioci. *Tic porène nenèine. It ujà jenèr' jàve acchèi-jacà nuomùine Jolochiàma. Im dàve ngaramanàrimùine ite ujà: jemechè, tàine, tic po rène. Anemèripiprà ure, tainerhe penarène* Eva: *a taghemnènu. Aitaghepuprà avaccilghemò, taine jan gupter-bè iteujà jemetec pè. Jemetechemnè ndàine iprèp jareccè igno ujà Crerètpere jemèine ipùti uoc-cèma javaponò, jemèmnarjàve iteujà. Moreretpe pè nepùin* Tioci. *Tecapè amàre,* Aràni? *tàine. Tipciapàmge ur tàinè; morevoràì-pachè uotonamgè: inepòmna ure. Anecp nbutpòine aujà inepòmna avaccilì? taine. Caramanàri ana creprà maccìi; morevoraipachè aujà puc ce inepomna avac cilì. Avattaghepùri, patchebra avaccilì uoccepucrecc ananapùri janapùri aujà, tàine.* Eva *ulatpere ngaramanà rimùine; iteujà tanummaccè. Acchèi ujà ure tanguptecè tàine, ujà jemetc-pè. Moròne auòmnecarí, tàine* Tiòci, *caramanàri, jeucmatpe jepetpè. Moreretpepè, inonnochirbe,* Angeli *jonnòcchìine taurec-na; taurère pata jacà, tarb ujà, chichemò amenàre itàve màiri. Iteujac ne jacrer'- jàve* Tiòci *caramanàri, ipachère iuoccilghemòrbe, attag hepuprà. Chichemò amenàre uattaghepuptàchè, jepètpe iteujàc ne jeuc matpe* Tiòci *caramanàri.*

Tra-

Traduzione Letterale.

Io ſono ſul parlare a voi (*cioè*, *io vi parlo*). La feſta ſi avvicina. Perciò vi parlo prima di eſſa. Iddio ſarà, di cui vi parlì. Egli fu il noſtro Creatore. A ſimiltudine di ciò (*perciò*) noi ci ſiamo. S'egli non ci aveſſe fatti, non ciſaremmo. Da per sè ſteſſo l'uomo non eſiſte. Iddio ſolamente è il Creatore. Prima (*anticamente*) non vi fu l'uomo. Dopo queſto, Iddio ci volle: perciò ci fece: due ſoli ne fece. Fece il maſchio, Adamo chiamato. La femina fece, Eva il ſuo nome. Ambedue poſe nel chiamato Paradiſo terreſtre. Bene aſſai ſtettero ivi. D' Iddio la parola oſſervando, morti non ſarebbero. Iddio parlò loro. Tutto mangerete, diſſe. Dopo ciò moſtrò loro un frutto. Fu aſſai bello. Non lo mangerete, diſſe, perchè non muojate. Se ne mangerete, morrete. Coſi diſſe prima di andarſene. Eva andò a vedere il paeſe (*luogo della loro dimora*). S' incontrò col frutto, *non nè mangerete*, di cui avea lor detto Iddio. Lo guardò ſaporitamente. Eſſa guardandolo, entrò in una ſerpe il Demonio. Nella bocca di eſſa parlolle. Mangia diſſe; è ſaporito. Non voglio mangiarne, avrebbe detto prima Eva; (cioè, *non voglio mangiarne*, diſſe *primieramente Eva*; ma . . .) perche io non muoja. Non morrete diſſe ingannandola, affinchè lo mangiaſſe. Dopo mangiatone andò a portare i parenti (*altri frutti ſimili*) al ſuo marito. Anch'egli ne mangiò, perchè non ſi contriſtaſſe la ſua moglie, non mangiandone eſſo. Dopo queſto venne Iddio. Ove ſei tu Adamo? diſſe. Ho vergogna diſſe; perciò mi ſono naſcoſto; ſon ſenza veſte. Chi ti ha moſtrato, che ſei ſenza veſte? diſſe. Non hai oſſervata la mia parola; perciò tu ſai, che ſei nudo. Morrai, ſtarai male, ſudato (ſudando) mangerai il tuo cibo, diſſe. Anche ad Eva parlò. Egli la ripreſe. La ſerpe mi ha ingannata, diſſe, per mangiarlo. Con dolore partorirai, diſſe Iddio, in pena della mia parola diſubbidita. Dopo queſto per commando di lui un Angelo gli mandò altrove; In un altro luogo, dich' io, ove ora noi ſtiamo. Oſſervando eſſi la parola di lui, non ſarebber morti, ſarebbero ſtati ſempre. Noi ora muojamo in paga, (*in pena*) di aver eſſi diſubbidito alla parola di lui.

einiger Wörter in fünf Hauptsprachen des Orinoko, woraus man ihren Unterschied ersehen kann.

	Sàlivisch.	Jaruricsh.	Tamanakisch.	Maypurisch.	Ottomakisch.
Himmel	Mumeſechè *)	Andè	Capu	Eno	Caga
Sonne	Mumeſechè cocco **)	Do	Veju	Chiè	. . . .
Stern	Sipodi	Boèboè	Cirica	Urrùpu	Cirica
Erde	Sechè	Dabù	Nono	Peni	Poga
Waſſer	Caguà	Vì	Tùna	Veni	Ia
Feuer	Eguſſà	Condè	Vaprò	Catti	Nùa
Menſch	Cocco	Pumè	Apalichè	Cajarrachinì	Andua
Frau	Gnacu	Ibi	Aicà	Tiniochì	Ondua
Tiger	Impii	Joppanemè	Acchère	Quatichì	Maèma
Hirſch	Gnama	Beà	Jàma	Majarro	Jàma
Krokodil	Cuipoo	Gnacancà	Aruè	Amanà	Jondìa
Fluß	Ochèe	Necnà	Tùna	Veni	Jòga
Großherr	Giòmu	Pue	Ac-naccè	Jomuchì	Onnòna
Banàna	Paratunà	Paratunà	Parùru	Aràta	Parùru
Caſàve	Pèibe	Tambè	Ute	Uſi	Pèrega

*) D. i. obere Erde.
**) Der Menſch des Himmels, oder der obern Erde.

II.

De celebrioribus per Americam linguis.

Tempus jam poſtulat, ut ex anguſtis Ori-
oci fluminis terminis, quibus hactenus immo-
bar, egreſſus, in cæteras etiam Americæ re-
ones excurram, de cujus præcipuis linguis
reve quoddam ſpecimen me daturum promi-
ram, ad earundem originem, quoad licuerit,
orro indagandam.

Variarum Americæ linguarum Synopſis.

Caput I.

De lingua Haitina.

Inſula S. Dominici, inter *Antilias* celeberri-
a, indico nomine olim dicta fuerat: *Haiti*;
umque primum a Columbo detecta fuit, inco-
s abundaſſe perhibetur. Hodie unicus in ea
pereſt pagus Indicus, & in eo unica pariter
enuis familia, ex indigenarum avito ſtemmate
ropagata, cum ceteræ omnes adventitio ſan-
uine corruptæ, ſenſim in *Meſtizos*, *Zambos*, &
miles propagines degenerarint.

Paucos hos inter Indos num adhuc avita
ngua vigeat, prorſus ignoro. Id ſolum, ad-
miratione quidem digniſſimum novi, terram il-
am, tot gentium olim fecundam parentem, nul-
um jam Indum exterum, qui linguam illam
orro propaget, diu ſuſtinere. Vel enim emo-
itur novus advena, vel certe vix ultra bien-
ium illic perdurat. *) Quam ob rem lingua

*) Ita refert R. D. Colom, diuturnus incola ejus inſulæ.

kæc, ſi plene ſciretur, ad hiſtoriam præclar
ſervitura, reputari poteſt propemodum exſtin
cta, niſi forte prorſus interiit. Quare prider
indolui, quod eam nec Oviedus ab oblivion
tenebris vindicarit. Sed ſuperſunt adhuc i
ejus hiſtoria monumenta quædam etſi pauca
non quidem ſyntaxeos & integrorum ſenſuum
ſed ſingularium ſaltem vocabulorum, non ſo
lum in inſula S. Dominici adhuc vigentium, ſe
per omnem etiam reliquam Americam diffuſo
rum. Rariorum antiquitatum vel ipſa etia
fragmenta in pretio ſunt. En hic aliqua *Hait
norum*, a me collecta, & in ordinem alphabet
cum redacta; e quibus umbra quædam agno
ſcitur placidi illius genii, quem ajunt propriu
fuiſſe ejus gentis. *)

Age, radix aliqua, aliis etiam *Gname* dicta.
Agì, Piper americanum.
Aìna, flumen aliquod inſulæ S. Domin.
Amaca, lectus penſilis, reticulatus.
Amajàuna, nomen cujusdam ſpeluncæ S. Domi
Anòn, fructus delicatus hujus inſulæ.
Areiti, cantus Indicus, verſus &c.
Bagua, mare.
Bauàm, fluvius hujus inſulæ.
Bainòa, provincia quædam hujus inſulæ.
Bàigua, herba, qua piſces mactantur.
Balſa, ratis.
Barbacòa, cratis ex baculis aut cannis context

*) Vocabula hæc excerpta ſunt ex Oviedo, Petro Ma
tyre, Acoſta, Inga Garcilaſſo, ex P. Charlevoix,
ex Practica Andreæ de Leon, protomedici Philip
II; potiori ex parte ſequendo Orthographiam & pr
nunciationem hiſpanicam.

Battèa, lebes, inſtrumentum, in quo aurum lavatur.
Batèi, luſus pilæ majoris.
Batàta, radix ſapidiſſima.
Beònico, mons quidam hujus inſulæ.
Bixa, color ruber, quo ſe illinunt, alibi dictus *Achote*.
Bihào, alii dicunt: *Bijado*, herba grandibus foliis.
Boniàma, fructus vulgo dictus: *Ananas*, vel: *Pinna*.
Boa, domus.
Boiti, medici antiqui hujus inſulæ.
Burán, vas teſtaceum ad torrendum *Caſſave*.
Bubìo, ſpecies quædam tugurii.
Cabóje, radix edulis.
Cabúja, frutex, ex cujus foliorum fibris fiunt funes; & ſæpe etiam ſic vocatur ipſe funis.
Cacábo, provincia quædam hujus inſulæ Haiti, ſeu Hiſpaniolæ.
Caiguáni, certi montes ejusdem.
Caizímu, frons, vel principium.
Caimíto, fructus in America notus.
Cajarima, nates.
Canéi, ſpecies tugurii.
Canóa, cymbula indica.
Caóba, lignum pretioſum.
Caſiche. Hiſpani ſcribunt: *Cazique*, regulus.
Caſábi. Hodie ſcribitur: *Caſave*, vel *Cazàbe*, notus panis indicus.
Cemi, *Haitinorum* idola.
Cepi, nomen cujusdam fluvii.
Chemi, animal quoddam hujus inſulæ.
Chiabòn, nomen cujusdam fluvii.
Ciccia. Hiſpani ſcribunt: *Chicha*, potus indicus.
Cibucàn, v. *Sibucan*.

Cibájo, radix edulis.

Cipanga, unum ex nominibus, quibus vocab tur hæc Insula Haiti.

Comejèn, insectum valde noxium & vorax.

Conúco, ager, satum.

Cori, animal hujus Insulæ Haiti.

Cotúi, fluvius ejusdem Insulæ.

Coiba, tabacum.

Copéi, arbor, cujus folijs cartæ loco usi sun Hispani ad scribendum.

Duiheyuiquèn, significat flumen dives.

Gaguéi, arbor hujus insulæ.

Giamíco, flumen vicinum fodinis *Cibau.*

Guajacàn, lignum, quo curatur morbus gallicus

Guanávano, arbor pergrati fructus.

Guajába, sapidus quidam fructus.

Guáma, Ceratium americanum, *Johannisbrod baum.*

Guariágua, regio quædam Insulæ Haiti.

Guainára, morbus gallicus.

Haiti, nomen Hispaniolæ, sub adventum Columbi.

Hava, corbis factus e foliis *Bijado.*

Henequèn, nomen cujusdam herbæ, cujus fibris Indi ferrum findere dicuntur.

Hico, alii scribunt: *Jico*, funiculi ad alligandam *hamacam.*

Hicotéa, *Icotéa*, testudo terrestris.

Hicáo, *Jicáo*, fructus perspidus.

Hobo, *Jobo*, pruna flava silvestria.

Huracáne, *Uracane*, ventus vehemens, dictus: *Uracán.*

Huibo, significat altitudinem.

Hutia, animal Hispaniolæ.

Jajágua, species fructus *Ananas* dicti.

Jajáma, alia ſpecies ejusdem fructus.
Jarúma, alii dicunt: *Jaurúmo*, arbor ſilveſtris.
Jaciga, flumen hujus inſulæ.
Jejèn, ſpecies minutiſſima muſcæ.
Jovauaboina, quædam ſpecus in hac inſula.
Juca, arbuſtum, ex cujus radicibus fit *Caſſâve*.
Iguana, lacerta edulis.
Jucáti, Indi Hiſpaniolæ ſeptemtrionales.
Junna, fluvius hujus inſulæ.
Macána, furtis quidam, quo pugnant Indi.
Maghéi, Aloe vulgaris.
Macóri, fluvius Hiſpaniolæ.
Maguacoccío, gens veſtita.
Maiz, milium, ſeu frumentum turcicum.
Maméi, fructus præclari ſaporis.
Mangle, arbor creſcens ad oram maris.
Manatì, piſcis notus, alibi: *vacca marina*.
Manì, frutex, cujus radicibus adhæret fructus ſimilis nuci avellanæ.
Mohui, animal Hiſpaniolæ.
Nae, remus ad uſum *Canoæ*.
Natha, fluvius Hiſpaniolæ.
Nicáo, alius ejusdem fluvius.
Nigua, pulex intercus.
Ocóa, fluvius Hiſpaniolæ.
Ozan, fluvius ejusdem præcipuus.
Pitahaia, alii ſcribunt: *Pitajaya*, fructus nobilis cujusdam cardui.
Savána, vel *Zavána*, pratum.
Seiba, vel *Ceiba*, arbor ſilveſtris.
Sibucàn, inſtrumentum, quo exprimitur *yuca*.
Tabácco, inſtrumentum, quo utebantur *Haitíni* ad fumandum.
Taína, morbus gallicus.
Tuna, ficus indica.

Tuíra, dæmon.
Tca, morbus gallicus.
Tebipa, idem.

Omnes hæ voces *Haitínæ* ſunt, & ut ſupra dixi, adeo per omnem Americam, præſertim auſtralem, propagatæ, ut vix Hiſpanum invenias, qui iis non utatur. Univerſalia pariter, ſed incertæ originis, ſunt vocabula ſequentia: *Pirágua*, navis indica major; *Caiman*, crocodilus; *Tutúma*, vas hemiſphæricum ad bibendum; *Aujáma*, ſpecies cucurbitæ americanæ edulis, præclari ſaporis, &c.

Demum noto, nomina quorumdam fructuum, qui non dabantur in inſula S. Dominici, forte mutuata eſſe ab Indis *Terræ firmæ*. Oviedus nusquam meminit *Papayæ*, *Chirimoyæ*, *Aguacatii*, vel *Curæ*, aliorumque complurium fructuum, hodie per omnem Americam notorum. Et ne quidem nomen *Parami*, quo vocantur montes frigidiſſimi, in ejus hiſtoria occurrit; nec meminit *Tarabitæ*, pontis cujusdam americani, nec aliarum vocum communium, cuivis Hiſpano-americano notiſſimarum.

Si porro quæras, qua ex lingua in hiſpanicam aſſumtas putem voces prædictas; dicam aſſumtas præcipue ex lingua *Novi Regni*, vel provinciarum *Terræ firmæ*; nam hæ poſt occupatam inſulam *Haitinam*, fuerunt utique inter primas, ab Hiſpanis in poteſtatem redactas; & illic certe occurrunt & montes illi frigidi, & fructus omnes ſupra nominati. Verum ſatis de lingua *Haitina*.

Caput II.

De lingua Mexicana.

Huic translationi Dom. Abb. *Franc. Xav. Veigl* ſequentia e *Bibliotheca* mea *glottica univerſali* addenda duxi.

Storia antica del Meſſico, cavata da' migliori Storici Spagnuoli, e da' Manoſcritti, e dalle Pitture antiche degl' Indiani; diviſa in dieci Libri, e corredata di Carte Geografiche, e di varie figure e Diſſertazioni ſulla Terra, ſugli Animali, e ſugli Abitatori del Meſſico. Opera del Abate D. *Franceſco Saverio Clavigero*. Tomo I. In Ceſena, 1780. Tomo II, ib. eod. T. III. ibid. Tomo IV. contenente le Diſſertazioni, 1781. 4.

Toribio di Benavente, Motolinia Ord. S Franc. (unus e primis XII. Miſſionariis mexicanis) ſcripſit *hiſpanice* Hiſtoriam Indorum Novæ Hiſpaniæ; & diſſ. de Calendario Mexicanorum.

Alfonſo *Zurita* diſſ de Politia, Legibus & Conſuetudinibus Mexicanorum. MS. Mexici, in Bibliotheca Soc Jeſu Collegii S. Petri & Pauli. Ea valde uſus eſt Dom. *Claviger*, ut & Hiſtoriis ſcriptis a Regibus Familiæ *Acolhuacan Ixtlilxochitl.* MSS. ſunt in prædicta Bibliotheca.

Taddeo di Nizza, Tlaſcallenſis, ſcripſit A. 1548. Hiſtoriam devictionis Regni Mexicani; ſubſcripſerunt 30 nobiles Tlaſcallenſes.

Vox *Mexico* i. e. *fons aquarum*, erat nomen partis dimidiæ hujus Urbis, tempore Motezumæ. Ipſis Mexicanis vocabatur *Tenuchtitlan*, regio *Themiſtitan*, ipſum vero Regnum *Mexitl.*

Nomen quatuor Regnorum fuit: *Anahuac*, ſ. Vallis Mexicana, 40 Vrbium, poſtea Nova Hiſpania; *Acolhuacan*, *Tlacopan*, atque *Michuacan*; & Respublicæ *Tlaxcallan* ſ. Tlaſcalla, *Cholollan*, & *Huexotzinco*.

In Urbe *Tlaſcala* tres ſunt linguæ uſitatæ: *Nahuahl*, lingua aulica ſ. Indorum principum; *Otoncir*, lingua vulgaris; *Pinomer*, regioni Tlaſcalitanæ olim propria dialectus. Hodie ea utuntur opifices in urbe Tlaſcala.

Otomies, incolæ montani, ſubacti penitus ſub finem Sæc. XVII, habitabant in confiniis regni mexicani, cui infenſi erant. Lingua eorum paucis continetur vocibus, ceu ſinica. *Herrera*, Dec. 3. Lib. 4. Cap. 9. Conſervarunt incolæ ſuam linguam.

In territorio *Miſteque* tredecim erant dialecti *Herrera*, L. 3. cap. 14. Uſitatiſſimæ erant Linguæ των *Chontal*, *Zoqueorum*, & *Mexicanorum*. *Herrera* teſte, hæc ultima uſitatiſſima fuit, etiam nunc eſt. En voces mexicanas e Lexico mexicano;

Tzontecontli, caput.	*Ahcolli*, humeri.
Tzontli, crines.	*Matzotzopatli*, brachia.
Ixcuaitl, frons.	*Maytl*, manus.
Ixtelolotli, oculi.	*Tlalhuyaotl*, tendines.
Nacaztli, aures.	*Mahpilli*, digiti.
Camachalli, maxillæ.	*Yetzalhuyotl*, venæ.
Camactli, os.	*Iztitl*, ungues.
Tlantli, dentes.	*Xillantli*, venter.
Nenepilli, lingua.	*Cuitlapantli*, dorſum.
Cocotl, collum.	*Yeltepachtli*, jecur.
Yelchiquiuhtli, pectus.	*Yollochtli*, cor.

Chi-

Chichitl, pulmones.
Taxixtecon, lien.
Netlocetetenca, renes.
Tlanguaitl, genua.
Metzquauhiotl, femora.
Icxitl, crura.
Cotztli, pedes.
Xoquochtlantli, calces.
Iztal, albus.
Tliltic, niger.
Quiltic, viridis.
Texutic, cæruleus.
Chiciltic, ruber.
Coztic, flavus.
Nextic, variegatus.
Mazatl, cervus.
Tochtli, cuniculus.
Pitzotl, porcus.
Ocelotl, leo.
Cuetlachtli, lupus.
Coyotl, vulpes.
Miztli, felis.
Chichi, canis.
Cahuyao, equus.
Quaquahue, taurus.
Acuetzpalin, lacerta.
Tecpin, culex.
Cacalin, vultur.
Cuauhtli, aquila.
Acatlotli, corvus.
Tuznene, pfittacus.
Hueytzanatl, cornix.
Zulin, coturnix.
Tlalalacatl, anfer.
Canauhtli, anas.
Huilotl, columba.
Pelompatox, pauo.
Colotl, fcorpio.
Alemitl, frons, folia arborum.
Coztic, aurum.
Teocuitlatl, argentum.
Temeztli, plumbum.
Tepoztli, ferrum.
Ilhuicatl, cælum.
Tonatiuh, fol.
Metztli, luna.
Citlabin, ftella.
Mixtli, nubes.
Tlatlazinil, tonitru.
Tlahuitequiliztli, fulgur.
Quauhtla, mons.
Tepetl, collis.
Ixtlahuatl, vallis.
Quahuitl, arbor.
Xihuitl, herba.
Ameyatli, fons.
Atlautitli, rivus.
Atoyatl, fluvius.
Quauhpantli, pons.
Zahzacatla, lacus.
Cohuatl, anguilla.
Azcatl, formica.
Ttell, ignis.
Nextli, cinis.
Tecolli, carbo.
Quiahuiztli, pluvia.
Teccatl, ventus.
Zetl, pruina.
Chocolatl, la Chocolate.
Tahtli, pater.
Nantli, mater.

Tepil-

Tepilzin, filius.
Teuchpoch, filia.
Teoquichtuich, frater.
Tehueltiuh, ſoror.
Tecoltzin, avus.
Tetlahtzin, patruus.
Teutli, dominus.

Teotl, Deus.
Tlacoti, ſervus, ſubditus.
Tlacatecolotl, ſpiritus malus, diabolus.
On, &.

1, Ce vel Centetl.
2, Ome.
3, Yei.
4, Nahui.
5, Macuilli.
6, Chicuacen.
7, Chicome.
8, Chicuey.
9, Chicunahuni.
10, Matlactli.
15, Caxtolli.
20, Zempohualli.
40, Ompohualli.
50, Ompohualli on Matlactli.
60, Yepohualli.
70, Yepohualli on Matlactli.
80, Nahupohualli.
90, Nahupohualli on Matlactli.
100, Macuilpohualli.
1000, Ontzontlûpan macuilpohualli.

L. Mexicana caret conſonantibus B, D, F, G, R & S.

Abundat diminutivis. Vid. *Clavigero*, T. II.

Translata ſunt in L. mexicanam Proverbia Salom. Evangelia, *Thomas a Kempis*, &c.

Logica in L. Mexicana a Patribus S. I. conſcripta fuit.

Lin-

Linguæ & Dialecti Mexicanæ.

Lingua mexicana propria.
— Otomita.
— Zapoteca.
— Mizteca.
— Maya.
— Totonaca.
— Popoluca.
— Matlazinca.
— Huaxteca.
— Mixe.
— Kiché.
— Cakciquel.
— Taraumara.
— Tepehuana.

Grammaticæ & Lexica Linguæ Mexicanæ.

Don Joſef Auguſtin de *Aldama* y *Guevaro* Arte de la Lengua Mexicana. En Mexico, 1754. 12.

Horatii Carochi e Soc. Jeſu, Ars copioſiſſima Linguæ Mexicanæ, ea præceptorum claritate, ut linguæ latinæ peritus, brevi tempore, & ſine magiſtro, poſſit illam condiſcere. Mexici, 1645. 4. Reliquit etiam:

Grammaticam linguæ *Otomiticæ*, cujus eſt uſus in multis Miſſionibus per illas Regiones; & præterea Lexicon, magnitudine & verborum copia, par *Calepino*.

Diego de Gualdo Arte de la Lengua Mexicana. En Mexico, 1642. 8.

De OLMOS (Andreae) Grammatica & Lexicon L. *Mexicanæ*, *Totonaciæ* & *Huaxteciæ*; cum Cate-

techismo & Evangeliis Epiſtolisque, mexicane. Mexici, 1560. 4to 2 Vol. Autographum eſt in Bibliotheca Templi cathedralis Toletani. *C. C. Plüer's* Reiſen, pag. 89.

Ejusd. diſſ. de Antiquitate Mexicanorum. Hiſp. & Mexic. MS.

— Admonitio patrum filiis data; hiſp & mexicane. MS. Specimen eſt in libro ſeptimo Hiſt. antiquæ mexic. Dom. Abbatis *Clavigeri.*

SAHAGUN, (Bernardino) Lexicon univerſale L. Mexicanæ. fol. XII Vol. MS.

Ejusd. Hiſtoria univerſalis Novæ Hiſpaniæ, fol. IV. Vol. MS. eſt Toloſæ in Biblioth. Franciſcanorum. *M.*

Haud nimis longe ab *Haitina* inſula diſtant indigenæ Mexicani; & quamvis pertineant ad Americam ſeptemtrionalem, ad eos tamen etiam excurro, duce ac comite hujus linguæ peritiſſimo. *) Lingua iſta, cujus genius & character ori italico videri poteſt apprime durus, immo ſcabroſus, ab ejus peritis dicitur copioſa non minus, quam elegans. Et quidquid ſit de elegantia, quæ utique qualitas eſt reſpectiva, de copia nil prorſus dubito. Linguam Monarchis, ſacerdotibus, aſtronomis, militibus non contemnendis, variarum artium liberalium æque ac mechanicarum profeſſoribus uſitatam, quippe quæ politica, ſacra, erudita, militaria & œconomica complectatur, ſane oportuit ſaltem abundantem eſſe, rebusque omnibus explicandis idoneam. Et vero non eſſe in ea, ajunt, penu-

*) A. R. D. *Gaſpare Miraglia.*

enuriam vocum abſtractarum, ſpiritualium & cientificarum, qualem eſſe in linguis ſilveſtribus quaſi eſt neceſſe. En ejus breve ſpecimen, rthographiæ italicæ accommodatum præter id, uod hic prænoto de pronuntiatione quarumam literarum aut ſyllabarum, quæ noſtro in ermone non omnino reperitur.

§. 1. *De pronuntiatione.*

Syllaba, vel potius ſemiſyllaba *c'* perſæpe ccurrit in vocibus mexicanis, v. g. *chen mac'*; ua in re notandum, hanc apoſtrophen *c'* prountiari debere, non quidem ut in ſyllabis *ce* el *ci*; ſed ſolum cœptam, & prolatam usque d medium.

§. 2. *De Nomine & ejus variationibus.*

Nomen aliam inflexionem non habet, quam ua diſtinguitur ſingularis a plurali; terminatioes vero ſunt variæ. En earum aliquas: *tlàatl* homo, *tlaca* homines; *ſiuatl* mulier, *ſiva* mulieres; *tlacátecólotl* diabolus, *tlatlácatecólo* diaboli; *maſevalli* Indus, *maſeváltin* Indi, *teotl* Deus, *etéo* Dii, &c.

Diminutiva communius fiunt præponendo nomini vocem: *tepiton* parvus. Sed ſunt præterea diminutiva duplicis claſſis. Particula: *tzintli* facit diminutivum æſtimationis, amoris, ac teneritudinis; v. g. *pilli* infans, *piltzintli* infantulus. Particula: *tontli* format diminutivum contemtus; v. g. *tilmátli* faber ferrarius, *tilmatontli* idem per contemtum &c. Præter hoc diminutivum contemtus datur & aliud, ut ita dicam,

cam, pejorativum, terminatum in: *pol:* v. g. *notlatlácol*, meum peccatum, *notlatlacólpol* meum peſſimum peccatum &c.

Particula: *ſenca* ſignificat: *valde*; ſicut: *vel-ſenca*, *nimis valde*; & alterutra harum nomini præpoſita ſit ſuperlativus; v. g. *qualli* bonus, *vel-ſenca qualli* optimus.

Comparativi fiunt adverbio: *ocacci* ſignificante: *magis*, poſito ante nomen; v. g. *in tevatl ocacci tiqualli*, tu es melior illo.

§. 3. *De Pronomine.*

Horum ſunt varia; communiora ſunt poſſeſſiva: *No* meus, *mo* tuus, *i* ſuus, *to* noſter, *amo* veſter, *in* vel *im* illorum. Sed nota (id quod etiam dixi *) in ſpecimine linguæ tamanacæ) has particulas poſſeſſivas numquam adhiberi ſeorſim, ſed ſemper præpoſitas & affixas nomini. E. g. *Calli* domus, *nócal* domus mea, *mocal* domus tua, *ical* ſua domus, *tocal* domus noſtra, *amócal* domus veſtra, *incal* domus ipſorum. Ubi obiter nota, quod voces abſolutæ in contractione cum particulis poſſeſſivis, perdant ultimas ſyllabas, quæ ſunt: *tli*, *li*, *in*, ut liquet in prædicta voce: *calli.*

Pronomina primitiva ſunt: *névatl* ego, *tévatl* tu, *jevatl* ille, *tevantin* nos, *amevántin* vos, *jevántin* illi.

§. 4. *De Verbo.*

Prævie hic notandæ ſunt particulæ pronominales, quæ verbis in conjugatione præfixæ

*) Supra, pag. 357.

fixæ distinguunt personas; & sunt sequentes: *ni* particula primæ personæ; *ti* secundæ; tertia non habet ullam; & hæc de verbo in singulari. In pluralis prima persona præponitur particula: *ti*; in secunda: *an* vel *am*; tertia, ut in singulari, caret. Et hæc parsimonia, quæ ne quidem datur in linguis Orinocensibus, parum videtur honorifica mexicanæ. Nihilominus nolim eam postponere orinocensibus; quandoquidem habet alias quasdam particulas, ut ita dicam, *reverentiales*, quæ mirum in modum distinguunt quamvis personam, quin ulla desideretur. Ego eas brevitatis gratia prætermitto.

Cæterum in mexicana, ut in quavis alia lingua, dantur verba irregularia & anomala, ad quorum notitiam opus est præclara memoria. His autem demtis, lingua hæc suapte abundantissima unam solam habet conjugationem. Libet eam distinctim adferre, ut pateſcat ejus artificium. Pro exemplo sit verbum *tlasótla*, amare.

Nitlasotla ego amo, *titlasotla* tu amas, *tlasótla* ille amat, *titlasotla* nos amamus, *antlasotla* vos amatis, *tlasotla* illi amant. *Nitlasotlaja* ego amabam &c. ut in præsenti, sed subjuncta particula: *ja*. Præteritum perfectum præter distinctivum finale, habet etiam suam variationem in principio. *Onitlasotlac* ego amavi &c. In plurali hujus temporis additur verbo in fine particula: *che* v. g. *Otitlasotláche* nos amavimus &c. Modus imperativus: *Scitlasotla* ama tu, *scitlasotlácan* amate vos. Datur etiam modus prohibitivus, ut dictum de linguis orinocensibus, qui exprimitur per particulam: *macámo* verbo præpositam. E. g. *macámo scitla-*

ſotla nolite amare. Cæteri modi ſuis etiam particulis diſtinctivis præditi ſunt, præſertim conjunctivus, ad quemlibet ſenſum rite exprimendum.

§. 5. *De Verbo paſſivo, de Participiis, Conjunctionibus & Interjectionibus.*

Verbum fit paſſivum, adjuncta in fine ſyllaba *lo;* e. g. *tlaſotla* amare, *tlaſotlálo* amari vel eſſe amatum; *itta* videre, *ittlálo* videri; *póva* numerare, *poválo* numerari.

Participium. Amans, *in tetlaſotláni;* amantes, *intetlaſotlaníme*; amatus *tetlaſótli;* dignus amatu, vel amandus *inic tetlaſotlálo* &c quæ brevitatis gratia omitto. Adverbia ex nominibus facta, ut in linguis orinocenſibus, ab iisdem nil differunt. Sic: *tzopélic* ſignificat dulce ac dulciter; *qualli* bonus & bene; quæ ut fiant ſuperlativa, iis præponitur particula: *vel*, vel etiam: *vel ſenca* ſecundum dicta.

Interjectio: *ijójavè* ſignificat affectum dolentis, exſultantis, ac etiam admirantis; & videtur eſſe unica inter Mexicanos. In conjunctionibus vero nihilo ſunt noſtratibus inferiores. *Ivan* ſignificat: &, e. g. Petrus & Paulus, *Pièˆtro ivan Paulo.* Disjunctiva: *vel* exprimitur per: *anóſo*, vel *noſo*, e. g. *névatl noſo távatl*, ego vel tu.

Caput III.

De lingua generali, vulgo dicta: del Ynga.

Per totam Americam auſtralem non reperies linguam latius protenſam præ *Yngarum.*

Nata

ata eſt æque ac cæteræ, *) aut ſaltem longo empore conſervata intra anguſtos fines, ut ego uidem conjicio, territorii *del Cuzco*; ſed ſubin- e una cum imperio propagata, & fors etiam urſu temporum correcta & adornata, innume- s populis communis evaſit. Omnes nationes arbaræ, 400 circiter annorum ſpatio ab *Yngis* ebellatæ, ac in poteſtatem redactæ, ad lin- uam ſimul hanc amplectendam fuere conſtri- tæ. In omni provincia (quod ne quidem Ro- a, orbis olim domina, molita eſt) erant ma- iſtri linguæ, hanc in rem ex metropoli miſſi, t omnium in ore foret ſermo politus æque, c ne in accentu quidem ab *Yngarum* uſu diver- is. Horum proinde linguam loquebatur omne, uam late a Septemtrione ad Auſtrum usque pro- enditur, Peruvium, a Quitenſi ſcilicet regno d usque Chilenſe; loquebatur eam Tucumania, mmo & regio Chacoenſis (*Ychacoenſis*) Loque- atur, inquam, jam tunc; non quaſi poſt Hiſpa- orum adventum iis in terris vigere deſierit; ed quod hi etiam novi advenæ ſenſim eam am- lexi ſint, in quorum ſubinde aucta poſteritate iget hodiedum, & ob ſingularem energiam ac uavitatem perlibenter ab Hiſpanis indigenis ad- ibetur. Nec ſane immerito; nam certe lingua æc ob illuſtres prærogativas præ cæteris ame- icanis commendari meretur, & in paradigmate grammatico lectorum oculis paulo plenius ex- hiberi. **)

*) Vid. ſupra, pag. 133, ubi varias inſtitutiones grammaticas indicavi. *M.*

**) *Paradigma iſtud Gilius in opere ſuo adfert, quale id ab A. R. D. Gaſpare Xuarez accepit; ſed cum in eo deſiderentur complura ſcitu digniſſima, imo & manifeſta quædam errata irrepſerint, neceſſarium duxi & illa addere, & iſta corrigere.*

§. 1. *De litteris alphabeti hac in lingua uſitati*

Memorandum eſt hoc loco, in lingua *d* *Tnga* nullum prorſus eſſe uſum, nec neceſſita tem conſonantium: *B. D. F. X.* immo & complu res aſſerunt, in vocabulis linguæ propriis ear etiam carere vocalibus: *E* & *O.* Littera *L* ſim plex in principio vocabuli nusquam occurrit *L* vero more hiſpanico duplicata, quæ vim ha bet italici: *Gli*, ut in voce: *llama* (l *liama*) ovis eſt ſat rara. *R*, a qua quædam voces incipiunt pronuntiatur ſuaviter non quaſi duplicata mo re hiſpanico. Cætera ad pronunti tionem per tinentia clarius innoteſcent in vocabulario, quod ſuo loco dabo.

§. 2. *De nomine, & ejus articulis.*

Lingua hæc non habet varias nominum in flexiones, qualium uſus eſt in latina & græca; ſed ad diſtinctionem caſuum utitur gratioſis quibusdam particulis nomini poſtpoſitis, quas articulos dicere poſſumus. Pro norma declinationis, quam omnia prorſus nomina ſequuntur, ſit vox: *yáya* pater, *yayápac* patris, *yayáman* patri, *yayáta* patrem, *a yáya* o pater, *yayamanta* a patre, *yayacuna* patres, *yayacunápac* patrum, *yayacunáman* patribus, *yayacunáta* patres accuſat. *a yayacúna* o patres, *yayacunamanta* a patribus. Adjectivum ſubſtantivo junctum eſt indeclinabile, & caſuum ac numerorum diverſitas in ſolo ſubſtantivo exprimitur. E. g. *Runa* homo, *ſinchi* (l. *ſintſchi*) fortis; genitivus erit: *ſinchi runápac* fortis hominis; *ſinchi runacuna* fortes homines; & ſic de cæteris caſibus utriusque numeri. Ad indicandum ſuperlati-

tivum tam in nomine, quam in adverbio, anponunt positivo adverbium: *ancha* (l. *antscha*) ılde. E. g. *sumac* pulcher, *ancha sumac* valde ılcher; *misqui* (l. *miski*) dulce vel dulciter, ıcha *misqui* dulcissimum, dulcissime. Compativus fit per particulam: *áshuan* (l. *áschhuan*) agis, e. g. *Pedro ashuan alli Juan* Petrus est ıelior Joanne. Vel etiam postponendo: *yalli*a nomini superato; quod: *yallispa* re ipsa est ırticipium præteriti ex verbo: *yallini* supero; : idem est, ac si diceres: Petrus bonus est ıanne superato, *Pedro alli mi Juan yallispa*. Diinutiva fiunt præposito: *uchuglia* (l. *utschuglia*) ırvus, e g. *Uchuglia huassi* parva domus; sæe etiam ad exprimendam teneritudinem subngunt nomini: *lla*, quod pronunciatur, more ıspanico, quasi *lia yayalla*, *mamalla* paterculus, ıatercula; immo jam etiam passim exprimunt iminutiva, mutuato ex lingua hispanica: *cito*, g. *huassicito* (l. *huassisito*) domuscula, *runacito* . *runasito*) homuncio. Abstractorum nomium, ut in linguis barbaris passim usu venit, t non le[illegible] penuria, & præsertim dum vel eligionis mysteria exponenda sunt, vel de huanarum actionum moralitate loquendum, ære modus invenitur, ea satis ad captum exrimendi. Quorumdam abstractorum loco a veris derivantur substantiva. Sic: volo, *munani*, nde: voluntas *munái*; volitio vero exprimitur er *munána*, quod est re ipsa infinitivus: *munana*, suppresso: g. Intellectus, memoria, cogitio, cognitio, peruanæ linguæ unum idemue est in voce: *yuyai*, vel: *yuyána*, illa prorie significante potentiam: ista actum a verbo: yuyáni cogito, intelligo, memini. Etsi ricte loquendo, *memini* exprimi deberet in

idiotismo peruano per *yuyamuni* iterum cogit
ſeu reminiſcor, interpoſito *mu*, quod ex d
cendis exprimit motum *inde huc*, quaſi dica
ex re cogitata iterum cogito, ſeu in mente
revoco. Sed prædicta regula (ſupprimendi
ex infinitivo verbi, ad ſignificandam actionen
non ita fixa eſt, ut ſimile derivatum non ſign
ficet etiam quid aliud. Sic a *puñuni* (l. *puniu*
dormio, infinit. *puñunga* derivatur: *puñuna* (
puniuna) quod lectum ſignificat potius, qua
dormitionem vel ſomnum. Sic ſedeo eſt: *ti*
rini, a quo: *tiarina* (preſſo *g* infinitivi: *tiari*
ga) ſedes eſt potius, quam; Seſſio; a *micú*
comedo, *upiáni* bibo, *micuna* cibum, *upiána* po
tum ſignificat potius, quam comeſtionem ac po
tionem &c. Ab *hatum* magnus, *utſchuglia* par
vus, *ſinchi* (l. *ſintſchi*) fortis, *ſumac* pulcher &c
magnitudinem, parvitatem, fortitudinem, pul
chritudinem &c. una voca vix exprimes.

§. 3. *De Pronomine.*

Primitiva ſunt: *ñuca* (l. *niuca*) ego, *cam* tu
chai (l. *tſchai*) ille, *pai* is, *cai* iſte; *ñucanchic* (l
niucantſchic) nos, *cameuna* vos, *chaicuna* illi ab
ſentes, *paicuna* ii, *caicuna* iſti. Hic nota (cu
ſimile dictum eſt etiam de lingua Tamanaca
pronomen: *nos* duplici modo exprimi. Si in
eo comprehendantur & alii, ad quos ſermo
dirigitur, adhibetur: *ñucanchic*. E. g. nos chri-
ſtiani amamus Deum, *ñucanchic Chriſtianocuna*
Dioſta cuyanchic. Sed ſi *nos* dirigitur ad alios
in eo non comprehenſos, exprimitur per: *nu-*
caicu (l. *niucaicu*) e. g. nos Indi amamus vos
Patres, *ñucaicu runacuna camPadrecunata cuyaicu*.

Cæte-

Cæterum hæc primitiva Pronomina declinantur per casus, more nominum. E. g. *ñucápac* mei, *nucáman* mihi, *ñucáta* me &c.

Habet hæc lingua sua possessiva a nomine separata, e. g. hæc domus est mea vel tua, vel illius, *cay huaſſi ñucapac mi, campac mi, paypac mi*, & sic exprimuntur, dum copula *mi* expresse ponitur. Sed in defectu copulæ expressæ potius utuntur possessivis cum ipso nomine contractis. E. g. *yayai*, *huaſſini* pater meus, domus mea (nam nominibus terminatis in: *i* adnectitur: *ni*, cæteris solum *i*) *yayaiqui* (l. *yayaiki*) *huaſſiqui* (l. *huaſſiki*) pater tuus, domus tua; *yayan*, *huaſſin* pater ejus, domus ejus. *yayanchic* (l. *yayantſchic*) *huaſſinchic* (l. *huaſſintſchic*) pater noster, inclusive, domus nostra; *yayaicu*, *huaſſicu* pater noster, domus nostra exclusive; *yayaiquichic*, *huaſſiquichic* (l. *yayaikitſchic*, *huaſſikitſchic*, pater vester, domus vestra; *yayáncu huaſſincu* pater eorum, domus eorum.

§. 4. *De Verbo.*

Eadem sermonis facilitas elucet etiam ex qualitatibus Verborum, quorum omnium conjugatio sequitur eamdem normam, nullo irregulari, nullo anomalo. Pro exemplo sit Verbum: *rimáni* loquor, cujus conjugationem primum exhibeo, demtis cæteris respectibus, de quibus infra. Igitur præsens indicativi est: *rimáni* loquor, *rimangi* loqueris, *riman* loquitur, *rimanchic* (l. *rimantſchic*) sine exclusione, & *rimaicu* cum exclusione (ut supra) loquimur, *rimangitſchic* loquimini, *rimancu* loquuntur. Præteritum unicum in hac lingua est: *rimarcani* lo-

quebar, *rimarcangi* loquebaris, *rimarca* loquebatur, *rimarcanchic* (l. *rimarcantſchic*) loquebamur, *rimarcanguichic* (l. *rimarcangitſchic* loquebami, *rimarcancu* loquebantur, vel etiam: *rimarcaſapa.*

Futurum unicum. *Rimaſchac* loquar, *rimangi* loquéris, *rimanga* loquetur, *rimaſchun* loquemur, *rimanguichic* (l. *rimangitſchic*) loquemini, *rimangacu* vel *rimangaſapa* loquentur.

Imperativus. *Rimai* loquere, *rimachun* (l. *rimatſchun*) loquatur; *rimaichic* (l. *rimaitſchic*) loquimini, *rimatſchunſapa* loquantur.

Conjunctivus. *Rimaiman* loquerer, *rimangiman* loquereris, *rimanman* loqueretur, *rimantſchicman* loqueremur, *rimangitſchicman* loquerémini, *rimanmanſapa* loquerentur.

Præteritum conjunctivi fit per ſubnexum præſenti: *carca.* E. g. *rimaimancarca*, locutus fuiſſem, *rimangimancarca* locutus fuiſſes &c. nam: *carca* eſt præteritum verbi auxiliaris: *cani* ſum.

Infinitivus. *Rimanga* loqui; *rimac* loquens, *rimaſca* locutus, *rimaſpa* quia locutus, vel loquendo, *rimac-rini* locutum eo.

Verbum: ſum, *cani* non eſt irregulare, ſed conjugatur more cæterorum, & expreſſe ponitur, dum agit copulam, cum hac ſola exceptione, quod in tertia perſona indicativi præſentis non dicatur: *can*, ſed: *mi*; ſic: Petrus eſt fortis, *Pedro ſintſchi mi.* Idem *mi* præponitur etiam ornatus aut emphaſis gratia ipſi verbo: *cani* expreſſe poſito, in omnibus fere temporibus, numeris, & perſonis indicativi. Sic: ego ſum, *niuca mi cani*; Petrus fuit, *Pedro mi car-*

carca, nos fortes ſumus *ſintſchi mi cantſchic* &c.

Habet hanc peculiarem prærogativam lingua peruana, quod non ſolum perſonas more latinæ no verbo exprimat, ſed reſpectus etiam diverſos, quibus, ut ita dicam, verbum afficitur. E. g. loquor, ſimpliciter, eſt: *rimani*; loquor tibi, *rimaiqui* (l. *rimaiki*) dicitur potius pro: *camman rimáni;* locutus ſum *rimarcani*, locutus ſum tibi *rimarcaiqui* (l. *rimarcaiki*) dicitur potius præ: *camman rimarcani*; loquar *rimaſchac*, loquar tibi *rimaſcaiki* dicitur præ: *camman rimaſchac*; loquor vobis *rimaiquichic* (l. *rimaikitſchic* dicitur pro: *camcunaman rimani.*

Tu loqueris *rimangi*, tu loqueris mihi *rimahuangi* dicitur pro: *ñucaman rimangi.* Tu locutus es *rimarcangi*, tu locutus es mihi *rimahuarcangi.* Vos loquimini *rimangitchic*, vos loquimini mihi *rimahuangitſchic* dicitur; non: *ñucaman rimangitſchic.* Is loquitur *rimàn*, is loquitur mihi *rimahuàn*, pro: *ñucaman riman*, locutus eſt *rimarca*; locutus eſt mihi: *rimahuarca.*

Præter dictas Pronominum relationes habet & hoc peruana lingua peculiare, quod inſertis quibusdam aliis ſyllabis in idem verbum, varios etiam ſenſus alios exprimat relativos. Sic in *rimani* loquor, inſertum: *cu* ſignificat actualitatem: *rimacuni* ſum loquens, vel actu loquor; *micuni* comedo, *micucuni* actu comedo &c.

Inſertum: *naya* ſignificat deſiderium; *rimanayani* cupio loqui, *micunayani* eſurio vel cupio edere.

Inſertum: *chi* (l. *tſchi*) ſignificat: *facio ut*; ſic: *rimachini* alloquor, ſeu facio ut alter loquatur; *upiachini* facio ut bibat, vel potum propino.

Inſertum: *an* ſignificat mutualitatem; ſic *rimananchic* (l. *rimanantſchic*) loquimur invicem.

Inſertum: *paya* ſignificat frequentationem; ſic: *rimapayani* identidem loquor, *rimapayangi* ſæpe loqueris.

Inſertum: *pua* ſignificat: in bonum loquentis; ſic: *rimai* loquere, *rimapuai* loquere pro me, vel in mei gratiam.

Inſertum: *mu* ſignificat motum inde huc; ſic: *purini* eo, *purimuni* eo inde huc; *puri* ito, *purimui* veni; *apani* aufero, *apamuni* adfero inde huc &c.

Cæterum ſervatis pro diverſitate ſenſus his interjectionibus, verba ipſa conjugantur per ſua tempora, modos & numeros.

§. 5. *De præpoſitionibus, Adverbiis, Conjunctionibus, & Interjectionibus.*

Quod Latinis eſt Præpoſitio, apud Peruanos eſt poſtpoſitio, conſiſtens in quibusdam particulis nomini ſubnexis, hanc vim ſignificandi habentibus. Sic a vel ex domo, dicunt: *huaſſimanta*, in domum: *huaſſiman*, in domo: *huáſſipi*, verſus domum: *huaſſinicta*, extra domum, cum motu: *huaſſi hahuaman*, cum quiete: *huaſſi hahuápi*, intra domum: *huaſſi ucuman*, cum quiete: *huaſſi ucúpi*, cum domo: *huaſſi huan*, propter domum: *huaſſi raicu*, usque ad domum: *huaſſi cama*.

Ad-

Adverbia loci ſunt: *caipi* hic, *tſchaipi* illic, *maipi* ubi? *maimanta* unde? *maicama* quousque? Temporis ſunt: *cunan* nunc, *haicapi* quando? *haicamanta* ex quo tempore? *haicacama* in quod tempus usque? *caja* cras, *caja mincia* poſteras, *ima raicu* quare? *cai raicu* ideo &c.

Conjunctionem copulativam agit particula: *paſſ*, vel: *huan* e. g. *ñucapaſſ camhuan* ego quoque tecum. Disjunctivam vero agit particula: *cairi*, v. g. *S. Pedrota muchai cáiri*, *S. Paulota*, id eſt: S. Petrum roga, vel S. Paulum.

Præter interjectiones, quas verbis, ut dixi, inſerunt, utuntur etiam: *Attai*, vel: *attatai* ad ſignificandum horrorem, vel diſplicentiam; *ata*, vel *ataja* eſt ſignum doloris; *hai*, *hai*, *bibi* eſt ſignum fletus &c.

Modus numerandi in hac lingua eſt ſequens:

unus, una, unum:	*ſſuc* (l. *Schuc*)
duo	*iſchcai*
tres, tria	*quimſa* (l. Kimſa)
quatuor	*chuſcu* (l. tſchuſcu)
quinque	*pichca* (l. pitſchca)
ſex	*ſocta*
ſeptem	*canchis* (l, cantſchis)
octo	*puſſac*
novem	*iſcum.*
decem	*chunga* (l. tſchunga)
undecim	*chunga ſſuc*
duodecim	*chunga iſchcai.*
tredecim	*chunga quimſa* &c.
viginti	*iſchcai chunga.*
viginti unus	*iſchcai tſchunga ſchuc.*
viginti duo	*iſchcai tſchunga iſchcai*
triginta	*quimſa chunga* &c.

qua-

quadraginta	*chuſcu chunga* &c.
quinquaginta	*pitſchca tſchunga* &c.
nonaginta novem	*iſcum tſchunga iſcum.*
centum	*paczac.*
ducenti	*iſchcai paczac.*
mille	*guaranga.*
primus	*ſchucniki*, vel potius: *ñauparacniki.*
ſecundus	*iſchcainiki.*
tertius	*quimſaniqui* (l. *Kimſaniki.*)
quartus	*chuſcuniqui* (l. *tſchuſcuniki.* & ſic de reliquis.
bini	*iſchcandin.*
terni	*quimſandin* (l. *Kimſandin.*)
quaterni	*chuſcundin* (l. *tſchuscundin.*)
quini	*pichcandin* (l. *pitſchcandin* &c.)

Juvat etiam pro aliquo ſpecimine ſyntaxeos hoc loco ſubjungere Orationem dominicam in lingua *del Ynga* cum ſua analyſi, ut ſequitur; ſecundum orthographiam hiſpanicam.

1 2 3 4
Yayaicu! hanacpachacunapi cac, ſſutiqui
5 6 7 8
muchaſca cachun: capacainiqui ñucaicúman
9 10 11 12 13
ſſamuchun: munainiqui ruraſca cachun, imanan
14 15 16 17 18
hanac-pachápi, ſſinátac cai pachapipaſſ: pun-
19 20 21 22
chaunincúna tandaicúta cunan cuhuaicu: hu-
23 24 25
chaicutári pambachapuaicu, imanan ñucaicupaſſ
26 27 28
ñucaicúman huchallicuccunáta pambachaicuſſi-
29 30 31
na: amatac cacharihuáicuchu, huatucaiman
urman-

32 33 34 35
urmangáicupac: yallinrac mana allimanta quispichihuaicu. Amen.

1. *Yaya* pater, *yayai* pater mi, *yayaicu* Pater noſter, cum excluſione perſonæ divinæ, ad quam ſermo dirigitur; & ideo ex dictis non ponitur: *yayanchic*, quod valet ſolum, dum is, ad quem ſermo fit, in: *noſter* comprehenditur.

2. *hanac* ſupra, ſupernus, *pacha* (l. *patſcha*) regio & etiam res: unde: *hanac-pacha* ſuperna regio vel res, iſt eſt: cœlum; *hanac pachacuna* plural. cœli; & *pi* eſt articulus ablativi, æquivalens: *in*, cum quiete.

3. *cac* qui es, Participium præſentis in verbo *cani* ſum.

4. *ſſuti* (l. *ſchuti*) nomen: *ſchutíki* nomen tuum.

5. *muchaſca* (l. *mutſchaſca*) cultum, honoratum, benedictum, eſt Participium præter. paſſiv. a verbo: *muchani* colo, honoro, revereor.

6. *cáchun* (l. *cátſchun*) ſit, futurum imperativi a verbo: *cani* ſum.

7. *capac* potens, *capacai* potentia, dominium, regnum, *capacainiqui* regnum tuum.

8. *ñuca* (l. *niuca*) ego, *ñucaicu* nos, in ſenſu excludente eum, ad quem ſermo fit, *ñucaicúman* nobis, Dativus plural.

9. *ſſamúchun* (l. *ſchamútſchun*) adveniat, eſt imperativus tertiæ perſonæ a verbo: *ſſamúni* (l. *ſchamúni*) venio, advenio.

10. *munai* voluntas, a verbo *munani* volo, unde: *munainiki* tua voluntas.

11. *ruraſca* factus, a, um, particip. præter. paſſiv. a verbo: *ruráni* facio.

12. *cachun* (l. *catſchun*) ut ſupra n. 6. unde: *ruraſca cachun* factum ſit, vel fiat.

13. *ima* quid, quale, unde *ímanan* quo modo, ſicut.

14. *hanac-pachápi* in cœlo.

15. *ſſina* (l. *ſchina*) ſic, *ſſinatac* ſic etiam, ſic plane.

16. *cai* hic, hæc, hoc.

17. *pacha* ut ſupra, regio, *pachápi* in regione, *paſſ* particula copulativa, *etiam*, unde: *cai pachapipaſſ* etiam in terra.

18. *punchau* (l. *puntſchau*) dies; inde: *puntſchaunin* diurnus, & cum addito: *cuna* articulo pluralis numeri, *puntſchaunincuna* quotidianus.

19. *tanda* panis, *tandaicu* panis noſter cum excluſione ut ſupra, cujus accuſativus fit ſubjecto: *ta*, *tandaicúta* panem noſtrum.

20. *cunan* hodie, adverbium temporis.

21. *cui* da, imperativus a verbo *cuni* do; cum reſpectu ad me: *cuhuai* da mihi, & in plurali: da nobis, *cuhuaicu*.

22. *hucha* (l. *hutſcha*) peccatum, *huchaicu* peccatum noſtrum, & in accuſativo: *huchaicúta*; cum addito: *ari* ita, *huchaicutari* ita noſtrum peccatum vel debitum.

23. *pamba*, planities, campus, unde *pambachini*, vel *pambacháni* exæquo, complano, ac etiam ſepelio, ex quo imperativus: *pambachai* exæqua, ſepeli, dimmitte, cum interjecto

ćto *pu* in gratiam & favorem; ac demum: *pambachapuaicu* ſepeli, dimitte nobis.

24. *imanan* ſicut.

25. *ñucaicu* (l. *niucaicu*) nos, cum excluſione, unde: *ñucaicúpaſſ* nos quoque.

26. *ñucaicúman*, nobis, Dativus pluralis in ſenſu dićto.

27. *huchallini* (l. *hutſchallini*) pecco; *huchallicuni* aćtu pecco; *huchallicuc* peccans, particip. præſentis; *huchallicuccuna* peccantes; cum addito *ta*, accuſativus. Proinde: *ñucaicúman huchallicuccunata* eos, qui in nos peccant, vel delinquunt.

28. *pambachaicu* dimittimus in ſenſu excluſivo; cum addito: *ſſina* prout, ſic, *pambachaicuſſina* nos pariter dimittimus.

29. *ama* non prohibitivum, ſeu ne (nam alias *non* eſt: *mana*) cum addito: *tac* itidem, *amatac* itidem ne, vel & ne.

30. *cacharihuaicu* (l. *catſcharihuaicu*) ſecunda perſona ſingul. imperativi ex verbo: *catſcharini* permitto, ſino, *chu* (l. *tſchu*) in prohibitivis additur ad majorem emphaſim. Alias etiam eſt ſignum interrogationis; v. g. *munangichu?* visne?

31. *huatucai* tentatio, cujus Dativus: *huatucaiman* in tentationem; nam: *man* æquivalet etiam præpoſitioni: *in* cum motu.

32. *urmangaicu* nos cadimus, in ſenſu excluſivo, a verbo: *urmáni* cado; *pac* adnexum habet vim ſignificantem: *ut* vel *ne*; unde: *urmangaicupac* ut cadamus.

33. *yal-*

33. *yallín* ſuperat, excedit, tertia perſona ſingularis indicativi præſ. a verbo: *yallini* ſupero, excedo. Cum addito: *rac* adhuc, valet idem ac ſi diceres: ſupereſt adhuc, vel præter hæc dicta; & eſt elegans idiotismus æquivalens conjunctioni: ſed præterea.

34. *alli* bonus, bonum, *mana alli* malum; unde ablativus: a malo, *mana allimanta.*

35. *quispíni* (l. *Kispíni*) evado, emergo; cum interjecto *chi* ſignificat: facio ut evadat emergat, ſeu libero: *quispichini.* Unde: *quispichi* libera, & cum relatione ad nos, libera nos, *quispichihuaicu* (l. *Kispitſchihuaicu*) quod idem eſt ac: fac, ut emergamus.

Sed hæc pro ſpecimine nobiliſſimæ hujus linguæ dicta ſufficiant.

Vocabularium

Linguæ regiæ peruanæ, vulgo dictæ: del Ynga.

Deus	*Diòs* ex hiſpanico; nam: *Pacha-camac*, id eſt: omnipotens, vel rerum omnium Dominus, ſignificato ſat bene reſpondens, ſed multis gentilium fabulis inquinatum, pridem eſt abolitum, ne locus detur noxiæ æquivocationi.
Homo.	*Runa.*
Spectrum	*Súpai.*
Diabolus	*Supai.*
Beſtia	*Llama* (l. *l͡iama*) proprie: ovis his terris indigena.
Pater	*Taya*, vel etiam *Taita.*
Mater	*Mama.*

Filius

ilius — *Churi* (l. *Tſchuri*) in ore patris. *Guagua* in ore matris.

ilia — *Churi huarmi* in ore patris. *Uſſuſſu* in ore matris.

rater — *Huauqui* (l. *Huauki*) in ore fratris. *Turi* in ore ſororis.

oror — *Pani* in ore fratris.

ñaña (l. *n͡iani͡a*) in ore ſororis.

vus — *Hatum ɣaɣa.*

las — *Cari.*

emina — *Huarmi*, quod & uxor.

uer — *Huambra.*

ıvenis — idem.

ir — *Runa*, quod & homo.

enex — *Rucu.*

micus — *Amigo* ex hiſpanico; vel *huauqui* quod & frater.

oſtis — *Auca.*

ognatus — *A͡illu* (l. *A͡iliu.*)

ocius — *Compañero*, ex hiſpanico.

atriota — *Llac̆aɣuc* (l. *Lia͡c̆aɣuc*) etiam vulgo dicitur: *aillu.*

lienigena — *Cancha llac̆aɣuc* (l. *cantſcha lia͡c̆aɣuc*) id eſt: exteræ regionis.

ominus — *Apu.*

rinceps — *Hatun Apu*, magnus dominus.

lagus — *Bruxo* (l. *Brucho* l. hiſpanico.

urba — *Achca runacuna* v. *huarmicuna*, id eſt: multi homines v. feminæ.

opulus — *Runacuna*, iſt eſt, homines.

nima — *Aɣa.*

orpus — *Cuerpo* ex hiſpanico; vel *Aicha* (l. *Aitſcha*) caro.

s oſſis — *Tullu*, (l. *Tuliu.*)

s oris — *Sſimi* (l. *Schimi.*)

Sanguis	*Yahuar.*
Cutis	*Cara*, quod & cortex.
Vena	*Angu.*
Nervus	*Angu huaſca* id eſt funis.
Caput	*Uma.*
Capilli	*Chuchucuna* (l. *Tſchutſchucuna.*)
Frons	*Uma urcu* id eſt: mons capitis.
Oculus	*ñauvi* (l. *n̄auvi.*)
Naſus	*Schinga.*
Auris	*Ringri.*
Barba	*Sungu.*
Lingua	*Caillu* (l. *Cailli͡u.*)
Dens	*Quiru* (l. *Kiru.*)
Collum	*Cunga.*
Ubera	*ñuñu* (l. *niuni͡u.*)
Brachium	*Rigra.*
Manus	*Máqui* (l. *Máki*).
Dextra	*Alli maqui* (l. *alli͡maki)* id eſt: bo na manus.
Siniſtra	*Lluqui maqui* (l. *liuki maki).*
Venter	*Vicſa.*
Uterus	idem.
Pes	*Cháqni* (l. *Tſchaki*).
Coxendix	*Changa* (l. *Tſchanga*).
Bos	*Vuagra cari* deſumtum videtu ex hiſpanico: *vacca.*
Vacca	*Vuagra huarmi* id eſt: vacca fe mina.
Vitulus	*Vuagra huahua*, id eſt: prole vaccæ.
Ovis	*Oveja* ex hiſpanico, vel etian *llama.*
Equus	*Cavallo* ex hiſpanico.
Foramen	*Uchcu* (l. *Utſchcu*) hinc *uchcuni* ver bum, foramen facio.

Initium	*Callarína* (l. *caliarína*) a verbo *callarini* incipio.
Finis	*Puchucarina* à verbo *puchucarini* finitum eo vel finio.
Medium	*Chaupi* (l. *Tſchaupi*).
Totum	*Tucui*. unde: *tucurichini* abſolvo, compleo, abſumo.
Pars	non habet vocabulum proprium.
Locus	*Pacha* vel *llacta* (l. *liacta*) proprie: das Land; vel *tiana* ſtatio, qua quis exſiſtit.
Tempus	*Tiempo* ex hiſpanico; vel etiam: *pacha*.
Ferrum	*Fierro* ex hiſpanico.
Aurum	*Curi*.
Argentum	*Cullqui*.
Canis	*Allcu*.
Lupus	*Sacha allcu*, id eſt: canis ſylveſtris.
Catus	*Mizi*.
Piſcis	*Challúa* (l. *Tſchaliua*.)
Avis	*Piſcu*.
Ala	*Rigra*.
Pluma	*Millma*.
Cauda	*Chuppa* (l. *Tſchuppa*).
Gallus.	*Huallpa cari*.
Gallina.	*Huallpa*.
Serpens.	*Machacuyu* (l. *Matſchacuyu*).
Pulex.	*Piqui* (l. *Piki*).
Pediculus.	*Hoſſa*.
Cimex.	*Chinche* (l. *Tſchintſche*) hiſpanicum.
Vermis	*Curu*.
Pellis	*Cara*.
Cibus	*Micúna*.
Potus	*Upiána*.

Aqua	*Yacu.*
Lac	*Leche* hiſpanicum, vel: *ñuñu* (l. *niuniu.*
Vinum	*Vino* hiſpanicum. Nam Indorum potus eſt *chicha.*
Mel	*Misqui* quod & quodlibet dulce.
Ovum	*Rundu.*
Sal	*Cachi* (l. *Catſchi*).
Arbor	*Yura.*
Ramus	*Pallca.*
Fructus	*Guayu.*
Folium	*Yura panga.*
Flos	*Siſſa.*
Radix	*Sapi.*
Herba	*Panga.*
Lignum	*Caſpi.*
Domus	*Huaſſi.*
Tegula	*Tica.*
Paries	*Pillca.*
Veſtis	*Catana* id eſt: tegimen a *catáni* tego, vel etiam: *Cuſchma*, quod eſt veſtimentum ſolorum marium.
Navis	*Canòa.*
Rete	*Chigra* (l. *Tſchigra*).
Arcus	*Arco* hiſpanicum. Nam Peruani non utebantur arcu, & nationes, illo utentes, habent etiam voces nationales.
Corda	*Cuerda* hiſpanicum, vel *Huaſca* funis.
Sagitta	*Birrote*, non eſt vox peruana.
Culter	*Cuchillo* hiſpanicum.
Cœlum viſibile	*Hanac pacha*, vel *Guayra* ventus, ær.

Sol

Sol	*Ynti.*
Luna	*Quilla* (l. *Kilia*).
Stella	*Cuillur* (l. *Cuiliur*).
Aurora	*Pacarina* a *pacaringa* diluceſcere.
Dies	*Punchau* (l. *Puntſchau*).
Meridies	*Chaupi punchau.*
Veſper	*Schiſchi.*
Nox	*Yuta.*
Hodie	*Cunan punchau*, id eſt, dies qui nunc eſt.
Cras	*Caya.*
Heri	*Cayna.*
Ortus	*Punchau pacarina.*
Occaſus	*Ynti uraicuna*, id eſt, ſolis deſcenſus.
Hebdomas	*Semána* hiſpanicum.
Menſis	*Quilla* id eſt: luna.
Annus	*Huata.*
Aeſtas	*Yacu chaquiſca* (l. *tſchakiſca*) id eſt, dum aquæ ſiccantur, vel etiam: *rupai pacha* tempus ardoris.
Hyems	*Yacu hundariſca*, dum aquæ exundant; vel etiam: *tamia pacha* tempus pluviarum.
Aer	*Guayra*, quod & ventus.
Pluvia	*Támia.*
Tonitru	*Yllápa* (l. *ylliapa*).
Nubes	*Puyu*, quod & nebula.
Ignis	*Nina.*
Lux	*Nina*; vel *punchariſca* id eſt: factus dies.
Clarus	*Yllári* (l. *Yliari*).
Obſcurus	*Yutayaſca*, id eſt: factus nox.
Fumus	*Puyu.*

Campus	*Pamba.*
Terra	*Allpa.*
Lapis	*Rumi.*
Arena	*Tiu.*
Ager	*Chagra* (l. *Tſchagra*).
Mons	*Urcu.*
Vallis	*Pamba.*
Silva	*Sacha* (l. *Satſcha*).
Palus, lacus	*Cocha* (l. *Cotſcha*).
Fluvius	*Yacu* quod & aqua.
Mare	*Hatum jacu.*
Sum	*Cani* ſubſtantivum, dum vero ſignificat: exiſto *Tiáni.*
Habeo	*Charini* (l. *Tſcharini*) ſed eleganter etiam exprimunt una voce quod quis habet, addito: *yuc*, e. g. domum habens, *huaſſi-yuc*; nomen habens *ſſutiyuc*, argentum habens *cullquiyuc*, id eſt dives &c.
Facio	*Ruráni.*
Relinquo	*Saquini* (l. *Sakíni*).
Edo	*Micúni.*
Bibo	*Upiani.*
Vivo	*Cauſani.*
Morior	*Huañuni* (l. *huañuni*).
Loquor	*Rimáni.*
Cano	*Cantani* ex hiſpanico.
Clamo	*Caparini.*
Audio	*Uyani.*
Video	*Caváni*, & *ricúni.*
Guſto	*Camani* id eſt experior.
Olfacio	*Schingani* a *Schinga* naſus.
Sentio	*Tarini* id eſt: deprehendo.
Jaceo	*Tiani*

to	*Chayarini.*
o	*Rini, purini.*
edeo	*Cutini. Cutirini.*
enio	*Schamuni.*
beo	*Anchurini* (l. *antſchurini*).
urro	*Calpani, calpacuni.*
leo	*Guacáni.*
vigilo	*Ricſiarini.*
ormio	*Puñúni* (l. *puniuni*).
urgo	*Hatarini.*
ado	*Urmani.*
ccido	*Huañuchini* (l. *huaniutſchini*).
erbero	*Huactáni.*
rango	*Paquini* (l. *pakini*).
ono	*Cuni.*
uror	*Schuáni.*
xpecto	*Schuyáni.*
cio	*Yachání* (l. *yatſcháni*).
olo, vis	*Munáni.*
olo, volas	*Pavání, pavacúni.*
mo	*Cuyáni.*
di	*Chicnini*, vel *millani* (l. *miliani*) abominor.
uis?	*Pi*? & etiam: *pitac?*
te	*Cai.*
lle	*Pay* vel *chai* (l. *tſchai.*)
uid?	*Ima.*
uale, quale	*Maijan* (l. *Maichan*).
liquid	*Imapaſſ.*
ihil	*Mana ima* v. *mana imapaſs.*
ultum	*Atſchca.*
arum	*Mana atſchca.*
mnes	*Tucuicuna.*
otum	*Tucui.*

Nemo	*Mana pipaſs.*
Bonus	*Alli.*
Malus	*Sagra.*
Longus	*Suni.*
Brevis	*Tatſcha*, vel *utſchuglia* parvus.
Latus	*Ancho* (l. *antſcho*) hiſpanicum.
Altus	*Suni* vel *hatum*, id eſt: longus vel magnus.
Profundus	*Hondo* hiſpanicum.
Pulcher	*Sumac.*
Turpis	*Sagra*, id eſt malus, vel *millai-pac* abominabilis.
Sanus	*Allilla* plane bonus, vel *ſinchilla* (l. *ſintſchilia*) plane fortis.
Ægrotus	*Unguc* partic. præſ. ab *unguni* ægroto, vel *unguſca* partic. præterit.
Morbus	*Ungui.*
Fortis	*Sintſchi.*
Debilis	*Mana ſintſchi.*
Magnus	*Hatum.*
Parvus	*Utſchuglia.*
Jucundus	*Cuſſicuc* vel *Cuſſicuſca* a verbo *cuſſicuni* lætor.
Triſtis	*Llaquiyuc*, vel *Llaquiſca* (l. *liakiyuc liakiſca*) a nomine: *llaqui* dolor, unde *llaquini* doleo, triſtor.
Albus	*Yurac.*
Niger	*Yanac.*
Flavus	*Quillu* (l. *Kiliu*).
Ruffus, ruber	*Puca.*
Cæruleus	*Angaſch.*
Humidum	*Nuyuſca.*

Sic-

Siccum	*Chaquiſca* (l. *tſchakiſca*).
Quando?	*Haicapi*?
Quomodo?	*Imaſchina*?
Quare? cur?	*imapac*? *Imaraicu*?
Sic	*Caſchna*, id eſt contractum: *cay ſchina*.
Omnino, ita.	*Ari*.
Non	*Mana*.
Ubi?	*Maipi*?
Ibi	*Chaipi* (l. *tſchaipi*).
Hic	*Caipi*.
Procul	*Carupi*.
Prope	*Cayllapi* &c.

Specimina Bacmeiſteriana.

Ad 1. id eſt numerandi modum, jam alias reſpondi. Vid. pag. 427.

2. Deus non moritur. *) Ad litteram: *Dios mana huañunchu* (*huaniuntſchu*) *Dios* dicitur ex hiſpanico; nam etſi, ut alibi dictum, ſuppetat vox propria ſat congrua: *Pacha camac* (*Patſcha camac*) id eſt: omnia potens; non tamen adhibetur, ne ſit periculum æquivocationis. Verbo: *huañun* moritur, ſubnectitur *chu* emphaſis gratia. Cæterum *chu* communius eſt ſignum interrogationis, æquivalens latino: *ne*. Sic ſubnexum voci: *mana* non, *Dios manachu huañun?* ſignificaret:

*) Cum Idiotismus linguæ *del Pnga* ſæpe non reſpondeat latino, prout in themate proponitur; primo interpretabor textum latinum ad litteram: tum eumdem etiam reddam juxta proprium linguæ idiotismum, ubi is differt à latino, adjuncta etiam ſuis locis analyſi quadam grammatica, ad vim linguæ melius capiendam.

ret: *Deus nonne moritur?* vel ſimpliciter: *Dios huañunchu* Deus moriturne? Sed per idiotismum proprium potius dicendum foret: *Dios mana huañuipacchu*, Deus non eſt mortalis, id eſt: non eſt mortis; nam *huañui* mors, cui additum *pac* eſt articulus Genitivi. Hoc modo Peruani ex quovis verbo aut nomine facile derivant nomina æquivalentia terminatis apud Latinos in: *bilis*. Sic *micuipac* edulis, *upiaipac* quod potui ſervit, *rimaipac* quod dici poteſt vel debet, *cuyaipac* amabilis &c.

Homo non diu vivit, ad litteram: *Runa mana unaipi cauſanchu*; nam: *unái* diuturnum, cum addito *pi*, *in*, valet: in diuturno, ſeu diu. Vox *unai* cum variis poſtpoſitionibus facit varios ſenſus. Sic: *unaimanta* a longo tempore, *unaicama* in longum tempus &c.

Sed per idiotismum proprie dici debet: *Runa mana unaipi cauſaipacchu*, homo non diu vivere potens eſt, vel elegantius: *Runacuna mana unaipi cauſaipac mi canchic* (*cantſchic*). Nos homines non diu vitæ potentes ſumus. Vox *canchic* ſumus, eſt prima perſona indicativi pluralis a verbo: *Cani* ſum, & *mi* inconjugabile valet: ſum, es, eſt, ſumus, eſtis, vel ſunt, ac eleganter præponitur verbo *cani*, emphaſis gratia, proinde quaſi duplicando *ſum* &c.

3. Ma-

3. Mater oſculatur liberos ſuos, *Mama guaguancunata muchan* (*mutſchan*). *Guagua* infans, *Guaguan* infans ſuus, *Guaguancuna* liberi ſui, *Guaguancunáta* liberos ſuos. Habet multum lactis in uberibus, reddi ad litteram non poteſt; nam *ñuñu* (*niuniu*) ſignificat lac ſimul & ubera; nec *habet* in hoc ſenſu exprimi ſolet per verbum: *charìn* (*tſcharin*) à *charini* habeo, *charinga* habere; nam *yuc* ſubnexum rei, quam quis habet, valet idem ac: eam habens. Sic *ñuñuyuc* habens lac, *micunayuc* habens cibum, *huaſſiyuc* habens domum, *cullquiyuc* habens argentum, ſeu: dives &c. Unde cum idiotismo reddo prædictum ſenſum, *ancha ñuñuyucmi*, valde lac habens eſt; vel: *ñuñuncuna huñaſca mi*, ubera ejus impleta ſunt. Ipſius maritus amat ipſam, *cuſan payta cuyàn*, vel *cuyacùn* vel *cuyanmi*, actu amat, cum emphaſi.

4. Hæc femina erat gravida, *Cay huarmi chichuſca* (*tſchitſchuſca*) *carca*. Ante hos ſex dies peperit filium, *cay ſocta punchau* (*puntſchau*) *ñaupapi carita huaccharca* (*huactſcharca*). Sic ad litteram. Sed meliori cum idiotismo: *cuan ſocta punchau mi*, *carita hacchaſcan manta*, id eſt: nunc ſex dies ſunt, ex quo marem peperit.

rit. Adhuc ægrotat, *cunanrac ungùnmi*, *ungùn* tertia perſona verbi *ungúni* ægroto. Sic ad litteram. Cum idiotismo breviùs: *ungunrac*, vel cum interjecto *cu* ſignificante actualitatem: *ungucunrac*, nam *rac* ſignificat: adhuc. Filia ejus juxta eam ſedet, & flet, *Uſſuſſun pay chaylapi* (*tſchailiapi*) *tiarin*, *huacanpaſch*. Sic litteraliter. *Uſſuſſu* filia, cum ſubjecto *n* *Uſſuſſum* filia ejus. *Chayllapi* ibidem, ex primitivo: *chai* ille, illa, illud, ex quo *chaylla* ille, illa illud ipſiſſimum, ſubjecta particula loci *pi*, in, valet: ibidem; nec *juxta* aliter poteſt exprimi. *Tiarin* ſedet à verbo *tiarini* ſedeo, quod derivatur à primitivo *tiani* exiſto. Sed proprio cum idiomate dicerem: *Uſſuſſun pay chayllapi*, *huacac*, vel *huacaſca tiarin mi*, id eſt: filia ejus penes eam flens ſedet; nam *huacac* eſt participium præſentis, *huacaſca* particip. præteriti, *mi* additum pro emphaſi.

5. Infans non vult mammam fugere, ſtricte dicitur: *Guagua mana ñuñunayanchu* (*niuniunayantſchu*) id eſt: infans non (ut ita dicam) fugiturit. Nam *ñuñunayani* quaſi fugiturio, eſt meditativum ex verbo *ñuñuni* lacto ſeu fugo lac, quod derivatur ex radice *ñuñu* lac & ubera. Unde pariter: *ñuñuchini* (*niuniutſchini*) præbeo ubera, ſeu facio ut fugat lac.

6. Hæc

6. Hæc puella nondum poteſt incedere, *Cay guagua manarac atipanchu* (*atipantſchu*) *purinata*. Sic quidem ad litteram, ſed inſulſe: Idiotismo conformius dices: cay guagua manarac ripacchu vel puripacchu, id eſt: hæc proles nondum (ut ita dicam) inceſſibilis eſt; *ripac* enim ex dictis derivatur à verbo *rini* eo, & ſignificat: *qui ire poteſt; puripac* deſcendit à *purini* ſæpius eo, & ſignificat: *itare potens*. Ante annum & duos menſes nata eſt; ad litteram: *Schuc huata, iſcai quillapaſs* (*Kiliapaſch*) *ñaupapi pacarimurca*, id eſt: ante unum annum, duos menſes quoque nata eſt. Sed cum idiotismo dices: *Schuc huata, iſcai quillapaſs mi pay pacarimuna manta*, id eſt: unus annus, duo menſes quoque ſunt ejus a nativitate; vel: *ſſuc huata, iſcai quillahuan yalliſpa, pacarimurca*, id eſt: uno anno cum duobus menſibus præteritis nata eſt. Nam *yalliſpa* (*yaliiſpa*) eſt participium præteriti à *yallini* tranſeo, prætereo, excedo, ſupero; & verbum *pacarini* proprie valet: *amaneſco*, ex quo (interjecto *mu*, *huc*) *pacarimuni* naſcor, huc amaneſco.

7. Hi

7. Hi quatuor pueri omnes bene valent, *tucui cay chuſcu huambracuna allilla alîilîa* vel *ſinchilla (ſintſchilia) tianmi. Allilla*, bene, derivatur ab *alli* bonum, *lla* addit quaſi poſitivo ſenſui excluſivum contrarii, & æquivalet latino: *tantummodo. Sinchilla* derivatur a *ſinchi* fortis, robuſtus, cui *lla* ſubnexum addit vim ſignificandi: *tantummodo robuſte. Tian* exiſtit (nam: *valet* proprie non datur) addito: *mi, ſunt*, exprimit emphaſim. Primus currit, ſecundus ſalit, tertius canit, quartus ridet, *ñauparacniqui (niauparacniki) calpan, iſcainiqui ſaltacùn* (ex hiſpanico *ſaltar*) *quimſaniqui*) *kimſaniki*) *cantan* (pariter ex hiſpanico *cantar*) *chuſcuniqui (tſchuſcuniki) cuſſicun*, id eſt: *gaudet*, quia vox *ridet* non occurrit.

8. Hic vir eſt cæcus, *cay runa mana cahuanchu*, id eſt: *non videt*; vel: *cay runapac ñauvicuna huagliſca mi*, id eſt: hujus viri oculi perditi, deſtructi ſunt. Uxor ejus eſt ſurda, *huarmin mana uyanchu*, id eſt: *non audit;* vel *huarminpac ringricuna huagliſca mi*, id eſt: uxoris ejus aures deſtructæ ſunt. Edit & bibit parum, *aſllallata (aſlialiata) micun, upianpaſs.* Vel pro: *aſllallata* dicitur: *mana achcata (atſchcata*

cata) non multum. Non audit nos loqui, *rimanaicuta mana uyanchu:* nam *rimána* derivatum ab infinitivo: *rimaaga* ſuppreſſo *g*, idem eſt ac *loquela* ſeu ſermo: *rimanaicu* ſermo noſter, cum addito *ta* articulo accuſativi: ſermonem noſtrum.

9. Frater tuus ſternutat. Loquendo ad marem dicitur: *huauquíqui* (*huaukiki*) *ſchingamanta illapàn* id eſt: frater tuus ex naſo explodit; nam *ſternutat* vel non datur in lingua, vel mihi non occurrit; *illapàn* vero adhibent & pro exploſione ſclopi ſignificanda & pro tonitru. Sed loquendo ad feminam dicitur: *Turiqui* frater tuus. Soror tua dormit. Loquendo ad marem, dicitur: *paniqui puñucun* nam frater ſororem vocat: *pani*, cum addito: *qui* tuus, tua, *paniqui* eſt ſoror tua, loquendo vero ad feminam dices: *ñañaiqui* (*ñaniaiki* nam *ñaña* vocat ſoror ſororem. *Puñucùn* (*puniucùn*) actu dormit, elegantius ponitur pro *puñun* ſimpliciter. Pater veſter vigilat. *Tayaiquichic* (*yayaikitſchic*) *mana puñunchu* id eſt non dormit, addito *chu* pro emphaſi. Nam pro: *vigilat* non habent vocem propriam. Dici etiam poſſet: *ricſariſca mi* eſt expergefactus; nam: *ricſarini* eſt: expergefio; ſed ſenſum non adæquat.

10. Naſus eſt in medio faciei. Non habent nomen proprium faciei, communius adhibent: *Schi-*

Schimi quod proprie significat: *os* oris, quod hoc loco adhiberi nequit, ne videaris dicere: *nasus est in medio oris.* Sæpe etiam pro facie adhibent: *uma* id est: *caput.* Quare dicerem: *Schinga chaupi* (*tschaupi*) *umapi tian*, id est: nasus medio in capite existit, vel *chayacun* erigitur.

11. Habemus duos pedes, & utraque manu quinos digitos. Ad litteram: *iscai chaquita*, (*tschakita*) *maijan* (*maichan*) *maquipipas* (*makipipasch*) *pichcandin* (*pitschcandin*) *dedota charinchic* (*tscharintschic*) *Dedo* ex hispanico *digitus*, cùm vox propria non occurrat. Sed modus hic loquendi insulsus est; meliori cum idiotismo dicerem: *iscai chaquiyuc* (*tschakiyuc*) *maijan maquipipas pichca dedoyuc mi canchic*, *yuc* ùt supra N. 3. dictum, significante possessionem rei.

12. In capite nascuntur capilli, *umapi* (vel potius: *uma sahuapi*, super caput) *ucchacuna* (*uctschacuna*) *viñacùn* (*viniacun*).

13. Lingua & dentes sunt in ore, *caillu* (*cailiu*,) *quirucunapas* (*Kirucunapasch*) *schipi tian*, vel potius: *Schimi ucupi* id est: intra os.

14. Dextrum brachium robustius est sinistro, *alli*, (*alji*) hoc est: *bonum rigra asjuan* (*aschuan*) *sinchi*

inchi (*ſintſchi*) *mi*, *lluqui* (*liuki*) *rigra yalliſpa*, d eſt: bonum brachium magis robuſtum eſt iniſtro brachio ſuperato vel exceſſo.

Pilus eſt longus & tenuis. *Uccha* (*uctſcha*) *uni mi ñañupaſs* (*nianiupaſch*). Sanguis eſt ru-ber, *yahuar puca mi.* Oſſa dura ſunt ſicut la-pis, *tullucuna* (*tuliucuna*) *rumi ſchina ſinſchiaſca mi* id eſt: *obdurata ſunt.*

Piſcis habet oculos, non vero aures, *chal-uacuna* (*tſchaliuacuna*) *ñauviyuc* (*niauviyuc*) *mi*, *ana ringriyuc mi*, id eſt: piſces oculati ſunt, on ſunt præditi auribus, vel: *ringrincuna il-àn* (*ilian*) id eſt: aures ejus non ſunt, non antur. Carent Peruani particula *vero* ex-rimente.

Hæc avis tarde volat, *cáy piſcu allimanta pa-acùn.* In terra reſidet, *alpapi tiacùn.* Pennæ larum ſunt nigræ, *rigracuna yanac millmayuc i*, id eſt: alæ ſunt præditæ nigris pennis. Roſtrum acutum, & cauda brevis, *Schingan untajaſca mi*, *chupa taccha* (*tactſcha*) *mi*, hoc eſt: aſus ejus acutus eſt, cauda brevis eſt. *Pun-ayaſca* eſt aſſumtum ex hiſpanico: *punta*, uſpis; unde dicunt: *puntayanga* acui, *punta-achini*, *puntayachinga* acuo, acuere. In nido jus ſunt ova alba, *huaſſin ucupi yurac runducu-*

na mi tian, id est: intra domum ejus alba exiſtunt. *Huaſſi* domus accipitur pro ni unde *huaſſin* domus ejus; *mi tian* vel eti *tianmi* exiſtunt; addito *mi ſunt*, pro empl

18. Folia arborum ſunt viridia, *ɣura angaſs gayuc mi*, id eſt: arbor viridibus foliis eſt p dita. *Angaſs* (*angaſch*) proprie eſt cærule ſed ſumitur etiam pro viridi. Rami ſunt c ſi, *rigracuna* (id eſt: *brachia*) vel etiam: *cacuna racu mi.*

19. Ignis ardet, *nina rupàn.* Videmus fun *puyuta* (nebulam) *cavanchic.*

20. Unda in fluvio rapide fertur, *ɣacu ſinc calpàn* id eſt: aqua fortiter currit, vel et *utca purin* cito vadit.

21. Luna major eſt quam ſtella, *quilla* (K *aſchuan hatum mi cuillur* (*cuiliur*) *ɣalliſpa*, id luna magis grandis eſt, ſtella ſuperata. minor quam ſol *ɣnti payta ɣallin* id eſt: eam excedit, ſuperat.

22. Heri veſperi pluit, *cayna ſchiſchipi tamia* Hodie mane vidi arcum cæleſtem, *cunan carinapi arcota cavarcani. Arco* eſt hiſp cum, nam propria vox peruana non occu

23. Nox obſcura eſt, dies lucidus, *tuta ɣ mi* (id eſt: nigra eſt) *punchau ſumac mi*, id pulcher eſt. Cæterum in aliis ſenſibus, cluſa tautologia, lucidus dicitur: *punchaya* id eſt: factus dies, vel ſimilis diei.

II.

Des Herrn

P. Anselm Eckart,

ehemaligen Glaubenspredigers der Gesellschaft Jesu in der Capitania von Pará in Brasilien,

Zusätze

zu

Pedro Cubena's

Beschreibung der Länder von Brasilien,

und

zu Herrn Rectors

Christian Leiste

Anmerkungen im sechsten Lessingischen Beytrage

zur

Geschichte und Litteratur,

aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Braunschweig, 1781. gr. 8.

Vorbericht.

Die Veranlassung des folgenden wichtigen Aufsatzes war diese. Im Jahre 1781. berschickte mir Hr. Rector Leiste in Wolfenüttel den sechsten Beytrag Lessings zur Geschichte und Litteratur, und ersuchte mich um Nachrichten vom neuesten Zustande des spanischen und portugesischen Amerika. Ich erchte meinen gelehrten Freund, Herrn Abbé ckart, um Zusätze und Erläuterungen der Anerkungen des Herrn Rectors Leiste zu der beits 1634 geschriebenen spanischen Nachricht des edro Cudena, von den Ländern Brasiliens, hielt sie von ihm, und sendete sie nach Wolnbüttel. Weil die Lessingische Beyträge nicht rtgesetzt wurden, und Herr Leiste krank war, konnten sie 1783 nicht zum Drucke beförrt werden. Herr Leiste schrieb an den Herrn

Abbé **Eckart** unter andern: „ Diese Anmer
„ kungen machen Ihrer Einsicht und Ihren
„ Herzen grosse Ehre. Höchst gerne werde ich
„ bey einer verbesserten Ausgabe meiner Be
„ schreibung von Brasilien Ihrem Orden, und
„ Ihrer Person Gerechtigkeit wiederfahren las
„ sen, und das als falsch anerkennen, was ich
„ dem Herrn **Harenberg** auf Treue und Glau
„ ben nachgeschrieben habe. Es hat sich, Got
„ lob! seit der Zeit überhaupt schon vieles auf
„ geklärt, was Ihrem in Süd- und Westeuro
„ pa aufgehobenem Orden Schuld gegeben ist
„ und es ist Pflicht für jeden Wahrheitslieben
„ den Mann, Lästerungen und Unwahrheiten
„ wo man sie findet, aufzudecken; noch mehr
„ da sie einen ganzen Orden drückten, der s
„ viele brave und gelehrte Männer aufzuweisen
„ hat, als wohl nicht leicht ein anderer aus
„ Ihrer Kirche. Ich muß gestehen, die Art,
„ wie Sie die Harenbergische Beschuldigungen
„ widerlegt, und besonders sich gegen das ge-
„ rechtfertigt, was Ihre Person betrift, ist
„ mir der beste Beweis Ihrer Klugheit und
„ Rechtschaffenheit. Weniger lieb war es mir,
„ daß Sie so schonend mit mir umgegangen sind.
„ Ohnstreitig müssen Sie manche Fehler in mei-
„ nem Buche gefunden haben: aber ich hätte
„ gewünscht, daß Sie sie alle aufgedeckt, und ein
„ schärferer Tadler gewesen wären. „

Herr

Herr Rector Leiste schrieb mir, daß er aus Robertsons weitläuftiger, und in der neuen Geschichte von ihm wahrlich sehr wenig benutzten Anzahl spanischer und portugesischer Schriftsteller, folgende zu erhalten wünsche:

Alcedo y *Herrera* Aviso historico - politico-geografico del Perú, Terra Firma, Chili, y nuevo Reyno de Granada. En Madrid, 1740. 4.

D. *Miguel* Relacion y Descripcion de la Ciudad y Provincia de Truxillo del Perú, Madrid, 1763. fol.

Don *Francisco Antonio Lorenzana* Historia de la Nueva Espaňa, ecrita por su esclarecido Conquistador *Hernan Cortes*. En Mexico, 1770. fol. *)

Villa Señor y *Sanchez* Theatro Americano, Descripcion general de los Reinos y Provincias de la Nueva Espaňa. En Mexico, 1746. fol. 2 Tom.

P. Fr. *Anton Caulin* Historia topografica y natural de la Nueva Andalusia.

Lozano Decripcion chorografica de los Territorios, Arboles, Animales del Gran Chaco &c. Cordova, 1733. 4.

*) s. mein Journal zur Kunstgeschichte und Litteratur, VIII. Th. S. 294. M.

Real Compagnia Guipuzcoana de Caracas, Noticias hiſtoricales practicas &c. Desde 1728. haſta 1764. En Madrid, 1765. 4.

Ich ſetze dieſen noch bey:

Don *Lorenço Boturini Benaducci*, Señor de la Torre, y de Hono, Hiſtoriador de las Indias, Idea de la Nueva Hiſtoria general de la America Septentrional. En Madrid, 1746. 4.

Dieſes ſeltne Werk iſt ein Plan eines durch den Tod des Verfaſſers unterbliebenen Werkes, das ungefähr wie des Rocha Pitta Hiſtoria da America Portugueza (Lisbòa, 1730. fol.) ausgefallen wäre. Auch weis ich nicht, ob Don Manuel Antonio Ramirez, der Ueberſetzer des Laſitau, (Madrid, 1774. 8.) ihn fortgeſetzt hat. Ich wundere mich, daß der ſel. Leſſing und Herr Leiſte die Worte des fehlerhaften Cubena: Deſcripcion de 1038 leguas de tierra del eſto (ſoll heißen eſtado) de Braſil, conquiſta del Marañon y Gran Pará por ſus verdaderos rumbos überſetzt lieſen: Beſchreibung der Länder von Braſil auf 1038 Meilen, ſo erobert *) und gefunden ſind worden von Maranjon und Gran Para, durch ihre richtige Seecompas; und Maranjon und Gran

*) Conquiſta heißt nicht erobert, (conquiſtada) ſondern Eroberung.

Gran Para für einen Eroberer, und die 1038 Meilen oder Leguas für seine Eroberung (conquista) hielten. Ich glaube vielmehr, daß die Worte des Cudena so zu verstehen sind: Beschreibung von einem Landstriche Brasiliens von 1038 Meilen, längst dem Maranjon, und Gran Para, Flüsse, nach ihrem wahren Laufe. Rumbo heißt eigentlich im Portugesischen und Spanischen nicht der Seekompas selbst, sondern der Weg oder die Linie, nach welcher das Schiff seinen Lauf, zufolge des Compasses und der Seekarte, richtet. „Ein Engländer, (schrieb mir „Herr Leiste am 14 August 1783) der auf „Befehl der Admiralität eine Reise nach dem „Amazonenflusse gethan, und von da auf dem „Rio negro in den Orinokofluß gekommen, „hatte noch neulich, da er hier in gewissen An„gelegenheiten einige Wochen sich aufhalten „mußte, wegen des Marañon y Gran Pará „einen eigenen Gedanken, den ein anderer auf„grif, und sogleich im Hannöverischen Maga„zin bekannt machte. Er glaubt nicht, daß „ein Marañon y Gran Pará in dem Ver„stande, wie Lessing und ich gemeint, je vor„handen gewesen. Pará, die wir, nach An„leitung der deutschen Uebersetzung, für seine „Geburtsstadt hielten, hat nach seiner Mei„nung la Ciudad de Navidad geheißen, „und der Ausdruck des Cudena, por sus ver„daderos rumbos geht gar nicht auf Mara„ñon

„ ñon y Gran Pará, den wir für den Ent-
„ decker des nördlichen Theils hielten. Seine
„ Meinung hat sehr viel Wahrscheinlichkeit,
„ und ich getraue mir noch nicht, etwas darauf
„ zu antworten, da ich selbst im Rocha Pitta,
„ den ich nun endlich nebst verschiedenen spani-
„ schen und selbst 2 in Mexico gedruckten Haupt-
„ büchern, erhalten, auch nicht die geringste
„ Spur von einem solchen Marañon y Gran
„ Pará finde. *) Eben dieser Engländer hat
„ mir noch einige erhebliche Beyträge zu Brasi-
„ lien und Guayana versprochen.“

*) Das glaube ich gerne.

Anmerkungen
zur
Beschreibung Brasiliens.

Zum Vorberichte S. 20.

Die Sitze der Jesuitischen Mission von Maranhão und Pará klar vor Augen zu stellen, wünsche ich, daß ich allhier eine geschriebene Landkarte, welche ich in America gehabt, beylegen könnte. Herr P. Johann Nepomucenus Szluha hat mir die Gefälligkeit erwiesen, und sie auf unserem Landgute in Maracú, ohngefehr 3 halbe Tagereisen von Maranhão entfernt, 1753 verfertiget, als wir nach unserer Ankunft in den Americanischen Ländern, von der beschwerlichen Meerreise etwas ausrasteten. Sie war, meinem geringen Gutdünken nach, sehr accurat nach den neuesten Observationen, bis auf damalige Zeiten verfasset. Im Jahr 1754, als ich mich in der Mission Abacaxis, an dem Flusse Madeira befand, machte ich eine Copie von dieser Landkarte, und schickte sie samt einem weitläuftigen Briefe, nach Deutschland; wo sie

aber

aber ist hingekommen, weis ich nicht. Zu eben der Zeit hielt sich Herr P. Ignatius Szentmartonyi, königlicher Astronomus, einige Tage in benannter Mission auf, und nahm Elevationem poli von dasigem Orte, welche sich, wenn ich nicht irre, bis auf 4 Grad belief. Ich zweifle nicht daran, daß Herr P. Szluha an seine Provinz, so die östreichische war, ein und andere Briefe habe abgehen lassen nebst dieser Landkarte, welche vielleicht in dem bekannten neuen Weltboten P. Joseph Stöcklein S. I. eingerückt ist, *) der von PP. Probst und Keller ist fortgesetzt worden.

Ferner ist zu bemerken, daß alle Missionen, so wohl der Jesuiten, als anderer Ordensgeistlichen, (diese waren Carmeliter, Mercenarii oder PP. da nossa Senhora de Mercê, und Capuciner) nachdem sie eine andere Regierungsform bekommen, sind geändert worden. Die erste von den

*) Dieser gab die ersten drey Bände in Augsburg und Gräz, im Verlage Philipp Martin und Johann Veits seel. Erben, 1726, 1729 und 1732. fol. heraus. Es enthält acht Theile oder Bücher. Den vierten Band besorgte P. Peter Probst S. I. Er besteht aus vier Theilen oder Büchern, welche in Wien bey Leopold Johann Kaliwoda 1748 erschienen. Noch acht Theile trug P. Franz Keller S. I. zusammen. Sie sind in Wien 1755 und 1758 bey vorgedachtem Kaliwoda gedruckt. Dieses Journal enthält viele wichtige Nachrichten, Landkarten, Briefe ꝛc. aus fast allen Missionen der Gesellschaft Jesu. M.

den Jesuitermissionen war Trocano, so den 1sten Januar 1756 den Namen Borba a nova erhalten. Der übrigen Namen von den veränderten Missionen erinnere ich mich nicht mehr, da ich sie gröstentheils niemals oder gar selten gehöret habe. Maracaná wurde Cintra, wegen Aehnlichkeit der Lage mit dem portugesischen nicht weit von St. Juliáo, genennet. Es ist glaublich, daß diese Oerter mit ihren neuen Titulaturen noch jetzt vorhanden; allein ob sie verdienen, Marktflecken genennt zu werden (mit welchem Titul sie 1757 von dem Paraensischen Gouverneur Franc. Xav. de Mendonça Furtado sind beehrt worden) ist eine andere Frage. Die meisten werden wohl keinem armen Dorfe mehr gleich seyn. Es schrieb P. Benedictus de Fonseca von Annadia den 11 August 1779, daß die Dörfer (er verstehet die gewesene Missionen und sogenannte Städtchen) so wohl in Maranhão, als zu Pará, fast erloschen, und viele gänzlich hin sind. Seine eigene Worte heißen: As Aldeas tanto no Maranhão, como no Pará estáo quasi extintas, e muitas de todo extintas.

Annadia ist ein portugesischer Marktflecken in dem Bisthume von Coimbra, so ehedessen wegen des guten Weinwachses von den Engländern stark besucht wurde. P. Fonseca von Annadia gebürtig, war ein rechtschaffener Geistlicher der Gesellschaft Jesu, ein geschickter Philosoph und Theolog, und ein vortreflicher Procurator der Missionen

nen seines Ordens zu Maranhão und Pará, welches Amt er viele Jahre zu Lissabon mit Genehmhaltung aller versah, denen er durch seinen Umgang in Portugal, wie auch durch seinen Briefwechsel in Italien, bekannt gewesen. Er starb in seinem Vaterlande in einem ruhmvollen Alter von 80 Jahren, selig im Herrn den 27 May 1781.

Die sogenannte Stadt Marivá, ehedessen eine Mission der Carmeliten, am Negrofusse, hat wenigstens zu meiner Zeit in America noch nicht verdienet, mit einem Marktflecken verglichen zu werden. Das einzige Versammlungshaus, so allda aufgerichtet worden, konnte vielleicht allein dieser angeblichen Stadt einiges Ansehen geben, an welcher eine große Anzahl der Americaner aus den Missionen 1754 und 55 arbeiten mußte. Es war dieser marivaische Palast mit 2 großen Thüren versehen, damit zu gleicher Zeit ohne einen Rangstreit beyde Bevollmächtigte so wohl von Spanien, als Portugal eintretten könnten, um wegen der fest zu bestimmenden Gränzen für beyde Kronen in diesem Welttheile sich zu berathschlagen. Es ist zu verwundern, daß Mendonça Furtado diesen Ort zu einer Stadt erhoben, der doch, wie ich vernommen, an den meisten Plätzen so sumpficht gewesen, daß man keinen trocknen Fuß setzen konnte. Die Bevölkerung allda ist auch sonderbar: Es wurden die mehreste Häuser den Indianern weggenommen, um ei-

ne

ne Caserne für die Soldaten aufzurichten. Aus dieser Ursache sind viele Americaner, wegen dieser Veränderung, aus Verdruß hinweggezogen. Als sich dieser berühmte Städteerbauer 1754 in Trocano aufhielt, schickte er einstens ein kleines Schiff, mit dem Befehl an die Indianer, sie sollten sich in die Stadt verfügen. Er verstund aber Marivá; allein die americanische Schiffer, denen diese herrliche Benennung von Marivá noch ungewohnt war, fuhren nach Pará, und mußte also Mendonça einige Wochen auf Antwort warten.

§. 20. Borba a nova **muß nothwendig zur Provinz Maranjon gehören.** Wenn allhier die Jesuiterprovinz verstanden wird, so ist zu wissen, daß selbe nur den Namen einer Viceprovinz geführt; gleichwie auch unsere sinesische Missionen und Häuser. Es hatte zwar P. **Franciscus Toledo**, der als Visitator aus der Brasilianischen Provinz 1754 angekommen, von dem General der Societät Erlaubniß erhalten, eine Provinz aufzurichten; allein, da die Zeiten immer schlimmer wurden, so ist diese nicht zu Stande gekommen; wiewohl schon wirklich daran gearbeitet wurde, 2 größere Residenzen, eine bey Maranhão, mit dem Namen Tapuytapéra, die andere nicht weit von Pará, genannt Vigiá, in Collegia zu verändern, in welchen zwey Häusern schon die lateinische Sprache gelehrt wurde.

§. 20.

§. 20. Die Jesuiten legten sie, nach dem Harenberg, 1756 oder 57 an der Stelle des Dorfs Trocano, durch die aus Deutschland verschriebenen Artilleristen Anselm Eckart und Anton Meisterburg, die sich für Missionairs ausgeben mußten, in der Geschwindigkeit an, und versahen sie mit einer Besatzung und zwey Feldstücker, um sich dem Zuge des Portugesischen Statthalters von Para zu widersetzen, der von seinem Könige wiederholte Befehle bekommen hatte, am Negrofluſſe für die spanische und portugesische Gränzcommission Wohnungen und Lebensmittel anzuschaffen.

Ich möchte wissen, aus was für einer authentischen Nachricht Herr Harenberg in seiner so genannten pragmatischen Geschichte des Jesuiterordens, diese Neuigkeit, wegen Erbauung der Stadt Borba a Nova von den PP. Anselm Eckart und Anton Meisterburg, genommen habe; wenigstens so viel ich mich noch erinnere, ist in der ersten portugesischen 1757 gedruckten Ausgabe der wurmstichigen, zusammengeschmierten Scharteke Relação abbreviada *) von solcher Er-

*) Ich erhielt im vorigen Jahre aus Portugal eine sehr nette Abschrift der noch ungedruckten portugesischen Apologia da Companhia de Jesus nos Reynos, e Dominios de Portugal; mit der französischen Uebersetzung. Sie enthält Contra-Relação Abbreviada, oder Réponse veridique & sincere au Libelle diffamatoire que le Marquis de *Pombal*, *Sebastien Jo-*

Erbauung, so durch diese zween Patres geschehen seyn soll, kein Wort zu lesen gewesen; sondern es wurde nur gemeldet, daß, als Mendonça Furtado zu Trocano, einem vormaligen Dorfe angekommen, um dasselbe zu einem Marktflecken zu erheben, er allda den P. Anselm Eckart, einen Deutschen, angetroffen habe, der kurz vorher als Missionarius angekommen war, mit zwey Feldstücken versehen ꝛc. Herr Harenberg hat vielleicht jenes bekannte wollen ausüben: Inventis facile est addere.

Fer-

Joseph de Carvalho, Premierministre sous le Regne de D. Joseph I. Roi de Portugal, a repandu dans le Monde contre les Religieux de la Compagnie de Jesus en Decembre 1757 sous le Titre de *Relation abregée de la Republique que les Religieux Jésuites des Provinces d'Espagne & de Portugal ont établie dans les* Possessions *d'Outre mer des deux Monarchies, & de la guerre qu'ils y ont suscitée & soutenuë contre les Armées Espagnoles & Portugaises.* Sie wurde den 17 October 1780 durch den königlichen Kammerherrn Grafen von San Lourenço, Sr. Majestät dem Könige, und von Diesem der Königinn übergeben. Im zehnten Theile meines Journals zur Litteratur, habe ich S. 167 — 184 beyde Bittschriften der Jesuiten, mit welchen diese Apologie übergeben wurde, lateinisch drucken lassen. Der erste Theil enthält die Vertheidigung der Jesuiten wegen Paraguay, der zweyte wegen Marañon und Pará. Ich werde aus diesem letztern dasjenige, was die Lästerung wegen Trocano betrift, diesen Anmerkungen des Herrn Abbe Eckarts aus der geschriebenen französischen Uebersetzung, anhängen lassen. M.

Ferner kommt die Jahrrechnung 1756 oder 57 gar nicht mit der vermeinten Stadt in Trocano überein, deren Erbauung den PP. Anſ. Eckart und Ant. Meiſterburg zugeſchrieben wird. Denn erſtlich kam Mendonça ſchon von Mariva zu Trocano den 20ſten Decemb. 1755 an, mithin hatte das, was P. Eckart im Zeitlichen zu beſorgen hatte, ein Ende. Mendonça beehrte denſelben noch in einem an ihn am letzten December 1755 geſchriebenen Brief mit dem Titel eines Miſſionarii von Trocano. Am folgenden Tage, als den erſten Jäner 1756 kam von gemeldeten Gouverneur ein anderer Brief mit Auslaſſung dieſer groſſen Titulatur, und anſtatt Trocano, ſo unten an dem Brief ausgelöſcht, ſtund Borba a nova. Zweytens iſt es unbegreiflich, wie P. Meiſterburg in dieſer lächerlichen Stadtbaukomödie eine Perſon vertrette. Er hielt ſich zwar an demſelben Fluſſe Madeira in der Miſſion Abacaxis auf; allein dieſe war faſt zwo Tagereiſen von Trocano entfernet, allwo er nichts zu ſagen hatte, und noch viel weniger 1756 und 57, zu welcher Zeit ſchon Trocano den Namen eines Marktflecken führte, und von Mendonça eine weltliche Obrigkeit geſetzt war.

Weiter ſagt Herr Harenberg: **Die aus Deutſchland verſchriebene Artilleriſten Anſelm Eckart und Anton Meiſterburg.** Herr Harenberg, ſo da ſcheinet in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu bewandert zu ſeyn, konnte doch

doch wohl wissen, daß bey den Jesuiten das vierte Gelübde war, sich nach Willkühr des römischen Stuhls und des Generals des Ordens, zu den Missionen gebrauchen zu lassen. Es mußten daher alle und jede, welche dieses Gelübde abgelegt, dazu bereit seyn, wenn sie auch solche Missionen nicht begehrten; allein solcher Befehl war in der Societät nicht nothwendig, da aus unterschiedlichen Provinzen sich viele selbst dazu anbothen. Unter diesen befanden sich P. **Meisterburg** und P. **Eckart.** Daß aber diese nach Portugal berufen wurden, und nicht zu den spanischen Missionen, zu welchen sich die meisten Deutsche verfügten, davon war P. **Rochus Hundertpfund** aus der oberdeutschen Provinz, die Ursache. Er ward 1749 von der Viceprovinz zu Maranhão und Pará Geschäfte halber nach Lissabon geschicket, zu der um diese Zeit regierenden Königin **Maria Anna** von Oestreich, wegen langwieriger Krankheit des Königs Don **Joan** des Vten. Diese gottselige östreichische Princessin fragte den P. **Hundertpfund**, in was für einem Stande sich die Missionen seiner Viceprovinz befänden. Er antwortete, sie stünden zwar ziemlich wohl; sie könnten aber noch mehr floriren, wenn mehrere Missionarii, besonders Deutsche, da wären. Hierauf ließ die Königinn an den General der Societät, P. **Franciscus Retz**, ein Schreiben ergehen, und begehrte von ihm zwölf deutsche Patres. Im Jahre 1750 kamen schon zween aus der niederrheini-

schen Provinz in einem Schiffe von Amsterdam zu Lissabon an, nämlich P. Laurentius Kaulen, und P. Anton Meisterburg, welche in demselben Jahre mit P. Hundertpfund nach America abgesegelten. 1752 ländeten von Genua in einem engländischen Schiffe noch zween andere Patres in dem Haven von Lissabon an, P. Martin Schwarz aus der oberdeutschen Provinz, und P. Anselm Eckart, aus der oberrheinischen am 19ten August, und am 31sten Octob. gemeldeten Jahrs wurde die Zahl mit vieren aus der östreichischen Provinz vermehret. Diese waren P. David Fay, P. Henricus Hoffmayer, P. Johann Nepomuc Szluha, und P. Joseph Kayling. Alle sechs fuhren das folgende Jahr 1753 mit der portugesischen Flotte nach Maranhão ab.

Auf den schröckbaren Einwurf der zwey Feldstücke ist meines Erachtens schon genug in der Historia Persecut. S. I. in Lusitania, theils in lateinischer *) theils in deutscher Sprache geantwortet worden. Zum Ueberflusse kann man noch dazu setzen, daß solche Stückchen sehr nothwendig gewesen, um einen Einfall der benachbarten Völker, Muras genannt, abzuhalten, welche sich 1754 als P. Anselm Eckart solcher Mission vorstund, schon wieder sehen ließen. Denn eines Tages früh kam ein Indianer, und brachte 5 fürchterliche Pfeile, so von der andern Seite des Flus-

*) Im VII Theile meines Journals, S. 316. u. f.

Flusses Madeira die in dieser Gegend herumstreifenden Wilden herüber geschossen, und welche an dem Ufer des Dorfs Trocano stecken geblieben. Es war ein jeder nebst der gewöhnlichen Spitze mit 4 Haken befestiget; wer also mit solchem Pfeile getroffen wurde, mußte nothwendiger weise sterben, weil dieser wegen der Haken auf beyden Seiten nicht mehr konnte aus dem Leibe heraus gezogen werden. Solche in Trocano abgeschossene Pfeile waren, wie die Indianer sagten, Vorboten eines von den Muras diesem Dorfe gedrohten Anfalles: deswegen mußten die Trocaneser Tag und Nacht wachen, um nicht plötzlich, besonders bey nächtlicher Weile, überfallen zu werden, wie sie es mehr als einmal zu Zeiten P. Anton Josephs, des P. Eckarts Vorfahrer, gewagt haben. Eben dieser Missionar hatte das Unglück, daß, nachdem er sich grosse Mühe gegeben, eine Kirche aufzurichten, dieselbe durch eine entstandene Feuersbrunst zusammen fiel. Einige Stücke von den Mauern sind noch geblieben, welche bey finsterer Nacht den Muras zu einem Schlupfwinkel gedienet. Um nun solche barbarische Gäste davon abzuhalten, ließ P. Anton Joseph das übriggebliebene von der verbrannten Kirche völlig niederreissen. Währenden kurzen Aufenthaltes P. Eckarts in Trocano, haben die Muras einige Indianer von der Mission der Jesuiten von Araticú (so in dieser Gegend den Cacào sammelten, überfallen, einige verwundet,

und einen ermordet. Diese und viele andere Streifereyen und ausgeübte Mordthaten bewogen, nach der Abreise des P. Eckart von Trocano, den Gouverneur Mendonça Furtado, den Muras einen Krieg anzukündigen. Es wurden gegen sie Portugesen und Indianer abgeschickt, und es setzte blutige Scharmützel ab. Ein Principal von Trocano (er war aus der Nation Baré, büßte das Leben in diesem gehaltenen Treffen ein, und wurde sehr bedauert. In Trocano waren vier Hauptnationen, Baré, Páma, Torá und Ariquéna. Diese letztere Völkerschaft zeichnete sich vor den andern durch ihre langen Ohren aus, daher sie von denen Portugesen Orelhudos, oder Langöhrer benennet wurden. Es scheinet, daß selbe schon von den ersten Jahren her angefangen haben, ihre Ohren mit Gewalt, wie auch mit schweren, und aus Steinen verfertigten Ohrengehängen also auszudehnen, daß sie so tief herunterhängen, welches ihnen doch gar keine Schönheit mittheilet. Es sagte einsmals ein Ariquener, der zwar von keinem Caziquengeschlechte entsprossen, aber mit einer Tochter eines Caziquen verheyrathet war, und deswegen nebst seinen guten Eigenschaften zum Principal (Vorsteher) ernennet wurde, mit Erlaubnis, einen seinem Stande gemäßen Stock zu tragen, zu mir, daß Mendonça ihn bey den Ohren genommen, sprechend, diese grosse Ohren sind keine Hindernis, seiner Völkerschaft vorstehen zu können.

Wer

Wer also das, was bisher kürzlich von den Streifereyen der Muras ist erzählt worden, wohl erwäget, wird klar erkennen, daß diese zwey Feldstückchen sehr nützlich und nöthig, mit Gutheißen des ehemaligen Statthalters von Pará, Johann de Maya und Gama sind erkaufet, in die Mission gesetzt, nach Trocano abgeführt, und zuweilen nur mit Pulver geladen losgebrennt worden, um den Wilden einen Schrecken einzujagen. Auch wurden mit diesem Geschütze Gott, der König und der Gouverneur geehret: Gott, da man sie den 25sten Decemb. 1755 bey nächtlicher Kirchenfeyerlichkeit abfeuerte; der König, als sie den 1sten Jäner 1756 frühe bey Aufrichtung des Marktfleckens und Mittags bey der Tafel, losgeschossen wurden, als die Gesundheit Sr. königlichen Majestät von Mendonça und denen am Tische sich befindlichen getrunken wurde; und endlich wurde mit diesen Stückchen der Gouverneur gegrüßet, als er von dem neuen Marktflecken Borba a nova sich wieder nach Marivá verfügte, woran er ein solches Wohlgefallen (zum wenigsten äußerlich) bezeigte, daß er vor Freuden fast aufgesprungen, dem P. Eckart bey dem Abschiede die Hand geküsset, und bey seiner Ankunft in Rio Negro vieles zum Lobe desselben gesprochen.

Diese und noch mehrere Anekdoten von diesen zwey kleinen Stücken scheinet Herr Harenberg nicht gewußt zu haben; sonst würde er nicht so frey in die Welt geschrieben haben, daß die PP.

Meisterburg und Eckart in der Geschwindigkeit die angebliche Stadt erbauet, und sie mit 2 Feldstücken versehen, um sich dem Zuge des portugesischen Statthalters von Pará zu widersetzen ꝛc. Allein man muß dem Herrn Harenberg die Freyheit im Schreiben verzeihen, da er dergleichen Mährchen aus keinen reinen Quellen gezogen, sondern aus verfälschten Stichelschriften, obschon das vornehmste Gesetz von dem Geschichtschreiber sollte in obacht genommen werden, daß er sich befleißige, nichts unwahres auf die Bahn zu bringen.

§. 21. Die Kürze der Zeit, in welcher die angebliche Stadt erbauet, (denn im May 1757 war sie fertig.) Nachdem der sogenannte Pelourinho (Auctoritätspfeiler) als ein Zeichen der weltlichen Gerichtbarkeit den 1sten Jéner 1756 aufgerichtet war, blieb P. Eckart noch bis den 13ten Junius allda, und verrichtete die geistliche Dienste, wie vorher, als er von P. Francisco Toledo, dem Visitator der Viceprovinz abgerufen ward, und sich nach Pará verfügte. In diesen 5 Monaten und so viel Tagen ist kein einziges neues Haus aufgerichtet worden; sondern es stund das alte Dorf Trocano mit dem Namen Borba a nova eines Marktfleckens. Die von Marivá gekommene, und mit amerikanischen Weibern verehlichte portugesische Soldaten wohnten in schlechten Bauernhütten sehr armselig: ja da schon P. Eckart zu Pará sich befand, wurde

ihm

ihm von Abacaxis geschrieben, daß in dem Hofe des Missionshauses, welcher von ihm mit einer Mauer (so 3 Zugänge hatte) umgeben worden, nebst andern darinn befindlichen Gebäuden, das Hühner- und Entenhaus von 2 portugesischen Familien bezogen worden sey.

§. 21. Die Stärke der Artillerie, die aus zwey Feldstücken bestand, lassen nichts anders vermuthen, als daß dieß keine Stadt, sondern höchstens nur ein kleines unbeträchtliches Fort seyn könne, dergleichen in solchen Fällen öfters bald aufgeworfen, aber auch bald wieder verlassen oder eingerissen werden. In Trocano und nachgehends Borba a nova ist bis den 13ten Jun. 1756 weder ein kleines noch grosses Fort gewesen; sondern einen Büchsenschuß von der Mission entfernt war an dem Ufer eine Anhöhe, (einmal bin ich mit grosser Mühe hinaufgeklettert) allwo eine geringe Wohnung für einen Lieutenant, und eine Hand voll Soldaten war; es stund allda eine Schildwache, so die vorübergehende Schiffe fragte, wo sie herkämen oder hin wollten. Absonderlich war dieser erhöhete Ort wegen der Goldminirer von Matto grosso ausgesucht. Denn wenn einer von diesen Minen ankam, wurde er mit einem oder zween Soldaten begleitet, zu dem Gouverneur geführt, allwo er erlegen mußte, was er, nach dem gemachten Contracte, dem Könige von den Goldminen zu geben schuldig ist. Diese Minirer tragen zu grösserer

Sicherheit ihren Goldsand in ledernen um den Leib herumgeschlungenen Gürteln.

§. 21. Außerdem konnte ich weder das Dorf Trocano auf meinen Karten finden, noch sonst etwas ausfindig machen, woraus dessen Lage zu bestimmen wäre. Allhier wünschte ich, meine ehemals gehabte, oben §. 459 erwähnte Karte beylegen zu können, in welcher alle Residenzen, Missionen, grössere und kleinere Flüsse sehr genau abgezeichnet waren. Die Gegend an dem Flusse Madeira war zu meiner Zeit noch wenig bevölkert. Wenn man von Parà an benannten Fluß kommt, und den Weg nach Matto grosso nimmt, so war linker Hand auf einer kleinen Anhöhe die Mission Abacaxis, welche auch Missão da Santa Cruz genannt wurde. Von diesem Dorfe (auf eben dieser Seite) war ohngefähr eine Meile die Wohnung eines reichen Mineiro, mit Namen João de Souza, entfernet, der in dieser Gegend nebst vielen africanischen Sclaven seine Güter besaß. Hernach folgte die kleine Besatzung, von der eben ist gemeldet worden: endlich kam man nach Trocano. Die Besatzung und dieses Dorf waren auf der nämlichen, das ist, linker Seite des Flusses. Trocano hatte auch den Namen Missão do Santo Antonio, welchen dieses Dorf bekam, als es 1725 von P. Johann de Sampayo, S. I. aufgerichtet wurde, nas cachoeiras, (bey den Wasserfällen, wo die Muras sich häufig aufhielten, und welcher

wegen

egen der Klippen und Wasserfälle gefährlichen Weg alle nach Matto grosso gehende Schiffe pas- iren müßen. Es ist der Weg an einigen Orten ahin so schmal, daß kein breiters sonst gewöhnli- hes Schiff durchkommen kann. Es lassen sich da- er diese Miniter eine besondere Gattung von Schiffen verfertigen, welche zwar sehr lang, aber abey sehr eng sind, so daß eine etwas grosse Kü- e der Länge nach gestellet werden muß. Solche Art der Schiffe wird von den Indianern Ubaá genennet. Als ich 1755 die Mission Trocano erwaltete, kam allda aus Portugal der Juiz de fora, nach Matto grosso bestimmt, mit weeen seiner Befreundten, welche einige Ta- ge in dem Missionshause logirten. Eben dieser auswärtige Minister, und sogenannte Richter, that mir den Gefallen, und nahm eine Kiste mit sich, welche an einen Pater in Matto grosso ad- dressirt war: weil sie aber etwas breiter war, ver- langte er, daß das, was darin befindlich gewe- sen, in 2 kleinere Behältnisse vertheilet würde. Es enthielt die Kiste ein Fischerneß, so in dem Marktflecken Vigiá bey Pará gemacht worden, und sehr hoch kommt, weil von allen mit dem An- gel die Fische gefangen werden. Jedoch habe ich auch gesehen, daß die Indianer mit einem Pfeile auf die Fische geschossen; wenn dieser in dem Fi- sche stecken blieb, so schwam der Indianer nach, und zog den Pfeil sammt dem Fische aus dem Was- ser heraus. Mendonça Furtado hatte auch

am

am Negrofluſſe europäiſche Fiſcher, die ſich des ge
wöhnlichen Netzes bedienten.

In dem Dorfe Trocano pflegten ſich die Mi
nirer zu verſammeln, und fuhren mit einander
um gegen die herumſtreifende Muras ſicherer zu
ſeyn. Zu meiner Zeit traten mehrere Ubaás
mit ihren Flaggen, dieſe beſchwerliche und zugleich
gefährliche Reiſe an, in welcher an einigen Or
ten ſo viele Klippen vorkommen, daß die Waa
ren müſſen aus den Schiffen genommen, und ein
Stück Weges zu Lande von den Indianern getra
gen werden. Der Juiz de fora zeigte mir ein
groſſes Netz zum ſchlafen, (ein bekanntes Bette
(Hamàca) in dieſem Theile von Amerika) von
Binſen mit allerhand Farben, und Figuren ſehr
ſchön zuſammengeflochten. Es war ein Geſchenk
welches der Gouverneur Mendonça, als jener
zu Meriva bey ihm ſeine Aufwartung machte,
verehret hat. Und dieſes ſcheinet die Urſache ge
weſen zu ſeyn, warum unter den Jeſuitermiſſio
nen Trocano in einen Marktflecken verändert wor
den, daß nämlich die nach Matto groſſo reiſende
Minirer ein volkreiches Ort hätten, wo ſie ſich mit
den auf dieſer Reiſe nothwendigen Sachen verſe
hen könnten. Auf der andern Seite des Fluſſes
Madeira wohnte ein anderer Mineiro, und zwar
mit einigen Stücklein verſehen, welche er zu ge
wiſſen Zeiten und Friedensfeſten losbrannte; und
niemand hat ihm vorgeworfen, wie die Jeſuiter
feinde es den PP. Meiſterburg und Eckart tha
ten,

en, daß er solches Geschütz besäße, um sich in diesem Land fest zu setzen, und den Truppen des von Mariva ankommenden Gouverneurs Menonça Furtado widerstehen zu können. Etwas entfernter von dieser Gegend hatte eine andere portugesische Familie ihre Wohnung. Weiter herunter an dem Flusse Madeira, wo der Weg nach dem Negrofluß ist, hatten die PP. Mercenarii zwo Missionen, welche besonders berühmt waren wegen des Holzes, das in solcher Gegend wächset, und für das beste und kostbarste gehalten zu werden pflegt. Es ist sehr schwer, wie durchgehends das brasilianische Holz, und wird in der Landessprache ybyrá pinima genennet, das ist, ein Holz, das schäckigt, gefleckt und vielfärbig ist; denn nebst der schwärzlichen und rothen Farbe scheinet auch etwas gelbes hervor: daher bedienen sich die Brasilianer auch dieses Worts, wenn sie sagen: Ich habe Flecken im Angesichte, oder Sommerflecken, xépinim, und wenn es viele sind, xepinipinim. Dieses Holz ist sehr rar, und wird theuer gekaufet zu Stühlen und Sesseln. In Trocano fand ich Gelegenheit, zwey schöne und hohe Stöcke von diesem Holze zu kaufen, die ich nach Deutschland zu überschicken, oder nachdem die Portugesen der Ausländer Dienste nicht mehr haben wollten, selbst zu überbringen gedachte; allein 1758 ist mir in Portugal einer von diesen Stöcken in der Residenz San Fins für einen Juiz de fora in dasiger Provinz entre Dou-

Douro e Minho abgeschwätzet worden; de andere ist mir das folgende Jahr in dem Gefäng nisse zu Almeida, in der ersten Nacht, nebst vie len andern Sachen, auf die gröbste Manier hin weggenommen worden.

§. 21. In eben der Provinz finde ich di Residenz Arecaro, und die Mission Aricará Auf der Karte aber finde ich Aricará am Xin guflusse. Von der Residenz Arecaro weis ich mich nicht zu erinnern, den Namen gehört zu ha ben; wenigstens scheint sie nicht zu der gewesenen Viceprovinz der Jesuiten zu gehören. In der Mission Aricará bin ich viermal gewesen. Ich kam 1753 einige Tage vor Weihnachten an den Fluß Xingú an, um die Sprache bey dem Mis sionar von Piraguiri zu lernen. Nach Verlauf einiger Tage besuchte ich den Pater von der Mis sion Aricará, welcher mir, als ich wieder abreisi te, ein grosses, starkes und purpurfärbiges Netz verehrte, welches ich wirklich noch besitze. Es ist nicht durchlöchericht, wie die gemeinen der Indianer, sondern dicht, gleich einem festen Teppiche, zusammengewoben, so daß kein Ungeziefer, beson ders kein Schnake, deren in diesem mittägigen America an den meisten Orten eine grosse Anzahl anzutreffen ist, durchstechen kann. Dieses so fest aneinander gewobene baumwollene Stück wird tapurána genannt; und auf solche Art machen die americanische Weiber auch Teppiche, welche gebraucht werden, um in den landesgebräuchlichen

Jahr-

Fahrzeugen darauf zu sitzen. Eben so werden die Decken zu den Betten verfertiget.

An dem Flusse Xingú hatten die Jesuiten drey Missionen. Die erste war, wenn man von Pará dahin abfähret, linker Hand. Sie hieß Itá-cruçá, das ist, Steinkreuz: Cruçá, wie bekannt, ist von den Portugesen entlehnt, die da sagen, cruz: und so nehmen in allen Wörtern, so in ihrer Sprache abgehen, die Brasilianer diese von der portugesischen, und ziehen die letzte Sylbe, z. E. camisa, ein Hemd, camixá; çapato, ein Schuh, çapatú. Die andere Mission auf derselben Seite war Piraguiri, ohngefähr zwo Stunden von der ersten entlegen. Dieser Ort ist sehr volkreich. In dem Todtenbuche waren nur von kleinen Kindern über 200 aufgezeichnet, welche 1747 oder 48 von der ansiekkenden, und in diesen Landen tödtlichen Krankheit, welche die Portugesen Sarampo nennen, in einem Jahre gestorben sind. Die dritte Mission Aricará war jenseits des Flusses Xingú. Die grössere Flüsse Brasiliens, unter welchen auch der Xingú zu rechnen, können wohl mit kleinen Meeren verglichen werden. Von Piraguiri auf die andere Seite nach Aricará zu fahren, muß man 3 gute Stunden zubringen. Man muß auch wohl die Zeit in obacht nehmen, wo kein Gewitter zu befürchten: daher die Frühezeit zu solcher Ueberfahrt genommen wird; denn Nachmittags pfleget gar oft ein schweres Donnerwetter einzufallen.

Ober-

Oberhalb Aricará, am Flusse weiter hinauf, hatte ehedessen P. Rochus Hundertpfund von Bregenz gebürtig, aus der oberdeutschen Provinz, eine neue Mission angefangen bey den Amerikanern, welche in diesrr Gegend noch in den Wäldern wohnen; allein sie blieb nur eine kurze Zeit. Denn einige, denen ihr wildes Leben besser gefiel, hetzten die andern auf, den Pater samt dem Indianer, den derselbe aus einer andern Mission bey sich hatte, umzubringen. Diese warnten den P. Hundertpfund noch bey Zeiten, und brachten ihn bey nächtlicher Weile in einem kleinen Schifflein in Sicherheit. Des andern Tags steckten die sich empörende Wilden das ganze Ort in Brand, und verkrochen sich wieder in ihre vorige Wildnisse. In der Gegend von diesen Wilden wächset vieles Cravo, wie es von den Portugesen genennet wird, von den Indianern aber ybyrákyýnha, von den Deutschen amerikanischer Zimmet, weil er selben gleich siehet, und auf dieselbe Art von den Baumrinden verfertiget wird; doch hat er keinen Zimmetgeschmack. In Portugal brauchen sie ihn zu dem Gewürze. Von andern Nationen werden diese Rinden, wie ich gehöret habe, zum Färben zubereitet. Der Fluß Xingú hat zwar den Namen Rio faminto, oder der hungerige Fluß: dennoch werden darinn sehr gute Fische gefangen; auch wird allda der grosse Piraricú gefischt, dessen Zunge fast eine ganze Spanne lang ist, und von den Amerikanern so wohl, als auch von Portuge,

tugesen, anstatt eines Reibeisens gebraucht wird, welchem sie sehr ähnlich sieht. Unter den niedlichsten und schmackhaftesten Speisen allhier ist die Schildkröte, so zwo Spannen lang, und dem Hühner, oder zartesten Kalbfleische sehr nahe kommt. Von einer Schildkröte pflegen vier unterschiedliche Speisen zugerichtet zu werden. Unter Itacruçá haben auch die Capuciner zwo Missionen gehabt, und in der Nachbarschaft bey diesen ist der portugesische Flecken Boa vista.

S. 21. Aricarí und Arucará am Guanapú. Bey drey oder vier halbe Tage von der Stadt Pará, allwo man gegen den Fluß Tocantins fährt, hatten die Jesuiten drey Missionen. Die erste, so ich nicht gesehen, weil sie außer dem Wege lieget, hieß Araticú. Ohngefähr 5 oder 6 Stunden davon kam man an einen großen Meerbusen, wo zur linken Hand die Mission Arucarà lag, und von da anderthalb Stunden besser hinauf lag das Dorf Guaricurú. Das dasige Missionshaus war sehr schön gebauet, also, daß die Behausung samt dem Erker in der Mitte, auf einer Seite die Kirche, und zu beyden Seiten Thürme waren.

Ebendas. **Welches ist nun von diesen dreyen** Aricará, Aricarí, Arucará, **die Residenz, und welches die Mission?** Hier ist zu merken, daß alle Missionen der Jesuiten auch Residenzen genannt wurden, welchen Namen sie zwar nicht verdienten, weil in einer Residenz zum wenigsten

vier Personen seyn sollten; aber in den Missionen war meistentheils nur eine, in einigen zwo, gar selten in einer oder der andern drey Personen. Daß aber die Missionen zugleich Residenzen genannt wurden, dazu gab der Name der Viceprovinz die Ursache, daß, da nur zwey Collegia gewesen, ihr Abgang durch mehrere Residenzen ersetzet werden möchte. Den Namen Aricari erinnere ich mich nicht, gehört zu haben. Bey Pará, in der Gegend, wo große Viehzucht gehalten wird, und welche von den Portugesen Curraes oder Viehstallungen genennet werden, hatten die Jesuiten auch ein Landgut, mit dem Namen Curral de Arari. In diesen Waldungen, wo das Vieh gehäget wird, läuft es frey herum, doch gebrandmalt, daß wenn eines weiter hinausläufet, als der District des Eigenthumsherrn ist, durch solches Zeichen erkannt werden kann, wem es zugehört. Will man einen Ochsen schlachten, welche alle noch wild sind, so reutet einer oder zween demselben so lange nach, bis er ihn mit einem um die Hörner geworfenen Strick erhaschet.

S. 21. Gesetzt auch, daß ich das vierte Aricari am Negrofluſſe, welches doch auch zu der Jesuiterprovinz Maranjon gehörte, nicht mitrechne. An dem Negrofluſſe, allwo auch der Fluß dos Salomoens, hatten die Carmeliter 4 oder 5 Missionen, unter welchen auch Mariva ist; und noch besser hinauf, fast an den Gränzen des spanischen Gebiets, ist zu meiner Zeit

eine

ne neue Mission Javari aufgerichtet worden,
elche nach königlichem Befehle den Jesuiten über-
eben wurde. Der erste und letzte Missionarius
ar P. Emmanuel dos Santos, welcher im
áner 1781 bey Lissabon, 79 Jahr alt, gestor-
n ist. Er diente zuvor dem Könige als Soldat
i orientalischen Indien; trat nachgehends zu
oa in die Gesellschaft, und kam endlich in die
aragnonesische Viceprovinz: allein das kaum an-
fangene Dorf wurde von Mendonça Furta-
o zu einem Flecken erhoben.

S. 21. Zwar finde ich in der Geschichte
r Empörung der Jesuiten gegen die erstge-
chte königliche Verordnung ꝛc. Allhier soll
man in margine setzen: Es ist falsch, und
undfalsch, was die Empörung anbetrift gegen
königliche Verordnung, welche darinn bestund,
ß wegen des am Negrofluſſe vorzunehmenden
ngresses, und der zu setzenden Marksteine, von
i Missionen so viel Indianer, als nothwendig
ren, geschickt würden: und diese wurden von
en Missionarien ohne Ausnahme geschicket. Ei-
andere königliche Verordnung war, daß man
den Dörfern sich mit amerikanischem Brod oder
enannter farinha do páo, und andern Lebens-
tteln für die Soldaten und Indianer versehe,
lche in mehreren Schiffen den Gouverneur Men-
nça von Pará bis an den schwarzen Fluß be-
iten sollten. Ein ganzes Jahr vorher, als
rtado diese Reise antrat, wurde schon dieser

Befehl des Königs von dem Provincial der Je
suiten, an alle seine ihm untergebene Missionarie
abgeschicket, welche sich beflissen, diesem Befehl
nachzukommen. In Trocano 1754 kaum ei
paar Stunden nach der Ankunft des Statthalter
von Mariva, erschienen schon die Caziquen ode
die sogenannte Principaes (Häupter) mit einer
Gefolge von ihren Nationen, und brachten ha
fenweise die befohlne Lebensmittel, wie ich es selb
sten gesehen. Es wurde alles, was sie gebracht
genau aufgeschrieben, anfangs von Mendonç
selbst, als er aber müde wurde, wegen der Meng
der Leute, gab er die Feder einem Hauptmanne
und dies ist vielleicht die verschriene, aber zugleic
lügenhafte **Empörung der Jesuiten gegen di
königliche Verordnung.**

S. 21. **Zwar finde ich auch ein** Aruca
rá, **wo die königliche Soldaten, die aus** Ma
capá **dahin gekommen waren, um Brod z
kaufen, in der Pfingstmesse von den Jesuite
das Verbot, ihnen Lebensmittel zu reichen
anhörten.** Dieses Verbot ist ebenfalls so wah
als die von den Jesuiten geschehene Empörung
Daß einige Soldaten von Macapá in der Mi
sion Arucará in der Pfingstmesse zugegen gew
sen, kann ich wohl zugeben: denn sie pflegten g
meiniglich an den Fest, und Feyertagen mit ih
ren Schiffen in den Dörfern anzukommen, u
Lebensmittel einzukaufen, weil an diesen Tage
die Indianer wegen des Gottesdienstes da waren

An den Werktagen sind die meiste auf ihren Landgütern, allwo sie ihre Mandioca, Baumwolle, Tabak und übrige Früchte pflanzten, und eine viel bequemere Wohnung hatten, als in dem Dorfe selbst. Auch wußten die Soldaten von Macapá aus der Erfahrung, daß sie in Arucará, als einem sehr volkreichen Orte, allezeit Proviant fänden. Es waren allda unter den Hauptnationen mehrere Ariquénas oder Langöhrer, welche wider die Gewohnheit der sonst für faul gehaltenen Brasilianer, gar arbeitsam sind, und weitschichtige Felder anbauen, um ihre Familien zu ernähren, und von dem Ueberflusse den Europäern verkaufen zu können. Das Verbot, so sie den Jesuiten vorwerfen, bestund darinn, daß der Pater in der Kirche den Indianern gesagt, sie sollten zuerst ihre farinha do páo denen, welchen einige von ihnen noch schuldig waren, geben, und nachgehends das übrige den Soldaten verkaufen. Da nun der Pater in der Landessprache geredet, so ist dieses von den Soldaten, die zuweilen ein paar brasilianische Wörter gewußt, übel verstanden, oder mit Fleiß übel ausgelegt worden. **Von den Jesuiten**, das ist von einem, nämlich von dem Missionarius, der da vor der heil. Messe eine Anrede an das Volk über das Evangelium zu halten, und nach geschlossener Andacht, die Leute zu ermahnen pflegte, wenn etwas zu erinnern vorfiel. Dieser Jesuit, welchen diese Verläumdung traf, war P. **Emmanuel Ribeiro**, welchen ich

in seiner Mission zweymal heimgesucht, und nach gehends in der Festung S. Juliáo einige Jahre in einerley Kerker zu einem Gefährten gehabt habe. Dieser Pater wurde von den Einwohnern von Macapá als ihr Vater geehret und geliebt, weil e sie nicht allein einige Tage, sondern ganze Wo chen, wenn sie in der Mission ankamen, frey gehal ten, den Kränklichen mit Arzneyen beygesprungen den Armen reichliches Allmosen mitgetheilt hatte ja da einstens ein großer Mangel an Lebensmit teln in Macapá entstanden, schickte P. Ribeiro auf Unkosten seiner Mission, ein großes mit ame rikanischem Brode beladenes Schiff den Bedürfti gen in diesem Städtchen. Mehreres von erst benannter Verläumdung enthält die treffliche Apo logie, *) so 1780 beyden Majestäten, dem Kö nige und der Koniginn in Portugal ist übergeben worden, in welcher sonnenklar diese unverschämte Lügen widerleget werden. Als P. Ignatius Szentmartonyi, königlicher Astronom, die Pol höhe in Macapá nahm, riß allda eine epidemi sche Krankheit ein, mit welcher eine große Menge der Einwohner behaftet wurde. Unter dieser be fand sich auch der Pfarrer des Orts, so ein Welt geistlicher war. P. Szentmartonyi blieb daher ein paar Monate da, um den Kranken sowohl, als Gesunden, beyspringen zu können. Dieser ei-

frige

*) Ich werde aus meiner S. 464 gedachten Hand schrift davon, das hieher gehörige beym Schlusse dieser Zusätze mittheilen. M.

frige und liebevolle Jesuit sagte mir, daß, da er von Macapá zu Marivá angelanget, er dem Statthalter Mendonça kräftig vorgestellet, daß er im Gewissen verbunden wäre, diesem meisten, theils armen und bedrängten Volke auf königliche Kosten zu Hülfe zu kommen: und solche Ordensgeistliche sollen doch nach der carvalhanischen Sprache jene seyn, welche verbieten, daß man den Soldaten und übrigen in Macapá keine Lebensmittel zuführen solle?

Aber im Verzeichniß S. 873 stehen doch nur zwey Oerter. Wenn hier die Rede ist von den Missionen nach der Karte — — Arucará am Guanapú, so wiederhole ich, was ich bereits oben gemeldet habe, daß nämlich in dieser Gegend die Jesuiten drey Missionen gehabt, als Araticú, Arucará, und Guaricurú.

S. 22. In eben dem Verzeichnisse stehet unter der Provinz Maranjon auch die Residenz Caáeté. Nothwendig muß ich dieß für einen Schreibfehler halten. Von Caáeté, wie es eigentlich geschrieben wird, ist schon Meldung in Hist. Persecut. S. J. in Lusitania, p. 297 geschehen.*) Es ist leichter und geschwinder auszusprechen Cayté, als Caáeté; gleichwie auch in unsern Landen noch pfleget zu geschehen; zum Beyspiele, Mainz, und viele sagen doch Menz.

*) Im VII Theile meines Journals zur Kunstgesch. und Litteratur. M.

So ist auch die Provinz Maranjon, wenn dieß Wort in portugesischer Sprache soll verstanden werden, zu schreiben, Maranhão, oder nach der alten Schreibart, Maranham. Auf gleiche Weise João oder Joam.

S. 23. **Mehl aus der Wurzel der Cassavipflanze.** (Jatropha Manihot) Diese Casâve-Wurzel wird eben diese seyn, so in Brasilien Mandióca genennt wird. Das Mehl heißt öi, bey den Portugesen aber farinha do páo, weil es den Sägespänen sehr ähnlich ist. Das Feld, wo diese Mandióca gepflanzt wird, nennen die Portugesen roça, die Indianer copixába. Die bekannte Zubereitung, so viel ich theils gesehen, theils gehöret, ist folgende. Erstlich so groß die roça seyn soll, so viel Bäume werden abgehauen, die zurückgebliebene Stämme verbrannt; und dienet also die Asche zum Düngen. Zur Anzündung dieses Feldes wird gemeiniglich die nächtliche windstille Zeit genommen, auf daß der umliegenden Waldung kein Schaden zugefüget werde. Es ist bey Nacht ein so großes und weitschichtiges Feuer schröckbar anzusehen. Nachgehends werden die Pflanzen gesetzt, aus welchen diese Wurzel hervorkommt. Wenn diese zu ihrer Grösse gelanget ist, so kann sie mit einer großen dicken und ungestalteten Rübe oder Rettig verglichen werden. Die Pflanzen wachsen in der Höhe eines Weidenbaums, so daß, wenn die Mandióca zeitig ist, ein niedriger Wald da zu stehen scheint.

Es

Es werden viele Monate erfordert, zur völligen Zeitigung: und wird des Jahrs nur einmal, wie in Deutschland, das Korn, oder anderes Getraide, gesammlet. Die zeitige Wurzel wird endlich aus der Erde herausgezogen, gewaschen und geschälet. Die Schälte ist bräunlicht. Sodann wird diese Wurzel gleich dem Meerrettige gerieben. Einige, welche eine große Menge haben, und geschwinder wollen fertig seyn, bedienen sich einer Maschine, welche durch ein Rad getrieben wird, das gleich einem Reibeisen geschärft ist, die Wurzel wird daran gehalten, und so kann in kurzer Zeit und mit leichter Mühe sehr vieles gerieben werden. In der letzten Mission in Amerika, wo ich gestanden, zu Caáeté hatte ich ein besonderes großes Haus, wo diese erst bemeldte Maschine aufgerichtet war. Ich schenkte sie ein paar Tage vor meiner Abreise aus diesem Dorfe dem Caziquen oder Principalen des Orts. Ist die Mandioca gerieben, so wird die Masse nach und nach in einen aufgehenkten, bey drey Ellen langen, von Binsen zusammengeflochtenen Schlauch eingestopft, und der darinn befindliche Saft völlig herausgedrucket. Dieser wird für tödtlich gehalten, so, daß Hunde oder anderes Vieh, welches davon gekostet, bald darauf crepiret sind. Ist nun alles schädliche Wässerichte ausgepreßt, so wird das Feuer angezündet, ein Dreyfuß darüber gestellet, auf diesen eine überaus große, flache, irdene Schüssel gesetzt, und so viel von der Masse hin-

eingeschüttet, als dieselbe wohl ausgestreuet, fassen kann. Alsdann rühret man so lang, bis sie ganz verdorret, und in viele Körnchen, deren einige kleiner oder größer sind, vertheilet ist: und auf solche Weise ist die Farinha do Páo zum Essen schon tauglich. In der Mission Abacaxis habe ich einmal dieses sogenannte Holzmehl, da es noch warm von der großen irdenen Schüssel kam, gekostet, und es so schmackhaft gefunden, daß vielleicht viele in Europa solches, was den guten Geschmack betrift, unserm Brode würden vorziehen. Dieses also zubereitete brasilianische Mehl wird nachgehends in weit voneinander geflochtene Körbe gefasset, und, damit nichts durch die weiten Löcher herausfalle, mit großen Blättern ringsherum inwendig wohl verwahret, und mit denselben auch oben geschlossen, in eine Rauchkammer gelegt, und viele Monate sehr gut erhalten. Solche Körbe werden auf zweyerley Art geflochten: einige sind unten spitzig, und laufen immer dicker hinauf, andere sind kleiner, aber mit einem dikken und gleichen Bauche. Man kann sie überall hinstellen, ohne daß sie umfallen, und in der Landessprache werden sie panacu genennet. Dieses brasilianische Mehl ist zweyerley: das eine ist gelb, und das beste; daher heißet es öi catá, oder gutes Mehl; das andere ist weiß, dessen Name ist öi xicá. Das beste, so aus dieser Wurzel herausgezogen wird, nennen die Portugesen Flor de mandióca, die Indianer typyóca. Es

wird

wird auch aus der Mandióca ein schönes Mehl gemacht, so unserm weißen oder Semmelmehle ganz gleich kommt, auf brasilianisch carimá: aus welchem auch ein gewöhnliches Brod kann gebakken werden, miapé genannt; allein den ersten Tag, wenn es noch frisch, hat es einen guten Geschmack; des andern Tages aber ist es schon sehr spröde. Diese Farinha do páo wird auch nach Portugal geführt; in einer guten Brühe oder wie ein Brey gekocht, ist es nicht übel. In den zwo Missionen Abacaxis und Trocáno am Flusse Madeira, wird von den Indianern von diesem weissen oder gelben Mehle wenig gekostet; sondern sie backen sich täglich von eben solchem Mehle einen so großen Kuchen, als ihnen für ihre Haushaltung nothwendig ist, welchen sie bejú nennen. Mein Vorfahrer in Trocano hatte ein Mandióca-Feld anlegen lassen, und als die Zeit kam, sie zu sammeln, schickte ich einige Indianer hinaus: allein sie fanden nichts mehr von den zeitigen Wurzeln. Als ich nachgehends die Vorsteher des Dorfes befragte, wer den Mandióca hinweggenommen, so wollten sie keinen nennen, sondern sagten, es wären alle gewesen; worauf ich geantwortet: So lang ich mich allhier befinde, will ich mein Brod zum Essen haben. Daher gieng zu Mittags- und Abendzeit einer von den amerikanischen Knaben, der mir das Essen zubereitete, in das Dorf, und brachte mehrere Monate täglich zween bejú membéca, das ist, frische Kuchen, wel-

welche einen sehr guten Geschmack hatten. In den andern Missionen pflegen zwar auch bejù gebacken zu werden; allein sie sind nicht so dick und weich, als wie die am Flusse Madeira, sondern trocken und dünne. Es hält sich aber viel länger, und wird stark auf den Reisen gebraucht. Von diesem trockenen bejú brachte mir in Trocano ein Afrikaner ein volles Körbchen, welches mit Butter eingemacht, und wohlgeschmackt war. Jene sehr große und breite Schüsseln, auf welchen die Farinha do páo gekocht und gerühret wird, werden in einer in die Erde gemachten Grube verfertiget. Die Asche wird von einem gewissen Baume genommen, der nicht gar häufig gefunden wird; daher dergleichen flache Mehlschüsseln sehr hoch kommen.

§. 23. **Noch jetzt isset man in** Rio Janeiro Farinha do páo, **oder Cassavamehl statt Brod.** Die Jesuiten in der Provinz von Brasilien hatten zwar in den größern Collegiis Mittags und Abends ein kleines Waitzenbrod neben dem gewöhnlichen Landesmahle; doch waren sie des amerikanischen so gewohnt, daß sie das europäische Brödchen liegen ließen, oder verschenkten. In den zwey Collegiis zu Maranhão und Pará wurde nur das Waitzenbrod auf die höhere Feste des Jahrs gebacken; das tägliche war das gelbe oder weisse öi, oder Mehl von der Mandióca, welcher zuweilen einige trockene Plätzlein oder kleine Kuchen, so man bejú nennet, beygeleget wurden.

den. Die Art, solches Mehl zu essen, kommt einem Ausländer fremd vor: denn die Indianer brauchen anstatt der Löffel, Messer und Gabel, die Hände, und zwar die 3 mittlern Finger, mit welchen sie das Mehl fassen, und es so künstlich in den Mund werfen, daß kein Körnchen davon nebenhin fällt. Die Portugesen ahmen ihnen nach; aber einige besser erzogene, wie auch die Ordensgeistliche brauchen einen Löffel, welcher in dem Mehlteller liegt, und werfen es auf amerikanische Manier in den Mund, um den Löffel nicht naß zu machen. Die Portugesen sagen, die Brasilianer hätten drey p vonnöthen, nämlich páo, páo und panno; páo, oder das Brod, für ihre Nahrung, páo oder Holz, das ist, den Stock für ihre Züchtigung, und endlich panno oder Tuch, für ihre Bekleidung. In den maragnonesischen und paraënsischen Gebieten wächset kein Korn, Waitzen, Spelz oder anderes Gewächse aus Europa. Der türkische Waitzen wird allein gepflanzet, und kann man denselben des Jahrs viermal haben, indem nur drey Monate zu dessen Wachsthume erforderlich sind. Die Insulaner bey Portugal, welche dieses Waitzens, Milho genannt, gewohnt sind, wenn sie, die amerikanische Länder zu bevölkern, dahin geschickt werden, legen sich stark auf die Pflanzung dieses Waitzens: allen Indianern will er aber nicht schmecken. In dem Dorfe Abacaxis hörte ich selbst einen, da er von Matto grosso kam, allwo ebenfalls dieser türkische

kische Waitzen im Gebrauche ist, sich über solches Brod beklagen. Er war von der Nation Comandaí, so in der Gegend des Flusses Madeira ihr Land hat; und heißt das Wort comandaí so viel, als Bohnen, welche vielleicht bey diesem Volke häufig wachsen.

Zur Beschreibung Brasiliens.

XXVI. Maranjon. S. 428. **Man weiß auch nicht, wie ihn (den großen Amazonenfluß) die Indianer genannt haben ꝛc.** Für gewiß kann nichts von dem Ursprunge dieses Wortes *) gesagt werden, ob selbes brasilianisch oder portugesisch sey. Es finden sich zwar in der brasilianischen Sprache einige Wörter, so von mara oder mare anfangen: zum Beyspiele maracaná, eine Glocke; marécca, eine Entengattung; Barros in seiner Historie, wenn ich nicht irre, will dies Wort Maranhão von dem portugesischen herleiten, als wenn es so viel wäre, als ha hum mar, als wenn dieser berühmte Fluß ein Meer wäre. **)

S. 435.

*) Man sehe davon oben a. d. 20sten Seite nach. M.

**) P. Antonio Vievra, der die Missionen in Brasilien unter vielen Verfolgungen herstellte († 1697) bestätiget diese Meinung des großen Geschichtschreibers der portugesischen Eroberungen, da er sagt: Für den Amazonenfluß ist der Name eines Flusses zu wenig, weil er wirklich ein süßes Meer ist, und das mittelländische an Länge und Breite übertrift. Daher nennen ihn die Landeseinwohner Pará, und die

§. 435. Maranjon y gran Pará. Das Wort Pará scheinet ursprünglich ein brasilianisches Wort zu seyn, und kommt her von paraná, das ist, ein Meer. Eben dieses Wort paraná legen die Brasilianer jedem grösseren Flusse bey, der mit einem kleinen Meere verglichen werden kann. Dieses Wort ist bey ihnen sehr gebräuchlich. Wenn sie fischen gehen, so sagen sie: Paranáme, das ist, auf den Fluß. Warum diese Stadt das grosse Pará, vulgo gran Pará genennet wird, könnte man noch fragen. Vielleicht, weil vor Zeiten Pará der gröste Ort in dieser Gegend gewesen. Dennoch hat heutiges Tages Maranhão den Vorzug wegen des Commercium, so weit mehr allda floriret, wie noch weiters wird bewiesen werden.

§. 441.

die Portugesen Maranhão, welches alles so viel heißt, als Meer, und großes Meer. *Vida do apostolico Padre* Antonio Vieyra, *da Companhia de Jesus; pelo* P. André de Barros, *S. I. Lisbôa*, 1746. 4 max. S. 89. Der Amazonenfluß hat den Namen Gran Pará, Maranhão und Orelhana erhalten, und P. Samuel Fritz zeichnete den Lauf des ganzen Amazonenflusses von seinem Ursprunge in Quito an. Ein anderer Missionar der Gesellschaft stach diese Karte in Kupfer, ließ sie 1701 abdrucken, und die Missionarien der Provinz von Quito ließen sie dem Könige in Spanien Philipp V überreichen, wie P Andreas Barros versichert. Ebendas. S. 86. Don Antonio Rosell und Don Francisco Subiras sind 1784 vom Könige ernannt worden, den Amazonenfluß zu untersuchen, und die bisher darüber angestellten Beobachtungeu zu berichtigen. M.

S. 441. Der Fluß de las Amazonas Der Amazonenfluß heißet auch in der Landesspra che Paraná pytinga, das ist, mar turvo, da trübe Meer, wegen der graulichen Farbe seine Gewässers.

S. 441. Die 6 fürnehmsten davon wer den genannt —— caité, guaropi &c. Cai té soll wohl der Fluß seyn, wo das Dorf Caáeté und das nächstgelegene Städtchen gleiches Na mens liegt, so von den Insulanern bey Portuga bevölkert wurde. Die Lage beyder Oerter wa keine von den angenehmsten. Der Fluß is schmal, und auf beyden Seiten sieht man Wal dung; er ist nicht fischreich; Krebse kann man allezeit haben, und es war die gröste Freude für die indianischen Jungen, wann ich sie jenseits des Flusses schickte, um Krebse zu fangen. Wenn man etwas weiter, wo der Eingang dieser zwey Oerter war, hinausfährt, so kommt man auf das hohe Meer, wo auch der Weg nach Maran hão ist. Die, so nach dieser Capitania oder Hauptmannschaft abfahren, pflegen in Caáeté einige Tage auszuraſten; wie ich dann während meines kurzen Aufenthaltes in diesem Orte unter schiedliche Gäste gehabt habe.

S. 443. Diese 3 Gouvernement des Pa rá, Marañon und Siara haben im Um kreis 392 Meilen, und ist nicht sonderlich abgetheilet, was ein jeder haben soll. Caáe té gehörte noch zu der Capitanie von Pará; denn

dieses

dieses Städtchen samt dem Dorfe liegt zwischen Maranhão und Pará. Die Hauptmannschaft Pará erstreckte sich noch zu meiner Zeit bis an das Dorf Javari; nicht weit davon war schon eine spanische Mission, so zu der Provinz von Quito gehörte. Nachdem aber Marivá zu einer Stadt erhoben wurde, am Negrofusse, und mehrere Veränderungen der Dörfer in Marktflecken geschahen, so wurde eine neue Capitanie errichtet, welche von Pauxis an bis nach Javari, an die Gränzen des Gebiets von Quito sich erstrecken sollte. Dieser neuen Hauptmannschaft wurde der Name gegeben Capitania do S. Jozé, um den Namen des damals regierenden Königs, Joseph des 1sten, zu verewigen. Der erste Gouverneur dieser vertheilten Landesbeherrschung kam mit den portugesischen Schiffen von Lissabon im Jahr 1757 an. Er war ein Vetter des Statthalters von Pará, bey welchem er auch logirte, bis er seine Reise nach dem Negrofluße antrat.

S. 481. **Daß aber allein der Pará Fluß unter dem süßen Meere verstanden werden könne** ꝛc. Alle Vorsteher der Missionen von Pará aus nach den Hauptflüssen, als Guanapú, Tocantîns, Xingú, Topajós, Madeira, Rio Negro, Rio dos Salomoens, bis auf Javari, wurden von den Portugesen Missionarios de aqua doce genennet: da hingegen die andern von Pará aus bis auf Caáeté Missionarios de agua salgada hießen. In dieser letz-

tern Gegend hatten die Jesuiten nur fünf Missio
nen, nämlich Mortigúra, Sumaúma, Mara
caná, Cabú und Caáeté. Die übrige Oerte
so sie besessen, waren Residenzen und Landgüter,
die da gewesen Mamajacú, Tabatinga, S.
Cäetano, Vigìa, Curuçá, Arari &c.

S. 491. **In St. Paul sahe Condamine statt der mit Rohr bekleideten Häuser und Kirchen, die er bisher in den spanischen Missionen angetroffen, wiederum gemauerte Kapellen und Pfarrhäuser.** Noch zu meiner Zeit waren die meisten Kirchen und Pfarrhäuser mit Pindóva-Blättern gedecket, in den Missionen der Jesuiten. Nur in 2 Orten waren sie mit Ziegeln, in Guaricurú und Aricará. Die Blätter an dem pindóva sind schmal, aber sehr lang, wachsen ganz gerad hinauf, und bedecken das Rohr. Damit sie zur Bekleidung der Häuser dienen können, werden die Blätter aufgelöset, und auf beyden Seiten ausgespannet, so daß sie wie kleine Spieße aussehen. An einem Rohre sind wenige Blätter, kaum auf einer Seite 5 oder 6, und diese weit von einander, so daß der Raum zwischen einem und dem andern Blatte bey anderthalb Spannen ausmacht. Aus dieser Ursache müssen viele Rohre auf einander geleget werden, daß die Blätter das Haus bedecken, die anfangs grün sind und nachgehends die helle Farbe annehmen. Als ich in der Mission Abacaxis war, wurde in einem Tage das ganze Missionshaus bedecket.

decket. Es arbeiteten 50 bis 60 Indianer. Eine von Steinen aufgeführte Mauer ist etwas seltenes auf den Dörfern. In den Jesuitermissionen war in Caáeté das einzige Haus des Paters mit Steinen gebauet. Zu Pará werden die Steine für die Kirchen zum Theile schon gearbeitet von Lissabon mit grossen Unkosten gebracht.

S. 491. **Die Weiber der Indianer trugen Hemden von bretagnischer Leinewand.** Solche Hemden haben auch die paräensische Indianer, Weiber und Männer, an den höhern Festtagen; sie tragen auch gestreifte Zeuge. Die wohlhabende Amerikanerinnen bekleiden sich mit halbseidenen Unterröckchen. Sie zieren auch nach portugesischer Manier den Kopf mit schönen Bändern aus, nebst Ohrringen, Halsgeschmucke und Brasseletchen.

Ebendas. **Hatten verschlossene Koffers, und eiserne Schlüssel in ihren Häusern.** Das erste habe ich gesehen. Eiserne Schlüssel in den Wohnungen, waren zu meiner Zeit noch wenig: denn viele hatten gar keine hölzerne Thüren, besonders in den zwo Missionen Abacaxis und Trocano am Flusse Madeira, allwo die Häuser der Indianer auf eine besondere Weise gebauet werden. Es kommt blos Holz und pindóva dazu; mit diesem werden nicht allein die Dächer bedecket sondern auch die Wände, Fenster und Thüren überzogen. Wenn es grössere Häuser sind, welche viele Abtheilungen in grosse und kleine Gemä-

cher haben, so kommt es ziemlich gut und sauber heraus. Die Stützen der Häuser dienen, ihre Netze oder Hängematten, darinn sie schlaffen, auszuspannen. Die Behausungen der Amerikaner haben gemeiniglich 2 Thüren; wenn daher einer kommt, der ihnen nicht angenehm ist, so machen sie sich heimlich durch die hintere Thüre davon.

S. 491. Hatten auch Nadeln, kleine Spiegel, Messer, Scheeren, Kämme, u. s. w. Das ist auch im paranesischen Gebiete die Geräthschaft aus Europa. Eben dieses wird an Bezahlung statt den Amerikanern gegeben, wenn sie den cacáo oder cravo zu sammeln, geschickt werden. Ein jedweder von solchen Indianern bekam so viel Ellen Tuch von Baumwolle, so viel von bretagnischer Leinwand, so viel von gestreiftem Zeuge, einen Hut, so viel Nehenadeln, eine Kappe, einen Spiegel, ein Messer, einen Teller voll Salz: dieses geben die Männer, ehe sie fortgehen, in die Haushaltung ihren Weibern, welche solches, besonders das, so von Lissabon gebracht wird, sehr hochachten.

S. 491. Parà würde in dem Falle ohnstreitig die gröste Niederlage der europäischen Waaren in Amerika seyn. Im Jahre 1753 giengen das letztemal die Kauffartheyschiffe, so auf dem Hafen von Lissabon ausgelaufen, alle zugleich nach Maranhão, und nachdem sie bey zwey Monaten ihre Waaren in dieser Stadt ausgele-

geleget hatten, so fuhren die Kaufleute nach Pará. Nachmals aber ist es geändert worden, also, daß einige Schiffe nur allein nach Maranhão, andere nur allein nach Pará kommen durften. Mit der pombalischen Compagnie do Maranhão, e gran Pará hat der gute Zustand der Kaufleute zu Pará sehr abgenommen: denn sie mußten die europäische Waren nach dem gesetzten Preise der neuen Compagnie kaufen. Das Elend wurde bald darauf vermehret, und die Armuth der Inwohner viel größer, da ihnen durch ein königliches Decret alle amerikanische Leibeigene weggenommen wurden, die sie mit Erlaubniß des portugesischen Hofs vor mehreren Jahren gekaufet hatten, von welchem Gelde sie auch dem Könige so viel Tribut haben geben müssen. Es waren diese Sklaven von den Tapuyen, die noch öfters Krieg in ihren wilden Landschaften mit einander führen, gefangen worden, mit Stricken zusammen gebunden, und zu der bekannten brasilianischen Menschenfresserey aufbehalten. Da nun solche gefangene, und durch das Lösegeld der Portugesen von dem Tode errettete Indianer alle frey gesprochen worden, so wurden afrikanische Leibeigene von Angóla nach Pará geschickt, welche die Portugesen, um ihre Felder anzubauen, kaufen mußten: und dieser Kauf nach der Taxe der aufgerichteten pombalischen Compagnie. Bey den meisten fehlte es am Gelde, daher versetzten sie ihre Waaren, ihren Geschmuck, ihr Gold, und

Silbergeschirr, um diese Afrikaner kaufen zu können.

S. 492. Die kriegerische Nation der Manáos. Von dieser Nation befanden sich auch einige in dem Dorfe Abacaxis am Flusse Madeira. Es war einst diese Mission sehr zahlreich: denn sie enthielt 100 Bogen, wie die Portugesen reden, tinha mil arcos; das ist, 1000 Indianer, welche schon fähig waren, mit Bogen und Pfeil gegen ihre Feinde zu streiten. Zu meiner Zeit waren solche streitbare Männer bis über die Hälfte zusammengeschmolzen.

S. 492. Cudena gedenket weder — — der portugesischen Festungen Negro, Pauxis, Topayós, Parú, Curupá, Macapa. Bis an die Festung Negro bin ich nicht gekommen. Pauxis habe ich von weitem zweymal gesehen, als ich nach dem Flusse Madeira gefahren, und von da wieder nach Pará. Pauxis ist das einzige Gebirge, das ich auf meinen Reisen angetroffen habe. Denn das übrige sind lauter Waldungen, angebaute Felder, oder sumpfichte Wiesen. In Topajós hielt ich mich eine zeitlang auf, allwo von dem vorbeyfließenden Strome die Festung, das portugesische Städtchen, und die gewesene Mission der Jesuiten den Namen führen. Bey der Festung Corupá, so zwischen den Flüssen Tocantins und Xingú lieget, ist auch ein Ort der Portugesen mit einem Weltgeistlichen. Auch haben die Capuciner eine Residenz allda, so sie

hum

hum hoſpicio nennen. Corupá und andere am Amazonenfluſſe ſind Feſtungen blos dem Namen nach; denn ich vermeine von 40 oder 50 wohlgeübten europäiſchen Soldaten könnten ſie mit leichter Mühe eingenommen werden; anſtatt fortaleza ſagte jemand ſcherzweiſe fraqueza (Schwäche).

S. 493. Nächſt dieſer großen Inſel vor Joannes, die auch Marayo heißt. (Die Portugeſen ſagen Marajó) Auf dieſer weitſchichtigen Inſel bey Pará ſind die obenerwähnte Viehzuchten; allhiek wachſen in großer Menge die ſogenannte Mangábas, welche voll Saft ſind, und einen ſehr guten Geſchmack haben. Auch werden hier die Marécas (eine Art von Enten) gefangen. Eben dieſe Enten ſind häufig in Maracú nicht weit von Maranhão: allwo auf einem Schuſſe 30 bis 40 Enten fallen, wie ich allda ſelbſten geſehen. Wenn ſie ſogleich gebraten werden, iſt es ein koſtbarer Biſſen; weil aber ſo viele zugleich nicht können verzehrt werden, ſo pflegen die Portugeſen ſie zu dörren, und mit ihrem Reis zu kochen, welche Zubereitung nicht für jeden Deutſchen Magen iſt.

S. 497. Pará eine der ſchönſten Städte in Südamerika. Daß ſie ſchöner als Maranhão zu meinen Zeiten, das kann ich bezeugen.

Gerade Gaſſen, ſchöne Häuſer, prächtige Kirchen. Noch vor unſerm Collegio, und an andern Plätzen, wuchs das Gras, wie auf den

Feldern. 1756 fieng man an, einige Gassen mit Steinen zu pflastern. Der Palast des Gouverneurs war ein ziemlich gutes Gebäude. Da aber eine Mauer anfieng baufällig zu werden, zog Mendonça Furtado aus und nahm eine andere Behausung an dem Ufer, allwo unterschiedliche gute Häuser stehen. Eben allda wohnte der Bischof von Pará. Das Jesuitercollegium war eines der gröſten und schönſten Gebäude. Gegen dem Collegium über ist die Domkirche. Sie wurde bey meinem Daseyn erst neu erbauet, auf italiänische Art. Der Chor war, als ich nach Europa wieder abreisete, noch nicht fertig. Diese Kirche könnte, theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihrer Schönheit, jeder Stadt in Europa eine Zierde geben. Die Jesuiterkirche war auch wohl ausgezieret, das Getäfel, und alle Altäre waren ganz vergulder, welche wegen des Ungeziefers, und wegen der Hitze, mit einem zarten, durchsichtigen Tuche pflegen bedecket zu werden, das nur an den höhern Festtagen hinweggethan wird. Die Carmeliter haben auch ihre Kirche mit neuen von Lissabon dahin gebrachten Quatersteinen, und 2 Thüren prächtiger gemacht. Die PP. Mercenarii haben auch eine ganz neue und sehr schöne Kirche nicht weit von dem Gestade. Die Capucinerkirche war groß und sauber. Am Ende der Stadt war eine kleine Kirche und sogenanntes Hospitium von diesem Orden. Die Capuciner hatten keine besondere Provinzen in diesem

sem portugesischen Amerika, wie die Jesuiten; sondern es wurden aus drey Provinzen in Portugal die nothwendigen Subjecta geschickt. Diese Provinzen hießen Provincia da Nossa Senhora da Conceição; do S. Jozé und do S. Antonio. Diejenige, welche dahin geschickt wurden, mußten 10 Jahre allda verbleiben. Nicht weit von dem Jesuitercollegium war ein anderes Kirchlein, das do Santo Christo genannt wurde, und der Garnison gehörte. Im Jahre 1756 wurde in dieser Kapelle ein alter Obrister beygesetzt, und von den Armen dahin getragen, wie er in seinem Testamente verlanget hatte. Ganz nahe dabey ist das Soldatenhospital. Das Capuciner-hospitium zu Pará ist von Mendonça Furtado geändert worden. Die darinn befindliche Religiosen mußten sich nach Maranhão verfügen, allwo die Provinz ein Kloster hatte. Es sollte dieses Hospitium zu einem Spitale verwendet werden, und vor meiner Abreise von Pará fieng man an, in diesem gewesenen geistlichen Hause Ziegel zu brennen. Die Schwarzen, vulgo os Negros, ou os Pretos, hatten ebenfalls zu Pará ihr Kirchlein, genannt do Santo Rosario.

S. 497. **Gegen der Rinde von Krabbenholz, Sassaparil, Vanille, Zucker, Caffee und Cacao, welche Frucht damals noch die Stelle des Geldes vertrat.** Die Rinde von Krabbenholz scheinet das sogenannte portugesische Cravo zu seyn, welches nicht so häufig zu finden,

als wie der Cacáo. Bey dem Cravo ist viele Mühe; denn erstlich müßen in den Wildnißen die Bäume gesucht werden, welche gemeiniglich nicht so nahe beysammen stehen, wie die Bäume von der Cacáo-Frucht. Wenn die Rinde von den Bäumen abgeschälet ist, so werden selbe über ein Feuer gehalten, auf daß sie nach und nach gleich dem Zimmet, können zusammengerollet werden. Auch wird die Rinde auswendig fleissig geschabt, und von aller Unreinigkeit gesäubert; und dieses nennet man cravo fino; wenn aber das Rauhe an der Rinde bleibet, so heißet es cravo grosso; und dieses wird wohlfeiler verkaufet. Es giebt auch noch eine andere Rinde, welche wegen ihrer Süßigkeit casca doce (süße Rinde) von den Portugesen genannt wird; allein sie ist sehr rar. Diese langsam gekauet, kommt in etwas mit dem Geschmacke des Zimmet überein. Auf einem Landgute der Jesuiten, nicht weit von Pará, Jagoarari genannt, traf ich einen schönen Zimmetbaum an, welchen der Pater, der allda den Gottesdienst verrichtete, und der viele Jahre in Ostindien gewesen, gepflanzt hatte. Ich nahm daselbst Caffee, und nur ein Blatt von diesem Baum in eine Tasse geworfen, gab schon einen lieblichen Zimmetgeschmack. Das Salsa wird ebenfalls gleich dem cravo in Büschlein zusammen gepacket, rund herum zugebunden, und wird wohl in den Apotheken bekannt seyn.

Zucker,

Zuckermühlen waren noch zu meiner Zeit sehr enige in dem Paraensischen Gebiete. Die Jesui- en hatten zwo bey der Stadt, nämlich Ybyrá- iba, das ist, gelb Holz, in der Landessprache, nd Jagoarari, welches Wort vielleicht von ja- oára, ein Hund, hergenommen ist. Caffee, orher nicht überflüßig, ist diese leztere Jahre, ie ich vernehme, sehr stark angepflanzet worden. n der Mission Caáeté hatte ich ein paar Caffeé- áumchen; wie bekannt, so wachsen sie nicht gar ch; allein sie breiten sich ziemlich auseinander. ie Frucht, wenn sie zeitig, siehet einer rothen irsche nicht ungleich. Wenn die Schale auf- emacht wird, so liegen zwo Bohnen aufeinander rinnen, welche nachgehends in der Sonne ge- ocknet, aufbehalten werden. Cacáo, wie auch ravo, ist die Frucht, womit am stärksten Hand- ng getrieben wird. Der Cacáo wird auch ge- lanzet, und diesen nennen die Portugesen ca- o manso, da der andere, von welchem ganze älder voll sind, cacáo bravo genennet wird. m die Stadt Pará, wie auch 2 bis 3 Tagerei- n von derselben trift man dergleichen Cacáo- flanzungen an. In dem erst erwähnten ehema- gen Landgute der Jesuiten, war ein Stück Feld it Cacáo-Báumen besezet. Wegen des weis- n Grundes von diesem Erdreiche war die Samm- ng nicht gar reichlich. 1753 habe ich das erste- al 2 bis 3 Tage von Maranhão gegen der Zuk- rmühle über in Maracú ein neuangepflanztes

Ca-

Cacáo-Wäldchen gesehen, welches sehr ordenlich eingerichtet war. Dieses Landgut in Maracú, so ehedessen den Jesuiten gehörte, war bei 2 Stunden lang, allwo zwey Häuser weit von einander lagen. In dem ersten war eine Viehzucht, in dem andern wurden die Zuckerrohre zubereitet. Es lag bey diesem zweyten Hause ein kleiner See, ebenfalls Maracú genannt: auf der andern Seite war die Mission der Jesuiten, gleiches Namens. Von diesem Dorfe fieng sich der Weg an zu Lande nach Pará: daher mußten sich alle, so diese Reise machen wollten, in diese Mission verfügen. Einige gehen zu Fuß, das aber sehr beschwerlich ist: denn sie bringen oft einen ganzen Monat zu. Andere reuten, einige, welche sehr schwach sind, lassen sich von zween Indianern in einem Netze tragen.

Ebendas. **Welche Frucht (cacáo) damal noch die Stelle des Geldes vertrat.** Für Maranhão und Pará wird besonderes Geld geschlagen, welches dinheiro da provincia heißt. Es ist verbotten, solches nach Portugal zu bringen. Wenn jemand auf dem Rückwege nach Europa dergleichen Geld noch bey sich hat, so muß er es auf dem Schiffe in die königliche Cassa liefern, und bekommt nachgehends zu Lissabon den Werth mit europäischem Gelde bezahlet. Viele Sorten von Geld sind in diesem portugesischen Amerika bekannt: eine Kupfermünze mit dem Zeichen XX, das ist, 20 rees, fast so viel als ein Gro-

sche

che, nach Rechnung der Ausländer, welche 100 Rees, so ein Cruzado ist, für einen Gulden erechnet haben; eine gangbare Silbermünze patáca, und zwo Goldmünzen, eine mit der Zahl 2000, nämlich rees, oder 5 cruzados, die andere mit der Zahl 4000. (rees, das ist 10 cruzados.) In den Missionen und Dörfern sah man wenig Geld: zuweilen brachte ein Portugese etwas. Von den Amerikanern konnte man alles haben für baumwollen Tuch, oder auch Garn, welches gewogen wurde, und seinen gewissen Preis hatte; besonders aber war man ihnen sehr angenehm, wenn man um Brandtewein, dessen sie überaus große Liebhaber sind, einige oder andere Waaren einkaufte oder eintauschte.

S. 497. Der Pater Acunja nennet sie (Pará) schon 1640 die große Festung der Portugesen. Wenn die von Lissabon kommende Schiffe in den Seehafen zu Pará einlaufen, so war zur rechten Hand der Stadt bey dem Soldatenhospital eine kleine Festung. Auf dem Walle von diesem Fort war ein Schnellgalgen für diejenigen aufgerichtet, welche von der Garnison etwas verwürket hatten. Sie wurden auf einmal hinauf gezogen und jählings wieder herunter geworfen. Zur linken Hand neben dem Kloster der Mercenarien war ein anderes, ebenfalls nicht beträchtliches Bollwerk.

Ebendas. Damals hielt sich der Statthalter zu St. Luis de Maranhão auf. Mit der

Zeit

Zeit hatte sowohl die Hauptmannschaft von Ma-
ranhão, als die von Pará, ihren besondern Gou-
verneur. Der Maragnoneser war der vornehmst
welches nachgehends ist geändert worden, so da
dem Statthalter von Pará jener von Maranhá
unterworfen war, oder wie die Portugesen sagen
Governadór Subalterno.

Ebendas. **Weit bequemer zum Hauptsit
der Handlung so wohl als der Regierung
scheint ihm die Sonneninsel zu seyn.** Eben
dieses habe ich zu Pará im Discours vernommen.
Es ist auch aus der Sonneninsel, oder sogenann-
ten Bahia do Sol eine weit schönere Aussicht.
Ich kannte einen portugesischen Geistlichen, von
welchem andere wegen seiner allzugroßen Sorgfalt
für seine Gesundheit sagten, daß, wenn er in die-
ser Bahia ankäme, und vernähme, es wären ei-
nige zu Pará von einer Krankheit behaftet, er
schon allda anfange, Arzney zu nehmen, damit
er auch nicht von solchem Nebel möchte angesteckt
werden. **Herr Andres Schwebel,** *) königlich
portugesischer Hauptmann, von Nürnberg gebür-
tig,

*) Er war der Bruder meines unvergeßlichen Leh-
rers, des großen Griechen, Herrn Nikolaus
Schwebels, der als Professor und Rector am
Carolo-Alexandrino zu Onolzbach 1773 starb.
Herr Andreas Schwebel gieng als K. K. In-
genieurhauptmann in portugesische Dienste nach Bra-
silien, und kam 1758 wieder nach Lissabon zurück,
allwo er 1759 oder 60 starb, und daselbst eine
Wittwe hinterließ. Er studierte die Mathematik
in Altdorf unter Kelsch und Adelbulner. M.

ig, hat einen überaus schönen Riß von der Stadt Parà, samt allen Kirchen und Behausungen gemacht, mit einer so geschickten Hand, daß es schien, als ob solcher Entwurf in Kupfer gestochen wäre. Er hat mir ihn selbst gezeiget, und ist derselbe nachgehends nach Lissabon an den König geschickt worden.

S. 497. **Einen Ueberfluß an Lebensmitteln, Seefischen, Krabben, (der ordentlichen Speise der Indianer und Armen) und Wildprat.** An Rindfleisch hat Para keinen Mangel, wegen der großen Viehzucht in der benachbarten großen Insel Marajó; allein die Seefische sind allda sehr rar. In den Dörfern und Landgütern ist durchgehends der Gebrauch, Abends frische zu speisen; die Schildkröten wurden von andern mehr entfernten Oertern dahin gebracht, und eine für einen Cruzado oder Gulden verkaufet. Mit einer Schildkröte, wenn sie von den größern ist, kann man ein ganzes Tractament von unterschiedlichen Speisen anstellen. Das Fleisch wird gesotten, geröstet, und gebraten. Die, so an dem Flusse Xingú gefangen werden, und ein zartes Fleisch haben, pflegen samt der untern Schale gebraten zu werden, in welcher man so viel von der Schildkröte lässet, als man will gebraten haben; nachgehends theilen sie das Gebratene in der Mitte; das eine hacken sie ganz klein gleich einem Lungenmuße, das andere bleibet ganz, und ist, weil es in dem Fette gebraten wird, mit

Zu-

Zuthun des Citronensafts, ein delicates Gericht
Einer von den besten Fischen zu Pará nennet sich
tainha. Er ist nicht gar groß. Von dieser Gat
tung bekam das Jesuitercollegium jährlich ein paa
hundert, der alten Stiftung zu folge, für einen
Magister der untersten Schulen. Von Pará ge
gen Maranhão zu bis auf Cäaeté, ist in den
meisten Orten eine Menge Krabben oder Krebse
Sie sind eine bekannte Speise bey den Indianern
so wohl als Europäern; aber von Pará gegen di
süße Flüsse Tocantins, Xingú &c. hinauf
weis man nichts von dergleichen Krebsen. I
der Landessprache ist das allgemeine Wort eine
Krebses, uçá, woher vielleicht das in dieser Gra
hengegend liegende Ort curuçá seinen Namen ha
Diejenige, so im Grunde und zwischen den Ste
nen gefangen werden, nennen die Brasilianer ci
rí, die andern, welche die Bäume hinaufkletter
heißen carará. Wildpret sind Hirsche und wild
Schweine. In Cäaeté brachte mir der Jäge
von der Mission alle Sonnabende ein wilde
Schwein, womit ich und die jungen Amerikane
so das Haus und die Kirche besorgten, genug ha
ten; ja es blieb noch übrig, den Portugesen i
dem nächstgelegenen Flecken mitzutheilen. D
gemeine Name von einem Schweine ist tajaçú
Von den wilden Schweinen giebt es eine Art, we
che kleiner als die andere, und selbe pfleget den Fe
dern, wo Mandioca gepflanzet ist, oft große
Schaden zu thun; diese Art wird Taytetu g
nennet. Ma

Man erzählet von einem gewissen Portuge-
n, daß er, nachdem er von diesem Amerika wie-
er nach Europa gereiset, und zu Lissabon gefragt
urde, was er denn in diesen neuen Landschaften
i essen bekommen, antwortete, man müßte all-
er, um den Hunger zu stillen, allerhand Thiere
ineinworgen, und als die, so da gefragt, wis-
n wollten, wie dergleichen Thiere hießen, so sag-
e jener: tajaçú, çuaçú, çapucája &c. das
t, Schweine, Hirschen, Hühner ꝛc. Diejeni-
en aber, welche diese Frage gestellet, als sie die-
fremde Namen vernommen, vermeinten, es wä-
n solche häßliche Thiere, die in unsern Ländern
i keiner Nahrung dienen.

S. 498. Cabo de Maracaná. In die-
m Dorfe Maracaná, so eine Mission der Je-
uiten gewesen, habe ich mich einige Stunden auf-
ehalten. Die Kirche allda, und jene zu Caáeté
heinen einerley Baumeister gehabt zu haben.
Die Indianer an diesem Orte sind gute Seeleute,
nd führen die von Pará nach Maranhão abge-
ende Schiffe, daß sie nicht außer den sichern Weg
ommen, und an einer Sandbank anstoßen. In
ieser Gegend ist das Zu- und Ablaufen des Meers,
as ich auf meiner caaetensischen Reise das erste-
al recht gesehen: um die Mittagszeit fieng das
blaufen an, und dauerte bey 3 oder 4 Stunden,
aß man sehr weit von allen Seiten des Schiffs
ein Wasser mehr wahrgenommen. Die India-
er, so mich führet, sprangen aus dem Schiffe

und machten auf dem nassen Grunde das Mittags
essen zurechte. Es ist angenehm zu sehen, wi
nach Verlauf einiger Stunden das Wasser nac
und nach mit einem Geräusche wieder anläuft
Nahe bey Maracaná sind die königliche Salz
gruben. Es ist selbes nicht weiß, sondern röth
licht; dennoch thut es gute Dienste, besonder
wenn wenig Schiffe mit Salz beladen von Liss
bon kommen, und also das weisse sehr theuer ver
kaufet wird. Nicht weit von Cäáeté sind eben
falls Salinen, so den König zugehören, und mu
der Verwalter von 6 Maltern eines demselben zu
rücklassen. Unterschiedliche Indianer von Cäáe
té hatten auch ihre besondere Salzgruben. De
Vorsteher von der Mission bekam auch so viel Salz
als ihm zu seiner Haushaltung nothwendig war
Wenn um Christtag ein Regen einfällt, so ist
nachdem der Regen kurz oder anhaltend, gar kei
oder wenig Salz zu hoffen.

S. 499. Die Insel Maranhão, die mit ei
ner Menge kleiner Inseln und Klippen ange
füllet ist ꝛc. Eine von diesen Klippen hat den
Namen itá curumi, ein Steinknabe; weil die
Gestalt dieses Felsen einen auf der Steinklippe
sitzenden Jungen vorstellet. Ehe man etwas nä
her nach Maranhão kommet, sind einige gefähr
liche Oerter. Ich erinnere mich, daß unser von
Lissabon 1753 ankommendes Schiff in dieser Ge
gend einmal ein solches Geräusch von sich gegeben,
als wenn es neben einem steinichten Boden fahre.

Wahr-

Wahrscheinlich aber ist San Luis jetzt in einem schlechten Zustande. Noch bis 1757 als ich aus diesem Amerika abgereiset, hat Pará den Vorzug gehabt; allein die letztern Jahre hat Maranhão an dem Handel, und folglich an Reichthum sehr stark zugenommen, wie dieses klar aus einem Schreiben P. Benedicts de Fonseca, ehemaligen Generalprocurators von der ganzen Viceprovinz der Jesuiten in Maranhão und Pará erhellet, welches zu Annadia bey Coimbra den 11 August 1779 datirt ist. Die eigene Worte desselben sind folgende: A Capitania do Maranhão, que era pobre, está hoje tão ricá, que rodão nella 20 Sejes, alguns pacabotes, e mais de 50 cadeirinhas: carrega para Lisboa 20 navios de frutos, quando antes sò carregava hum: commercía para o Pará, Pernambuco, Bahia &c. No seu porto estão sempre 7 e 8 navios à carga &c. Parece isto incrivel, e eu o não podia crer, se não o visse. O Pará mais algum augmento tem; mas pouco. *) Der

*) Das ist: Die Capitanía von Marañon, welche arm war, ist jetzt so reich, daß man 20 zweyräderige Chaisen, einige Paquetboote, und mehr als 50 Tragesessel oder Sänften allda sieht. Vormals wurde nur ein Fruchtschiff nach Lissabon geladen, jetzt 20. Handel ist daselbst mit Pará, Pernambuc, Bahia ꝛc. In dem Hafen sind immer sieben bis acht Frachtschiffe. Es scheint dieses unglaublich, wenn man es nicht mit Augen sähe. Pará wird zwar etwas besser; allein es bedeutet nicht viel. M.

Dom zu Maranhão ist eine alte Kirche, welch
unter der Regierung Don Pedro des 2ten, Kö
nigs von Portugal, erbauet worden. Das Je
suitercollegium war allda zahlreich; denn neb
den Novizen befanden sich in diesem Hause di
sogenannte Scholastici, welche die untern Schu
len wiederholten, und Philosophie und Theologi
studierten. Es hatten die Jesuiten vor der Stad
ein anderes Haus, wo die geistliche Exercitia den
geist- und weltlichen Stande gegeben wurden
Die Capuciner haben zu Maranhão ein Convent
wie auch Carmeliter. Die Wohnung des Gouver
neurs ist ein ziemlich großes, aber schon ein altes Ge
bäude. Die übrige Häuser in der Stadt, viele nu
ein Stockwerk hoch, wollten zu meiner Zeit nich
viel sagen. Das schönste Haus, welches mit dem
Belvedere 4 Stockwerk hatte, gehörte einem Ir
länder mit Namen **Belforte**, einem sehr reiche
Kaufmanne. Dieser kam als ein Bootsknecht kaum
mit 2 Gulden auf dieser Insel mit einem englän
dischen Schiffe an, welches durch einen Sturm hie
her getrieben wurde. Als nun dieses ausländi
sche Schiff Erlaubnis erhielt, sich mit frischen Le
bensmitteln zu versehen, logierte **Belforte** bey
einem reichen Portugesen, welchem er sehr wohl
gefiel. **Belforte** entschloß sich, allda zu verblei
ben, und nach einigen Jahren, zur Belohnung
seiner treugeleisteten Dienste, bekam er die Toch
ter des Hauses. Im Jahr 1777 hielt er sich
in Lissabon auf, und als er von einer schweren
Krank-

Krankheit überfallen wurde, so besichtigten ihn einige Jesuiten, welche damals schon frey gewesen. Denn er war ein großer Freund der Väter der Gesellschaft Jesu. Ferner ist zu Maranhão ein Kloster der Ursulinerinnen zur Erziehung junger Mädchen, welches von dem apostolischen Missionar P. Gabriel Malagrida fundirt wurde. Er stiftete auch allda ein Seminarium für die studierende Jugend, wie auch zu Pará, welche beyde Häuser unter der Direction der Jesuiten gewesen. Vor ohngefähr 20 Jahren wurde Maranhão von einem in dieser Gegend gelegenen Marktflekken Tapuytapéra ernähret. Dieses Wort heißt so viel, als ein gewesenes Dorf der Tapuyer, von Tapúya, ein wilder im Walde erzogener Brasilianer. Tába, ein Dorf, und éra, durch Abkürzung, von göéra, gewesen. Eben dieser Ort führet auch den Namen São João.

S. 500. Die daher kommenden Waaren sind Färbeholz, Safran ꝛc. Der gröste Handel, der zu meiner Zeit in Maranhão ist getrieben worden, und ohne Zweifel annoch getrieben wird, bestehet in Ochsen, und Kühhäuten, nebst der Baumwolle. Durch diese Ledergerberey ist auch ersterwähnter Irländer Belforte zu solchem Reichthume gelanget. Er hatte eine große Menge Sklaven; als ihm einer entlaufen, suchte er ihn in dem Schiffe, welches 1753 die PP. Malagrida, Schwarz, und auch von Maranhão nach Pará geführet. Er war zugleich Landes-

hauptmann. Seine Wohnzimmer waren mit kost-baren Tapezereyen, damastenen Vorhängen, Stühlen und Sesseln mit Sammet überzogen, vielem Silber ꝛc. ausgezieret.

Ebendas. **Vortreflicher Taback und Pfeffer.** Taback wird von den Brasilianern wenig oder gar nicht geschnupft, aber stark geraucht; noch stärker aber von den Portugesen, die fast den ganzen Tag ihre sehr lange Tabackspfeife in dem Munde herumtragen, deren einige schön gemalt und mit Silber beschlagen sind. Der amerikanische Taback ist ein reichliches Einkommen für die königliche Kammer. Don Pedro der II. König von Portugal, pflegte zu sagen, er habe ein Kräutlein in Brasilien, das ihm jährlich so viel 1000 Rees eintrage; und dennoch kam alsdann die ganze Summa kaum bis auf 20 oder 30000 Cruzaden. Heutiges Tags aber kann es sich leicht bis auf anderthalb Millionen belaufen. Es wird der brasilianische Taback in Lissabon sehr theuer verkaufet. Denn das Pfund kostet 3 Gulden. Alle, so da schnupfen wollen, sind genöthiget, diesen zu nehmen, wegen des sogenannten Estanque, oder Monopolium. Alle 3 Jahre wird der Verkauf des Tabacks versteigert. Wer dem Könige am meisten giebt, dem wird er zugesprochen. Wenn ein Schiff zu Lissabon ankommt, erscheinen sogleich 2 oder 3 von der Tabacksfabrik Beorderte auf demselben, welche Malsins genennet werden. Sie geben genau acht, daß niemand Taback aus

dem

dem Schiffe trage. Von andern Herren wird auch eine fleißige Nachsuchung, a visita do tabaco, vorgenommen. Alle im Schiffe befindliche müssen sich einfinden: es wird die Bagage untersuchet: aller Taback, so gefunden wird, wenn es auch nicht gar viel ist, wird in das Wasser geworfen. Wenn es gnädig hergehet, so lassen noch die Herren Visitatores den Ankommenden den Taback in ihren Büchsen. Von dem Pfeffer sind die Portugesen sowohl, als auch die Amerikaner, sehr große Liebhaber. In der Landsprache heißt Pfeffer Kyynha; dessen sind unterschiedliche Gattungen, als der länglichte, der kleine, der zur Arzeney gebraucht wird, und solchen nennen die Brasilianer Kyynhaavi; der runde und gelbe Pfeffer hat den Namen Kyynhai. Die Amerikaner tragen jederzeit ihr Gewürz in Blätter eingewickelt mit sich. Es ist eine Vermischung mit Salz, Pfeffer, und einem andern Kraute, welches von ihnen juxatája genennet wird. Die Portugesen brauchen auch in einem Wort zusammengezogen Salz und Pfeffer, da sie sagen: Salpimenta; und eine Speise mit Salz und Pfeffer bestreuen, heißt salpimentar. Der asiatische Pfeffer wird in Portugal haufenweise, ungestossen in die Speisen geworfen.

S. 501. Ingenios heißen Zuckermühlen. Die erste Zuckermühle, so die Portugesen Engenho do açucar nennen, bekam ich in Maracú zu sehen 1753, welche von 2 Ochsen her-

umgetrieben wird. Auf einem sitzet ein jung Afrikaner mit einer Peitsche, daß diese harte A beit desto besser von statten gehe. Es ist bey T und Nacht ein Geschrey der Schwarzen und d ziehenden Viehes, wie auch ein unangenehm Knarren dieser Kelterpresse. Es ist ein solch Landgut, so von der Zuckermühle, gemeiniglic nur Engenho genennet wird, einem Dorfe zu ve gleichen. Es arbeiten viele von den Schwarze auf den cannaveaes oder Zuckerfeldern. E war allezeit an solchen Orten ein Pater, so da Geistliche besorgte, und ein Layenbruder, welche die Haushaltung führte. 1757 bey unserer Ab reise aus Amerika, waren solche Zuckerrohre di tägliche Nahrung 20 und mehrerer Ochsen, s auf dem Schiffe gewesen: mit diesen waren di Geländer auf beyden Seiten des Schiffs völlig an gefüllet: sie dienten aber nur, daß sie nicht vo Hunger verschmachteten.

S. 507. **Einige Gegenden sind wegen der Verheerungen der Ameisen nicht anzubauen.** Eben diese Plage ist in der paraensischen Hauptmannschaft. Nebst der erstaunlichen Men ge der Ameisen, giebt es auch unterschiedliche Gat tungen derselben. Einige sind groß und roth, und nagen die Pflanzen ab: diese heißen yçaú ba: andere sind diesen gleich; haben aber einen kleinern Kopf: die werden Aryry genennet; an dere, so ebenfalls dem Erdgewächse sehr schädlich, sind die Tanárga, Juvá, Ikijú. Die schwar-

zen

zen und übelriechenden, deren Größe mittelmäßig, haben den Namen Taracoá. Die großen Ameisen von gemeldeter Farbe, wenn sie beissen, verursachen einen großen Schmerzen, ja sogar, nach einiger Aussage, das Fieber, tocankyra genannt. Eine andere Gattung dieser schwarzen Ameisen ist noch größer, als die vorhergehende; sie heißt Tápiaî. Noch eine Art, so kleiner als alle die übrige, heißt Taçúba; wenn sie beisset hinterläßet sie sehr großen Schmerzen samt einer Entzündung; die cupii verderben das Holz und Kleiderzeug. Eine fürchterliche Gattung der Ameisen ist jene, so mit zwo Scheeren bewafnet, und im Stande sind, in einer Nacht einen ganzen Baum von allen Blättern zu entblößen, gleichwie ich in dem Dorfe Piraguiri, am Flusse Xingú selbsten gesehen an einem Baum, so bey dem Missionshause stund, ihr Name ist Taóca. Eben allda hatte der Missionarius schon 2 Jahre einen Feigenbaum gepflanzet; allein wegen dieses alles abfressenden Ungeziefers konnte er nicht aufkommen. In Abacaxis am Flusse Madeira, war es nöthig, um einiges Gemüße von den Ameisen zu erhalten, ein großes, auf Stützen erhöhetes und langes Schiff zu bauen, es mit Erdreich zu füllen, und die Pflanzen darein zu setzen.

S. 510. Una oder Juna. Una heißt in der brasilianischen Sprache schwarz; daher die Amerikaner die Afrikaner Tapujúna, das ist, schwarze Tapuyer nennen. Auch die Jesuiten nann-

ten sie Päi-úna, schwarze Patres. Die Carmeliter bekamen von ihnen den Namen Paí-Carmo; die Mercenarii Päi-Mercé; die Capuciner Päi-tucúra, auf portugesisch gafanhoto oder Heuschrecke, wegen der Aehnlichkeit mit dem kahlen Kopfe und spitzigen Kappe. Am Flusse Xingú war eine Nation Jurúna genannt, das ist, Schwarzmaul, von jurú, Maul, und úna, schwarz. Denn alle von diesem Geschlechte hatten schon von den ersten Jahren her diese Farbe um den Mund herum so stark mit schneiden eingesetzt, daß selbe keineswegs mehr konnte abgewaschen werden. An eben diesem Flusse in der gewesenen Mission Piraguirí, war ein gewisses Volk, mit Namen Coriberé, welches an Weisse viele Europäer übertraf. Es war sehr zu verwundern, da sonst die eigentliche Farbe solcher Amerikaner röthlich, und etwas verbrennt ist, theils wegen der starken Sonnenhitze, theils wegen ihres öftern Waschens. Alle Indianer gehen zum wenigsten des Tags dreymal in den Fluß, um sich abzukühlen, erstlich Morgens vor Sonnenaufgang, so bald sie aufstehen, wiederum nach dem Mittagessen, und endlich Abends wenn sie Schlafen gehen. Die Sonne, wie bekannt, gehet das ganze Jahr um 6 Uhr auf, und um 6 Uhr nieder. Es sind, einige Minuten ausgenommen, Tag und Nacht allezeit gleich.

S. 521. **Weil die Regierung jedem grosse Reviere unentgeltlich anweisen läßt.** An

Ge-

Gegenden, in diesem Lande sich anzubauen, fehlet es nicht: Es haben so wohl die Europäer als Amerikaner sehr weitschichtige Felder, besonders für ihr Mandióca. Wenn ein Feld gewisse Jahre lang dieses amerikanische Brod gebracht hat, so lassen sie es einige Jahre lang ausruhen, und bauen ein neues Erdreich an.

S. 523. Ihre (der Kirchen) innere Verzierungen, woran das Gold recht verschwendet ist, sind zu gehäuft, und um so viel weniger für das Auge des Kenners gemacht, weil sie das Sonnenlicht nur durch ein Fenster bekommen. Nebst dem Getäfel, wie schon oben gemeldet worden, absonderlich in dem Chore, sind durchgehends alle Altäre völlig mit Gold überzogen. Eben dieser Gebrauch ist in den meisten Kirchen in Portugal. In Amerika wenigstens bis zu meiner Zeit, ist das Glas sehr rar gewesen. In dem obern Chore sieht man zuweilen ein und anderes kleines Fenster von Spiegelscheiben, durch welches doch oft kein Licht in die Kirche fällt. Bey dem Eingange der Kirche ist gemeiniglich ein grösseres Fenster, welches aber nicht hinreicht, die ganze Kirche zu beleuchten. Die Nebenaltäre sind in den durch die Kirche gegeneinander über gesetzten Kapellen, welches eine große Verdunklung verursachet. Wenn um die Kirche herum einige Fenster anzutreffen, so sind sie nur aus Gittern gemacht, um die bey nächtlicher Weile haufenweise herumfliegende, überausgroße Fledermäuße

mäuße abzuhalten, welche mehrmalen den Kirchenauszierungen sehr schaden.

S. 540. Unterdeß war den 25 Februar der König Johann von Portugal gestorben. Wiewohl er mehrere Namen gehabt, so war doch der erste, wie er gemeiniglich genannt wurde, Joseph.

Ebendas. Die neue Königinn von Portugal erhielt im Friedensschlusse, gegen Bewilligung wichtiger Vortheile, die St. Catharinenninsel wieder. Der oben S. 515 gemeldete Brief des P. Benedict de Fonseca giebt davon auch eine kleine Nachricht mit folgenden Worten: Tem havido grandes guerras na Colónia, que tandem acabárão por hum Tratado de Paz, no qual cedemos à Castelha a Colonia, e toda a costa desde esta Colonia atè quasi ao Rio grande do S. Pedro. Pello mesmo Tratado se divide o interior dos dominios Portuguezes, e Castelhanos pouco mais, ou menos segundo o Tratado de 1750 feito ainda pello Senhor D. João o V°. Andão commissarios, fazendo os divizoens; mas não com os estrondos, e gastos, com que as querião fazer os Carvalhos. Fazem se pellos governadores, e Ministros das Provincias respectivas de ambas as Coroas. *)

Ich

*) Das ist: „In der Colonie war viel Krieg, welcher endlich einen Friedenstractat (1777) verursachte, in

Ich hörte ehedessen einen von Lissabon zu Pará angekommenen portugesischen Hauptmann gegen die unnöthige Kosten reden, so Mendonça Furtado der königlichen Kammer machte. Zu was Ende, sagte

in welchem wir die Colonie nebst der Küste bis fast an den Rio Grande do San Pedro, an Spanien abtretten. Eben diesem Tractat zufolge wird das Innere der portugesischen und spanischen Provinzen, nach dem unter K. Johann V, im Jahr 1750 geschlossenen Tractate, mit einigen Abänderungen, getheilet. Die Commissarien messen die Abtheilungen, aber nicht mit dem Lärmen und Kosten, wie bey den Carvalhos. Alles wird durch die Statthalter und Minister beyder Kronen berichtiget.„ Dieser Präliminarfriedens und Gränztractat von St. Ildefonso, vom 1 October 1777 wurde im Originale zu Lissabon am 1 December publiciret. Er findet sich auch in der Storia dell' Anno 1777. Venezia, a Spese di Francesco Pitteri, p. 207 — 224. Deutsch hat ihn Herr Professor Sprengel den Briefen über Portugal (Leipz. 1782. 8.) S. 75 — 93 beyfügen lassen. Durch den Tractat von Pardo vom 24sten März, 1778 (Anno historico 1778, p. 183 — 195) wurde sowohl der Tractat von 1750 als 1777 bestättiget. Herr Lopez, königlich spanischer Geograph, gab 1777 eine Karte heraus de la Entrada del Rio grande de San Pedro situado en la Costa, N. E. del Rio de la Plata. En Madrid, 1777. Vorher kam schon zu Stande: Mapa de los Confines del Brezil, con la tierras de la Corona de España en la America Meridional. 1743. Diese Karte wurde von den beyden Bevollmächtigten Don Thomas de Silva Telles, und Don Jose de Carvahal y Lancaster, welche den Gränztractat 1750 schliessen sollten, für richtig erkläret, so wohl, als die beyden Copien, wovon die eine auf portugesisch in den Archiven von Madrid, und die andere in spanischer Sprache in den Archiven von Lissabon bleiben sollte. M.

sagte er, sind so viele Fregatten, so viele Jagde
so viele Galeeren? An diesen wurden mehre
Jahre gearbeitet: sie waren alle mit sehr schöne
Farben angestrichen, mit vielem Golde ausgezi
ret, und jene Zimmer, für den Gouverneur un
andere standesmäßige Personen, sind prächti
ausstaffiret: und mit diesem kostspielichen Prach
fähret Mendonça in die Wildniß; denn es sind
die Stadt Pará ausgenommen, die übrige bewohn
ten Plätze fast nicht zu rechnen, gegen so vie
le noch öde und wüste gewordene Landschaften
Es hat Mendonça sehr geschmerzt, daß, nach
dem er sich bey 2 oder 3 Jahren zu Mariva an
Negroflusse aufgehalten, die Spanier nicht erschei
nen wollten, die da bestimmt waren, den Land
messungen beyzuwohnen, und die portugesisch
Herrlichkeit zu bewundern. Als er unverrichtete
Sache von Mariva zu Pará wiederum ankam
gab es Gelegenheit, von dieser Materie in seine
Statthalteren zu sprechen. Er sagte zu mir vol
Ungedult: Os diabos (os Castelhanos) ain
da não querem apparecer. Diese spanisch
Teufel wollen nicht kommen.

S. 545. Von der Stadt Camutá, wel
che nahe am Einflusse des Tocantins. Ca
mutá ist eine portugesische Bevölkerung in diese
Gegend; allein nur ein Marktflecken, von den Por
tugesen Villa genannt. Es war allda eine Stif
tung für ein Seminarium, welches den Jesuiten
sollte übertragen werden; allein durch Vertreibung
derselben ist es nicht zu Stande gekommen. Eben

so hatte sich in der Mission Piraguiri, dessen letzter Vorsteher P. Lorenz Kaulen war, sich schon eine Nation gemeldet, welche ihre Wildnisse verlassen, und zu einem christlichen Leben sich bequemen wollte; aber sie sind in ihren Wäldern geblieben, weil die Patres ihre verwaltete Dörfer hergeben mußten, die zwar mit dem Namen eines Marktflecken beehret worden; aber doch kein Wachsthum erhielten; da sie sehr viele von den Indianern verlohren, welche sich in ihre Wälder wieder verkrochen.

S. 545. Raynal erzählt, daß die Jesuiten, als sie die Mission gestiftet, oft auf Bäumen, eben wegen der Ueberschwemmungen, hätten wohnen müssen ꝛc. Es ist noch heutiges Tags der Gebrauch bey den Amerikanern, daß sie zum wenigsten nächtlicher Weile sich zwischen 2 Bäumen aufhalten, um auf der Reise von den wilden Thieren, besonders den Tiegern sicher zu seyn; zu welchem Ende sie neben ihrem Netz, so sie allezeit bey sich tragen und in der Höhe ausspannen, ein großes Feuer anmachen, welches, wie man sagt, die Tieger fürchten, und sich nicht getrauen, herbeyzunahen. Das Dorf Abacaxis am Flusse Madeira hatte schon das 2te Ort, wohin es einige Jahre vorher, als ich allda ankam, von dem P. Rochus Hundertpfund verleget wurde, und zwar auf eine ziemlich grosse Anhöhe, um von dem sumpfichten Gewässer befreyet zu seyn. Dennoch stund nach einiger Zeit

fast

fast die ganze Gegend im Wasser. Es war allde
das Sprüchwort wahr, daß man die Verstorben
nicht in die Erde, sondern in das Wasser begrabe
Denn wenn man 3 bis 4 Schuhe gegraben, tra
man schon das häufige Gewässer an. Aus diese
Ursache wollte zu meiner Zeit P. Anton Meister
burg diese Mission an ein bequemeres Ort verse
zen; allein der alsdann in Mariva residirend
Statthalter Mendonça Furtado, verhindert
die Veränderung.

§. 546. **Vom Steinreiche hat man nur sehr unvollständige Kenntnisse.** An dem Fluss
Topajós ist eine Gegend, wo eine Erde gegra
ben wird, welche, wo nicht Silber, doch viele
Zinn scheinet bey sich zu haben.

§. 547. **Von den übrigen Bäumen des Landes merke ich noch folgende:** 1 den Geni
pabaum ꝛc. Jenipába ist eine sehr bekannte
Frucht, womit die Amerikaner, so in den Mis
sionen wohnen, sich mehrmalen bestreichen, beson
ders Kinder und junge Leute. Einige malen mi
diesem Safte auf ihre Hemden und Beinkleider,
die gemeiniglich aus baumwollenem Tuche bestehen
unterschiedliche Figuren von Vögeln und ander
Thieren, wie auch Sonne, Mond und Ster
ne. Etwelche färben damit völlig ihre Hemden
so daß sie allezeit schwarz bleiben.

Embeyba ist ein Baum mit breiten Blät
tern. Aus dessen Rinde wird ein Saft ausge
drückt, welcher sehr dienlich ist, Pflaster darau

u machen, um Beinbrüche oder sonst andere Schä-
en des Leibes, zu heilen.

Itaîba ist ein Baum von gelber Farbe.

Cääoby, die Blätter von diesem Baume die-
nen, eine himmelblaue Farbe daraus zu verferti-
gen.

Caraná, dieser Baum hat große und stern-
chte Blätter, und pflegt zum Zierrathe in die
Kirchen gestellet zu werden.

Comarú, dieser Baum hat sehr hartes Holz.
Der Saame von solchem Baume hat eine Arzney-
raft, die Hauptschmerzen zu stillen, oder zum we-
nigsten zu lindern. Der Saame wird zerstoßen,
nit Frauenmilch vermischt, und also in die Ohren
geschüttet.

Zu diesem Baumgewächse kann auch wohl der
Timbó gezählt werden, dessen Holz so dick, als
vie ein Arm oder Fuß. Es hat eine besondere
Kraft; denn wenn es in einen Fluß gehalten
wird, so laufen haufenweise die Fische herbey,
welche von dem aus diesem Holze ausgehenden
Geruche ganz dumm, und eingeschläfert werden,
so daß man sie mit der Hand ganz leicht aus dem
Wasser ziehen kann. Als ich 1757 von Cääe-
té nach Pará fuhr, traf ich mehrere Indianer
auf dieser Reise an, welche mit Beyhülfe benann-
ten Holzes eine überaus große Menge Fische fien-
gen. Es ist aber der Gebrauch dieses Holzes von
der Landesregierung scharf verbotten, weil auf solche

Weise in kurzer Zeit der Fischlaich könnte au
gehen.

Es giebt noch eine andere Gattung des Tin
bó; sie wird timbó titica genennet; und dien
den Amerikanern anstatt des Bindfadens: der
es ist sehr zart, und biegsam; auch dienet es
den sogenannten panacaricas oder Schiffdecke
welche die Indianer sehr wohl und stark daraus
flechten, und mit großen Blättern dicht anfülle
um darinn ihre Farinha de páo und sonst an
dere Waaren, trocken zu erhalten. Auf solch
Art geflochtene Decken sind besonders gebräuchli
auf den Fahrzeugen, mit welchen man in d
certão oder wilde Gegend fährt, wo der cacáo
cravo, und übrige Landesspezereyen gesamme
werden. Dergleichen Schiffe sind sehr groß, un
haben gemeiniglich 25 Ruder. Der das Haup
ruder führt, ist in brasilianischer Sprache der Ja
cymayba. Die 2 ersten und geschicktesten an
Vordertheile des Schiffes, bey den Portugese
proeiros, heißen bey den hiesigen Indianer
ygatîyba; welches Wort aus 3 Wörtern zusam
mengezogen ist, von ygára ein Schiff, von t
eine Nase, und von dem gemeinen yba. Es i
zu verwundern, wie lange Zeit, ohne aufzuhö
ren, diese Amerikaner rudern können. Kaum
ruhen sie des Nachts 2 Stunden, und zuweile
gar nicht; es sind die Ruder kaum 6 Spanne
lang. Es ist ein beständiges anhaltendes Schif
fergeschrey. Die zween vordern fangen an, uni
all

le übrige antworten, und geben zugleich mit ih-
m Ruder einen Stoß.

S. 549. **Puchiri, deren Früchte beyna-**
e von der Große einer Olive sind. Puxiri
n den Portugesen geschrieben, (denn die Brasi-
aner sprechen es aus puschiri) sind von unter-
schiedlicher Größe. Einige kommen den Oliven
y, andere sind noch größer, etwelche (welche
er rar) sind schier einen halben Finger lang.
s finden sich in der Schaale allezeit zwey beysam-
en, gleichwie bey den Caffebohnen. Puxiri
ehöret zur Arzney, und hat, wie bekannt, ei-
en aromatischen Geschmack. Es ist ein treffli-
es Mittel gegen die rothe Ruhr. **P. Anton**
Reisterburg meldet in einem Schreiben an mich
om J. 1779 von dieser amerikanischen Gewürz-
ohne: Fabæ *puxiri* effectus præcipuus est,
yſenteriæ morbo mederi; quem quidem
epiùs ab Indis hoc remedio depuli. Be-
e comminutis sex, vel octo fabis vinum
rematum infudi in lagena: Ex hac infu-
ione vitrum ordinarium à medio plenum,
ibendum laborantibus dedi. Cæterùm
on memini amplius particularium effe-
tuum. In cibis servire potest pro aliis
condimentis. Es ist auch gesund, frühe an
iesen Bohnen ein wenig zu nagen. Ferner ha-
e ich gesehen, daß einige mit pulverisirten pu-
xiri ihren Tabak vermischet haben, und es giebt

ihm einen besondern Geschmack und Geruch, w
cher allezeit sehr stark ist.

Piraricú ist ein gewisses Kraut gegen d
Fieber.

Tajá ist ebenfalls ein Kraut, und heilsa
für Wunden, so von vergiften Thieren sind ve
ursachet worden.

Goandú ist ein keines Bäumchen. Es tr
get eine Art runder Bohnen.

Die Amerikaner essen durchgehends kei
Kräuter, keinen Salat ꝛc. Sie sagen, dies
wäre für das Vieh, und nennen es caápî, od
Gras. Jambú ist ein Kraut, so zur Gesundhe
dienlich, und wird gegessen. Unter den Krä
tern ist nur eine Art, welche wie ein Salat a
gemacht wird, dessen Namen mir nicht beyfällt.

Mururé ist eine Milch, so aus einer
Holze flieset, welches für giftig gehalten wird
und dennoch ist sie medicinal.

S. 549. **Baumwolle, die hier so gut al
in Ostindien seyn soll.** Baumwolle, in de
Landessprache Amandijú, oder, wie man heut
ges Tags pflegt zu sagen, Amanijú, wächse
gleich einer Staude. Die Frucht ist ein brauner
länglichter Kern, einer Olive ähnlich, welche
ringsherum mit der sogenannten Baumwolle um
geben ist. Dieses ist auf den Dörfern frühe ei
ne tägliche Musik, wenn die amerikanische Wei
ber mit 2 Stöckchen die Wolle von dem Kern
abschlagen. Es wird daraus grobes, feines und
feine

einеres Tuch verfertiget; doch kommt es der ost-
ndischen Baumwolle nicht bey. Ich weis also
icht, ob der Fehler an der Güte der Wolle,
der an der Zubereitung, liegt. Dieses war auf
en Missionen, nach dem Brode, das nothwen-
igste; daher ersparten diejenigen, welche Baum-
olle selbst pflanzen ließen, (gleichwie auch ich
n Cääeté that) viele Unkosten. Die Elle vom
chlechten und groben Tuche wird für einen hal-
en Gulden verkaufet; ja, wie oben S. 509
gesagt, diese Baumwolle war baares Geld in den
Missionen.

Das Kraut, so die Portugesen Anil nennen,
woraus die schöne blaue Farbe gemacht wird, hat
zwar ehedessen in Maranhão stark angefangen,
gepflanzet zu werden; allein da die Unkosten groß
waren, und kein Gewinn herauskam, so hat die
weitere Fortpflanzung aufgehört. In Abacaxis
sah ich einmal den Anil zubereiten. Aus einem
sehr großen Büschel wurde sehr wenig von dieser
Farbe herausgezogen.

S. 549. Ananás **wächst hier so häufig, daß man sie wohl den Schweinen vorwirft.** Das ist die Königinn der Eßfrüchte; sie bringt ihre Kerne oder Busch schon mit sich. Es sind hauptsächlich zwo Gattungen: die eine weiß und gelblich, die andere ganz weiß. Diese letztere Gattung ist zuckersüße, besonders in Abacaxis; welche in dieser Gegend wachsen, werden den an-dern vorgezogen. Ich hatte sie allda in meinem

Zimmer wegen des angenehmen Geruches ste
Die Ananás in Deutschland, so viel ich gese
sind sehr klein, und machen kaum den drit
Theil von den größern in Amerika aus, welc
den obern Busch oder Krone mitgenomme
eine Spanne lang sind. Man kann scheib
weise große Stücke davon schneiden; ich habe
mit Rindfleisch essen sehen, gleichwie bey u
mit Rettich, so sehr wohl geschmeckt. Wer ei
Wunde an dem Fuß hat, dem wird allda verb
ten, Ananas zu essen, wegen der, wie ich daf
halte, bey sich habenden oder verursachenden H
ze. Es wird diese amerikanische Frucht völli
wie sie wächset, mit Zucker eingemacht, nach L
sabon gebracht. Daß sie an allen Orten wächse
kann ich wohl zugeben; doch sah ich keine de
Schweinen vorwerfen, wegen ihrer Menge. D
amerikanische Castanien werden ihnen vorgewo
fen; auch die Hunde fressen sie gerne. Die
Castanien wachsen nur in dem paraensischen G
biete und werden als Geschenk nach Maranhã
geschicket. Die Portugesen nennen sie castan
has; in der Landsprache nhã; sie haben abe
keine Aehnlichkeit mit unsern Castanien. Si
sind länglicht und haben eine harte Schaale,
gleichwie die Nüsse. Der Kern ist rundlicht,
die Farbe ist einer Mandel gleich, wenn sie zei
tig ist; der Geschmack ist wie bey frischen Nüssen.
Sie haben auch ein Oel, und brennen, wenn sie
angezündet werden.

Das

Das gemeine Obst in Amerika, gleichwie bey uns Aepfel und Birne, ist die bacóva. Der Baum, an welchem diese Frucht wächset, hat etwas besonders. Denn die Blätter sind so groß, daß man mit zweyen sich fast bedecken kann. Der Stamm ist innwendig hohl, und so zart, daß er mit einem Messer mit leichter Mühe kann durchschnitten werden. Die Frucht ist klumpenweise beysammen, also, daß an einem Stengel 40 bis 50 bacóva hangen, die so schwer sind, daß sie kaum von einem Manne getragen werden können. Es ist diese Frucht das ganze Jahr hindurch zu haben, und von unterschiedlicher Größe. Eine ist so groß und dick, daß zwo von solchen wohl den Hunger stillen können. Eine andere ist etwas kleiner und dünner; daher sie bacóvai genennet wird. Der Buchstabe i am Ende eines Worts deutet in vielen brasilianischen Wörtern etwas kleines an. Eine dritte Gattung ist noch kleiner, als bacóvai, aber viel dicker, und heißet bey den Portugesen San Thomé, weil, wie einige wollen, nach etwelchen Urkunden in den Geschichten von Brasilien, dieser Apostel auch in diesem Lande gewesen. Aus dieser leztern Gattung wird auch ein guter Eßig gemacht. Die Frucht bacóva ist länglicht rund, zuweilen etwas eingebogen, gleich einer Gurke oder großen Cucumer. In der Mitte läufet eine große schwarze Ader, welche herausgeschnitten wird; ja sogar die Papageyen pflegen dieses lange innere Ge-

wächs wegzuwerfen. Wenn diese Frucht anfänget zeitig zu werden, so wird der ganze schwere Stengel abgeschnitten und in dem Hause verwahret, allwo eine Frucht um die andere zu ihrer völligen Zeitigung gelanget. So bald ein Baum getragen, so wächset schon am Fuß desselben ein neues Bäumlein, und der alte verdorret. Es pfleget auch die bacóva an der Sonne oder Feuer getrocknet und gebraten zu werden, nachdem sie in der Mitte durchgeschnitten wird. Mit Zucker und Zimmet bestreuet ist sie eine sehr angenehme Speise. Auf dem Schiffe von Pará nach Lissabon im Jahre 1757 haben wir diese Zubereitung öfters gehabt. Als ich im Jahr 1753 diese Frucht das erstemal gekostet, kam mir der Geschmack vor, wie von einer überzeitigen Birne.

Die amerikanische Pommeranze war die erste Frucht, die ich zu Maranhão zu sehen bekam; allein sie kann nicht malum aureum genennet werden, denn die Schaale ist völlig grün. Die Portugesen heißen sie laranja da terra, und ist der Geschmack sauer; sie wird auch für gesünder gehalten, als die süße Pommeranze, auf portugesisch laranja da China. Diese Gattung essen die Indianer überaus gern, und so häufig, daß sie oft mit der Ruhr behaftet dahin sterben.

Nebst den gewöhnlichen Citronen giebt es allda eine Art, so sehr klein, aber voll Saftes ist. In Cäeté hatte ich bey dem Missionshause einen sehr grossen Baum von dieser Gattung. Die in

der

der Nachbarschaft wohnende Portugesen kamen mehrmal und begehrten einige von diesen Citronen: der vierte Theil von dieser so kleinen Frucht ist schon im Stande, einer ganzen Schüssel die nothwendige Säurung mitzutheilen. Da der Essig in diesem Lande sehr theuer ist, so wird sehr stark der Saft von solchen kleinen Citronen zu den Speisen gebraucht. Zu Aricará am Flusse Xingú hatte der Missionarius seinen Hausgarten völlig mit Citronenbäumen eingeschlossen.

Abacáti; diese Frucht hat die Gestalt einer Birne. Sie ist inn- und auswendig grün, voll von einer ganz weichen Massa, so man mit einem Löffel heraus isset. Einige thun Zucker dazu, andere Salz und Pfeffer. Der Geschmack ist sehr gut.

Bacuri ist einem großen Apfel nicht ungleich; hat eine sehr dicke Schale, und einen mehr als einen halben Finger langen, sehr dicken, fast runden Kern: so wohl die Fläche von außen, als auch das innere von der Schale ist mit einem dicken und angenehmen Saft umgeben, welchen die Portugesen lambuge nennen: weil man mehr zu lecken, als recht zu essen findet. Der Geschmack von solchem Safte kann mit einem süssen Apfel verglichen werden.

Biribá ist noch etwas größer, als bacuri. Die äußere Farbe von dieser Frucht kommt beynahe auf die ananás heraus. Sie ist innwendig voll von einem schleimichten ganz weissen

Safte, der auch mit Löffeln gegessen wird un
überaus kühlet; daher es nicht für gesund gehalte
wird, viel von dergleichen Früchten zu essen.

Maracajá hat die Größe einer Pommeranz
Die Schale ist dünn, und goldgelb von außen
das innere ist eine wässerige, dicklichte Substan
von blauer Farbe. Es hat einen nicht unang
nehmen Geschmack.

Páma ist eine sehr kleine Frucht, so mir i
der gewesenen Mission Trocano ein Indianer z
verkosten brachte. Sie ist einer Kirsche nich
ungleich; hat aber einen ganz andern Geschmac

Pepúnha hat die Figur, wie auch die Grö
se eines kleinen Apfels. Sie ist mir etwas meh
licht und trocken vorgekommen, wiewohl sie der
portugesischen Pater, mit welchem ich in der Mi
sion Piraguirí ein halbes Jahr gewohnet, seh
gut schmeckte.

Mangába, oder der amerikanische Speyer
ling, von welcher Frucht schon oben Meldung ge
schehen, wächset so häufig, daß große Schiff
damit könnten gefüllet werden.

Acaju, einem länglichten kleinern Apfe
gleich. Diese Frucht ist oben mit mehrern in di
Höhe steigenden Knöpfen gleichsam gekrönt. Si
wird nur einmal im Jahre zeitig. Aus diese
Ursache nennen die Brasilianer das Jahr ebenfalls
acajú. Die berühmte Nation Topinambá
welche die ächte brasilianische Sprache annoch re
det, leget dem Jahre das Wort ceixú bey; wel
ches

ches, wie diese Amerikaner sagen, ein Gestirn ist, so das Jahr nur einmal pfleget aufzugehen.

Jurumú, eine Art von Kürbis, so die Portugesen abóbora nennen, wird von ihnen sehr stark zum Essen gebraucht. Es sind verschiedene Gattungen: die große jurumúgoaçú, die kleine jurumú miri, die flache jurumú péba &c.

Die gewöhnlichen Melonen, wie auch die sogenannten Wassermelonen, so die Portugesen melancias heißen, werden häufig gepflanzet. An den Häusern findet man einige Trauben. Die erste sah ich in der Zuckermühle zu Moracú, allwo einer sagte, daß wenn die Reben wohl gehalten werden, sie des Jahrs drey bis viermal tragen. Ein Weltgeistlicher zu Maranhão, welcher mehrere Planken voll Weinreben hatte, probirte es, und preßte einen Wein heraus: ob aber dieser lange gut geblieben, kann ich nicht sagen.

§ 549. **Von den vierfüßigen Thieren.** 1 Affen in unzähliger Menge. Die ganz grossen Affen darf man wegen gewisser Ursachen nicht nach Lissabon bringen. Im Jahr 1757 hatten wir in unserer Rückreise nach Europa unterschiedliche Affen auf dem Schiffe; insonderheit war ein ganz kleines Aeffchen, das keine Spanne groß gewesen, und pechschwarz war, sehr artig anzusehen. Ein Portugese hatte es immer in seinem Busen. Es ist aber dieses sehr schöne Thierchen auf der dritthalb Monat langen Reise endlich crepirt.

§. 550. 2 Fledermäuse sind eine Plage dieses Landes. Sie sind überaus groß: jeder Flügel ist wohl eine Spanne lang. Wenn die Sonne untergehet, so erscheinen schon dergleichen fliegende Geister, und rauschen einem bey den Ohren vorüber. Des Abends wenn man ein Licht in dem Zimmer hat, und solches Gespenst *) hineinflieget, (auf brasilianisch andirá) so wirft es einen ungemein großen und schreckbaren Schatten. Die amerikanische Jungen, mit Stangen bewafnet, hatten zuweilen lang zu thun, bis sie dieses Spectrum aus dem Zimmer verjaget, um mit Ruhe schlafen zu können. Daß dergleichen Fledermäuse den Schlafenden das Blut aus den Adern saugen, ist nichts neues. Wegen des großen Schaden, welchen sie dem Viehe verursachen, werden besondere Katzen abgerichtet, welche des Nachts von einem Stück Viehe zu dem andern herum springen, und diese grausame Blutigel entweder verjagen, oder ihnen einen tödtlichen Biß versetzen. Das zahme Vieh auf dem Lande ist allezeit unter dem freyen Himmel: des Nachts nur in einem Bezirke mit einem Zaun eingeschlossen.

§. 550. 3 Das Faulthier, Ai. Ein häßliches Thier; ein Sinnbild, wie man sagt, der

*) Vespertilio spectrum *Linn.* Der Flatterer. Die Trichternase Schreber, Säugethiere, I, p. 159. n. 3. tab. 45. Andira aca Brasilienſibus *Marcgraf.* Brasil. p. 213. Andira guacu *Piſo* Ind. p. 290. *M.*

der faulen Brasilianer, wie auch vieler andern, die ihnen nachfolgen. Bis solches Thier einen Baum hinaufklettert, kostet es viele Mühe. Es soll einer Katze etwas ähnlich seyn. Es erzählte mir einer, der ein junges ai genommen, was die alte für ein zorniges und zugleich betrübtes Gesicht gemacht, daß sie dem gefangenen nicht helfen konnte.

6. Das Gürtelthier Dasypus, brasilianisch Tatú. Das Fleisch von diesem Thiere hat einen sehr guten Geschmack; allein es ist schwer zu verdauen.

7. Seehunde, von solchen erinnere ich mich nicht, einen in dem paraensischen Lande gesehen zu haben.

8. Hunde. So viel ich gemerket, haben fast alle Hunde allhier spitze Mäuler, und sind treflich auf der Jagd. Da nun alle Amerikaner gute Jäger sind, so ist eine große Menge von dergleichen Hunden anzutreffen. Auch des Nachts bey ihrem Netze lieget der Hund: ja ich habe gesehen, daß dieser sein besonders Netz habe, desto gemächlicher ruhen zu können.

Ob der Jagoáruçú auch eine Hundart sey, weis ich nicht. In der Landessprache heißt Jagoáruçú ein großer Hund; zusammengezogen von Jagoára, Hund, und dem abgekürzten Worte turuçú, groß. Groß heißt auch göaçú: hauptsächlich aber wird göaçú gebraucht, um die Größe einer in Würde stehenden Person anzuzeigen;

gen; also nennen die Brasilianer einen geistlichen Vorsteher oder Provincial eines ganzen Ordens, Päi-goaçú, den großen Vater. Durch dieses Wort Jagoáruçú wird auch ein Budelhund verstanden, oder ein Wasserhund: denn ein Hund auf der Jagd ist jagoára, çóó rupiára, oder ein Hund, der Wild erhascht. Weil in der brasilianischen Sprache xé, oder ixé, ich, zugleich heißet mein, so sagen sie nicht xé jagoára, mein Hund, sondern jagoára, xereimbába, das ist so viel, als der Hund meiner Zucht, minha criação, wie die Portugesen reden; und so auch von andern Thieren, die im Hause auferzogen werden.

S. 550. 9 Katzenarten, Felis onça, und Tigre der Portugesen ꝛc. Tiger, Schlangen und Crocodille sind die drey Hauptfeinde, welche wegen ihrer Wuth und Grausamkeit in diesen Ländern zu fürchten sind. Es ist zu verwundern, daß die Brasilianer in ihrer Sprache diesem grimmigen Katzengesichte den Namen eines rechten Hundes beylegen; da sie eine Tiegerkatze Jagoáreté nennen, von jagoára und eté. In der Mission Abacaxis kam einsmals bey der Abenddämmerung eine onça bis an meine Thüre. Auf einmal hörte ich ein Geschrey und Lärmen der amerikanischen Jungen im Hause, welche mit Stangen dieses auf den Raub ausgegangene wilde Thier verfolgten. Es entwischte durch die offene Hausthüre und sprang über die verschlossene Hofthüre, ohne eines von den Kindern zu verletzen, deren

bey

bey 60 da stunden, und auf ihr Nachtessen war-
teten. Vor meiner Ankunft in gemeldetes Dorf
ist ein Indianer daselbst von einem Tiger zerris-
sen worden; und war die ganze Geschichte in dem
Todtenbuche aufgezeichnet. Dieser grausame
Tod wurde für eine Strafe Gottes ausgeleget,
weil dieser Amerikaner einige Sachen aus der Kir-
che, (die in der Landsprache das Haus Gottes ge-
nennet wird) entfremdet, und sogar aus dem Al-
tartuche sich ein Hemd zugeschnitten hatte. In
einer Gegend am Flusse Xingú sind 2 Indianer
von einem Tiger erlegt worden, welche auf dem
Felde der Schlaf überfallen hatte. An eben die-
sem Flusse in der Mission Piraguiri begleitete mich
einsmals ein Portugese mit einem Seitengewehr
in der Hand, da ich des Nachts zu einem Kranken
ritt; sonsten gieng der Pater allezeit unbewaff-
net, blos von einem jungen Amerikaner begleitet.
Auch weis man kein Beyspiel weder in diesem
Jahrhunderte, noch in den 2 letztverflossenen, daß
ein Missionarius von einem wilden Thiere sey be-
schädiget worden.

S. 550. Maracajá **der brasilianische Fuchs.** Eben dieses Wort ist der Name einer wilden Katze. Eine Hauskatze heißt pixána: durchgehends können diese Amerikaner die Katzen nicht sehr leiden: auf ihre Hunde halten sie alles.

S. 551. 11 **Die brasilianische Meerot-ter.** Zwo von solchen ließen sich einmal in einer Schifffahrt, allwo ich mich befand, mit ihren

aus

aus dem Wasser in die Höhe gestreckten Köpfe sehen, und schwammen eine zeitlang nach.

Ebendas. 14 **Der Pag**, Páca. In de Mission Trocáno schmälte einstens ein Cazi oder Principal, in meiner Gegenwart über sein ihm Untergebene, daß sie dem Pater noch kein páca gebracht hätten: und bald darauf kame dieselben von ihrer Jagd, und brachten eine: de Geschmack des Fleisches ist sehr gut.

Agutí. In dem Dorfe Abacaxis hatte wir eines gleich einem jungen Hunde, in dem Hau herumlaufen. Ein Kaninchen überhaupt wird i der Landessprache Tapití oder Tapiixí genennet

Ebendas. 16 **Von den Hirscharten** Seo vassu. Der allgemeine brasilianische Name ei nes Hirschen ist çuaçú. **Ein großer Hirsch mit kleinem Geweihe** wollte, als ich in Piraguir war, durch den Fluß Xingú schwimmen; er wur de aber mit einem ihm nachgeschickten Schifflein gefangen. Es ist die Farbe und der Geschmack des Fleisches dem Rindfleische sehr ähnlich.

S. 552. II. **Aus der Klasse der Vögel.** Unter so vielen amerikanischen Vögeln ist in den paraensischen Landen nur ein einziger Vogel, näm lich der Tinting, welcher gleich den europäischen pfeifet, und in einem Käfig pfleget aufbehalten zu werden; die übrigen alle haben ihren wilden Ge sang. Tinting ist pechschwarz.

Ebendas. **Die Papageyen.** Das erste, was sie lernen, wenn sie nach Lissabon gebracht wer den,

den, (allwo ehedessen eine Gasse war, so man nannte rua dos papagayos) ist: Papagayo Real de Portugal. Der allgemeine Name der Papageyen in der Landessprache ist Paragóa. Das Kauffartheyschiff, in welchem ich 1753 von Maranhão auf Pará fuhr, war auf beyden Seiten so voll dieser schönen Vögel, daß, wenn sie anfiengen, zusammenzuschreyen, man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Einige redeten, andere sangen, etliche pfiffen, etwelche weinten, wiederum andere lachten, etliche ahmten nach den Geistlichen in dem Chore, zween waren abgerichtet, der eine fragte, der andere antwortete: welches zu hören sehr angenehm war.

Ebendas. Der kleine blaugefleckte Parkit. Dieser wird durchgehends Pirixito genennet.

Der mit vielfärbigen Federn prangende Aára hat zwar eine sehr unangenehme Stimme; dannoch lernet er auch reden.

Es giebt auch eine kleine Art von Vögeln, welche goldgelb sind. Sie pflegen ausgenommen zu werden, und wird die Haut sammt den Federn nach Lissabon gebracht. Sie dienet dem Frauenzimmer anstatt des Pelzes, ihre Kleider auszuzieren. Ich hatte ein paar von diesen schönen Vögeln mitgenommen; allein zu Almeida sind sie mir mit vielen andern Sachen hinweggenommen worden.

S. 553. 4 Von den Stelzenläufern. Der rothe brasilianische Löffler Ayaga scheint

von dieser Art zu seyn, von welcher ich auf der Reise nach dem Flusse Xingú eine ganze Heerde an dem Ufer angetroffen habe. Diese Vögel hatten sehr hohe Beine, lange Schnäbel, und waren gänzlich roth. Aus ihren schönen Federn werden große Blumensträuße gemacht, um die Kirchen damit auszuzieren.

Inambú ist ein Vogel so groß als ein Huhn. Sein brasilianischer Name ist çapucaja. Es kann dieses Wort von Açapuçái, schreyen, hergeleitet werden, welches den Hühnern sehr gewöhnlich ist. Den Hahn, der gemeiniglich çapucája apyába, der Hühnermann, heißt, nennen auch diese Amerikaner guyrá pajé (portugesisch Ave adivinhador) das ist, ein Vogel, der vorhersaget, nämlich den Tag.

Jacú, ein schöner Vogel in der Grösse eines welschen Hahns; dessen Fleisch sehr schmackhaft ist.

Mutú, dieser Vogel ist eben so groß, als der Jacú, und hat eine ganz schwarze Farbe, welche glänzet. Der Schnabel ist völlig roth. Gebraten ist dieser Vogel sehr gut.

Atiati, ist ein Vogel, der die Fische verfolget. 1753 in dem Engenho (Zuckermühle) zu Maracú, allwo ein See ist, kam mehrmal eine so große Menge dieser Vögel, daß fast die Sonne verfinstert wurde. Sie giengen, wie in einer Schlachtordnung, gegen die Fische los.

Jaca-

Jacamí hält sich gerne auf, wo viele Leute zugegen sind. Er wird deshalben für einen Menschenfreund gehalten.

Toukán hat den Namen von seinem wilden Geschrey. Dieser Vogel pfleget von ferne die Schiffende zu begleiten, und weil er viele Stunden vorher flieget; so wußte man schon lange zuvor, wann auf den Missionen ein Schiff annahete.

Urubú, der Rabe, ist gröſser, als in unsern Landen. Von diesen Raubvögeln ist alles voll. Im Dorfe Abacaxis konnten sie als ein Wecker dienen, da selbe vor Sonnenaufgange sich hauffenweise in unserem Hofe versammelten. Es giebt auch ganz weisse Raben, so aber sehr rar sind.

S. 553. III. Von den Amphibien, 1 Schildkröten, als: Jurucua. Der gemeine Name der Schildkröten bey den Paraensern ist Jurará. Jene, so einen langen Hals haben, heiſsen Matamatá. Eine andere Art wird Tracaja genennet.

Eine eſsbare Meerschildkröte. Alle, so in dem süſsen Wasser gefangen werden, werden häufig gegessen, als in den Flüssen Tocantins, Xingú, Topajós, Madeira. In diesem letzten Fluſse sind die Schildkröten so groß, daß von einer viele Personen können satt werden. Das Fleisch aber ist nicht so zart, als wie bey de-

nen am Flusse Xingú. *) In der Gegend bey Madeira wird jährlich der große Schildkrötenfang gehalten im October, und zugleich die Schildkrötenbutter gemacht. Um diese Zeit legen sie ihre Eyer in den Sand, und vergraben sie tief hinein. Allda kommen von Pará und den übrigen Orten eine große Menge Schiffe zusammen, und halten sich 3 bis 4 Wochen auf. Es bringen die Portugesen ihre große dickbäuchige irdene Geschirre von 4 bis 5 Maaßen, sammt einem weiten Kessel. Die Indianer merken sogleich aus dem erhöheten Sande, wo die Eyer verborgen liegen: solche sind ganz rund, haben aber keine harte Schaale; sondern sind nur mit einer dicklichen Haut überzogen. Zuweilen hat eine Schildkröte bey 100 Eyer, welche, nach angezündetem Feuer, in dem Kessel so lang gerührt werden, bis sie zerlassen, und gleich einem Oele fließend sind. Dieß ist so wohl in den hiesigen Städten, als Flecken und Dörfern die gemeine Butter, so in der Haushaltung zu dem Schmelzen gebraucht wird: denn Kühbutter ist in diesem portugesischen Amerika etwas seltenes. Ich wenigstens habe keine gesehen. Die so aus Portugal dahin gebracht wird, ist sehr theuer. Ein solches irdenes Geschirr mit zwo Handhaben (die Brasilianer nennen es camutí oder çurú) mit Schildkrötenbutter gefüllet, wird zu Pará für 3 bis 4 Cruzados verkaufet.

Die

*) Man sehe davon S. 481 nach. M.

Die Schildkröten, welche sich in dem gesalzenen Wasser aufhalten, werden nicht gegessen, als nur von einem andern Indianer, wenn er einen grossen Hunger hat; und alsdann (wie ich einmal gesehen) isset er auch Affenfleisch. Die Schaalen von diesen Schildkröten (welche Art nicht gar häufig ist) werden nach Europa gebracht, und kommen theuer. Vor meiner Abreise von Cääeté brachte mir ein Indianer die Schale von einer solchen Schildkröte, die er gefangen hatte. Es sind 10 oder 11 Stücke, deren einige größer, andere kleiner sind.

S. 553. Jaboti, eine Landschildkröte. Der eigentliche Name ist Jabuti. Diese sind nicht so groß, als die andere. Es ist gemeiniglich die Größe von einer oder anderthalb Spanne: sie fressen gern die bacóva, mit welcher sie in den Häusern so lange pflegen aufbehalten zu werden, bis sie fett werden. Es ist sonderbar, daß dieses Thier eine sehr große Leber hat. Man kann mit einer einen großen Teller füllen, und ist sie von gar gutem Geschmack, also, daß sie, wo nicht der Schweinsleber vorgezogen, doch mit dieser verglichen werden kann. Das Fleisch von der jabuti, wenn nicht ein geschickter Koch dazu kommt, ist nicht so appetitlich.

Ebendas. Eidechsen, der Krokodil, Jacaré. Ist, wie genugsam bekannt, ein ungeheuer, großes, fürchterliches und grimmiges Raubthier. 1753, da ich zu Pará angekommen, und den

ersten Besuch bey dem Gouverneur Mendonça Furtado abstattete, sah ich in seinem Vorsaale ein Jacaré, so ausgenommen und mit andern Sachen gestopft gewesen. Das Maul ist so weit, daß gar leicht ein kleines Kind auf einmal kann verschlungen werden. Die größern Zähne sind so groß, daß sie zu einem Streichbeine dienen. In dem Landgute Jagoararí bey Pará stund ich einmal nach dem Nachtessen auf dem Erker des Hauses: da kam mir gählings ein sehr angenehmer Geruch von dem vorbeyfließenden Wasser; als ich fragte, wo solcher herkäme, sagte ein Portugese, es wäre alleweil ein Krokodil allhier vorüber geschwommen, und dies wäre die Ursache eines so lieblichen Geruchs. Den ganzen Leib von einem jacaré in dem Wasser habe ich niemal gesehen, sondern nur den Kopf, welchen sie herau strecken, und alsobald wieder hinuntertauchen An dem Gestade pflegen sie oft vorüber zu schwimmen, und Acht zu geben, ob sie etwas erhaschen können. Ein Hund ist ein Leckerbissen für sie, woher denn auch das bekannte Sprüchwort: ut canis e Nilo; welcher Fluß auch wegen Menge der Krokodille verschrien ist. *) Dennoch gehen sie auch dem Menschenfleische nach; wie denn ein kleiner Junge,

*) Das Nilkrokodil hat fünf freye Zähen an den Vorderfüßen, und vier an den Hinterfüßen, deren drey mit Klauen bewafnet sind. Hingegen hat das amerikanische Krokodil so wohl an den vordern als hintern Füßen fünf Zähen, alle mit Klauen. M.

ge, auf einem kleinen Schiffe sitzend, von ihnen verschlungen worden. Im Dorfe Trocano kam einst ein Indianer zu mir, und hatte an dem linken Arm das Hemd so weit herunter hangen, daß man keine Hand sah; als ich ihm sagte, er sollte das Hemd besser hinaufziehen, gab er zur Antwort, daß er keine Hand hätte: denn als er fischen wollte, wäre jählings ein jacaré hervorgekommen, der ihm die ganze Hand abgebissen. In einem andern Lande von Amerika wird der jacaré auch caiman genennet, und wenn einer dem andern etwas übels wünschet, sagt er: daß dich der caiman fresse!

S. 554. **Der Kammleguan, Senembi,** scheinet der Chamäleon, oder die sogenannte Ratteneidechse zu seyn. Die Brasilianer sagen: cenembú. Auf der Reise nach Abacaxis saß einer auf einem Baume, welchen die Indianer aus dem Schiffe mit einem Pfeile glücklich erlegten. Sie haben sich von diesem Fleische ein gutes Mittagmahl gemacht. Es ist ganz weiß gleich einem Kalb, oder Hühnerfleische. Der Geschmack ist gar nicht unangenehm.

Tejuguaçú. Diese Eidechsenart hält sich gemeiniglich auf dem Lande auf: daher wird sie von den Portugesen genennet: Lagarto da terra.

Lagarto do braço, weil die Füße einem menschlichen Arme gleichförmig sind, heißt brasi-

lianisch Jybaypi oder gibaypi; da hingegen Lagarto da perna genennet wird Ubypú.

S. 554. 3 Schlangen. **Die Klapperschlange.** Diese Schlangenart ist von keiner sonderbaren Größe. Die größte Schlange, so ich zu Piraguirí gesehen, war ohngefehr fünf Ellen lang. Sie kam von dem Flusse Xingú gegen das Missionshaus dahergekrochen; wurde aber also, bald von den herbeylaufenden amerikanischen Knaben mit großen Stangen getödtet. Sie geben besonders acht, daß sie gleich den Kopf treffen.

Ebendas. **Die Königsschlange,** Boiguaçu, heißt so viel, als eine große Schlange, von Bója, das der allgemeine Schlangenname ist, und von guaçie, groß. P. **Malagrida** erzählte, daß er einst jenseits des Flusses eine dergleichen ungemein große Schlange mit einem Krokodil kämpfen sehen. Von einem Portugesen wird erzählet, daß, als er durch einen Wald gieng, und auf einen abgehauenen (wie er sich einbildete) Baumstamm sich niedersetzte, um etwas auszuruhen, er vermerkte, daß sein Sitz sich anfange zu bewegen, so da ein im Kreise zusammengewundene Schlange gewesen: worauf er sich spornstreichs wiederum auf den Weg gemacht. Es giebt sehr viele Gattungen der Schlangen; allein von jenen, so einen tödtlichen Biß haben, findet man in der brasilianischen Sprache 6 mit folgenden Namen: Jararáca, Boipéba, çurucucú, Boicoaitára, ybyjára, Piririón.

Auf

Auf einem Landgute bey Pará, wo ich zugegen war, suchte ein Knabe etwas in dem Grase, und fieng auf einmal an jämmerlich zu schreyen, wegen eines tödtlichen Schlangenbisses. Hand und Arm lieſen ihm entsetzlich auf, und fiengen an ganz schwarz zu werden. Ganze Stücke Fleisch mußten sogleich abgeschnitten werden, um ihm das Leben zu retten.

Mocotó ist eine amerikanische Kröte, deren Beine eine wunderbare Kraft haben sollen, daß einem, der sie an dem Leibe trägt, kein Gift kann beygebracht werden. Der gemeine Krötenname bey den Brasilianern ist çururú.

An Fröschen ist auch in diesem Lande kein Mangel. Die kleinern werden genennet Juí, die großen Joué. Diejenigen, so des Nachts in den sumpfichten Oertern quäcken, heißen cotára.

Das Mäuse- und Rattengeschlecht ist auch allda sehr fruchtbar. Der gemeine Name der Mäuse ist bey den Brasilianern guavirú. Die erste Nacht, als ich in der Mission Abacaxis angekommen, hatte ich einige Bündel europäische Federn auf der Erde liegen lassen, welche ich des andern Tags frühe alle von den Mäusen sehr grob geschnitten gefunden. Die größere Mäuß- oder Rattenart, welche auch in den Wäldern herumlaufen, heißet Cabója; andere Feld- und Waldmäuße Atura. Die allergrösten, so den jungen Katzen gleich kommen, die auch noch größer sind, als selbe, werden Mocúra genennet. Diese

werden, als ein niedlicher Bissen, auch von den Europäern aufgesucht, und verzehret.

S. 554. **Der Krampffisch** oder Torpedo, welchen Fisch die Portugesen Tremelga nennen, hält sich auch auf in dem Engenho zu Maracú bey Maranhão.

Ebendas. **Ein Hornfisch** ꝛc. Eine gleiche Gattung habe ich zu Cäaeté gesehen. Es sind nicht gar große Fische, sie werden in den morastigen Oertern und stehenden Gewässern in dem Walde gefangen: die Schuppen sind so hart und fest beysammen, daß sie mit einem Panzer können verglichen werden.

Ebendas. **Andere Gattungen, wie auch die Geschlechter der Fische.** Unter diesen kann so wohl an der Größe, als auch an der Güte des Fleisches der von den Portugesen sogenannte Peixe-boy, oder Fischochs den Vorzug haben. Die Brasilianer nennen ihn Igoaragóa. Er ist so groß und schwer, daß 30 bis 40 Jungen zu thun haben, ihn mit einem Stricke gebunden von dem Ufer in das Haus zu ziehen: von dem Ochsen hat er weiter nichts, als eine Aehnlichkeit des Maules. Er hat in beyden Ohren ein kleines länglichtes Bein, so medicinal ist. Zerstoßen soll es die Kraft haben, das Fieber zu vertreiben. Das Fleisch kann zubereitet werden wie von einem Schweine, gesotten, gebraten, geräuchert. Es werden davon auch Würste gemacht. Das Fleisch kommet dem schweinenen ziemlich bey; der Speck

ist

t 2 bis 3 Finger hoch. Geröstet oder gebraten, n kleine aber dicke Stücke zerschnitten, mit Butter übergossen, wird er lange Zeit in großen Geschirren aufbehalten; und könnte auf solche Weise, ohne einen übeln Geruch zu bekommen, auch nach Europa gebracht werden. In dem Dorfe Abacaxis und dessen Gegend, werden viele von solchen Flschochsen gefangen. Der Indianer wirft auf den daherschwimmenden einen großen Angel, welcher in dem fetten Fleische tief stecken bleibet; und wird also dieser ungeheure Fisch mit leichter Mühe, und einem kleinen Schifflein an das Land gebracht, wo er sich völlig verblutet. In gemeldetem Dorfe kam einstens ein solcher Fisch an, welcher, da er eröfnet wurde, einen jungen, anderthalb Ellen langen in dem Leibe hatte.

Piraricú ist ein sehr großer Fisch: die Zunge ist fast einer Spanne lang, sehr rauh, und dienet wegen der durchauslaufenden Spitzchen anstatt eines Reibeisens. Es ist sonst eine grobe Speise, gleichwie unser Stockfisch, oder vielmehr der in Portugal und anderswo bekannte, und schier tägliche bacalhão. In Piraguiri sah ich einstens unsern jungen Amerikanern in dem Hause zu, mit was für einer Geschicklichkeit sie dergleichen Fisch zubereitet haben. Sie begaben sich auf eine Anhöhe im Hofe, die von juçára gemacht war. Von diesem Holze werden allhier die Latten verfertiget: sie breiteten erstlich einige große Blätter von dem Bacóva-Baum aus, auf daß

alles

alles sauber möchte hergehen bey dem Aufschnei den, Ausnehmen, und Zerlegen.

Piraíba ist ebenfalls ein großer Fisch von gu tem Geschmacke. Er hat also den Namen nich mit der That: denn dieses Wort scheinet von 2 Wörtern zusammengezogen zu seyn, Pirá, Fisch, und äíba, böß oder übel.

Curubí ist ein kleinerer Fisch, aber sehr de licat, und findet sich stark in dem Flusse Xingú. Eben so schmackhaft ist der Jandiá.

Taconaré. Dieser Fisch, wie auch die zween vorhergehenden, müßen frisch gegessen wer den: denn sie fangen gar geschwind an, übelrie chend zu werden. Durchgehends bleibet in dieser Landschaft kein Fisch viele Stunden frisch wegen der allzugroßen Hitze. Es muß also, was man auf den andern Tag aufheben will, entweder ge backen oder mit Salz wohl bestreuet werden.

Tamakí ist auch ein guter Fisch, und hat eine Gleichförmigkeit mit unsern Karpfen.

Piranambú, Piramytá, sind gleichfalls brasilianische Fische, welche nicht zu verwerfen.

Piránha ist ein kleiner Fisch, hat aber ein scharfschneidendes Maul, daher er auch diesen Na men führet, der in der brasilianischen Sprache so viel heißt, als eine Scheere. Auf der Reise fieng einstens einer von den indianischen Schiffern einen solchen, und wurde von ihm so stark gebis sen, daß man lange zu thun hatte, ihm das häu fig herausfließende Blut zu stillen.

Der

Der Fisch Lamprete heißt in der Landsprache caramurú.

Der breite Fisch Roche, sonst Raja genannt, ist bey den Brasilianern der goabibúra.

Auch findet man allhier den Meerkrebs, auf portugesisch camarão, auf brasilianisch Potí; wie auch Austern, welche Rerí genennet werden. Aus den Schalen wird ein guter Kalk gebrennet mit dem Namen Rericüi.

S. 554. Die Geschlechter der Insekten und Würmer muß ich übergehen. Von diesen erstern ist an allen Orten eine erstaunliche Menge. *) Von den Arabé, einer Käferart, (die

*) Von den Krebsen ist bereits oben S. 496 und 512 Meldung geschehen, und von den Ameisen S. 520. Eine Spinne, größer, als der sogenannte Colibrifresser (Aranea avicularia *Linn.*) ist so groß, daß die Portugesen die klauenartigen Stacheln am Munde, als Zahnstocher in Gold fassen lassen. Die Portugesen nennen sie, wie mich Herr Abbe Eckart belehret, Aranha caranguejeira, die Krebsspinne. Aranei hujus, in Brasilia maximi, unicus pilus, schrieb er mir 1780, si tantum carnem tetigerit, ut sæpius audivi, (nec eam tam prope contemplatus fui) causa est dolorum maximorum. Es ist wohl eben eine solche Spinnengattung, wie die im benachbarten Paraguay, von welcher Herr Abbe Martin Dobrizhoffer im zweyten Theile seiner Geschichte der Abiponer in Paraquay, S. 407, der deutschen Uebersetzung, also schreibet: „ Am meisten hat man sich vor gewissen großen „ Spinnen in acht zu nehmen, welche die Spa„ nier Arañas peludas, d. i. die behaarten, und „ die Quaranier ñanduquazù, die großen, nen„ nen. Ihr Körper ist drey Zolle lang, und „ besteht aus zween Theilen. Der vordere ist „ größer,

(die Portugesen sagen Barátta) läuft alles vo
besonders in den Verschlägen, Schränken
Küsten, Flaschenkellern ꝛc. In Trocano kam
einsmals des Abends mit einem Lichte in ei
Kammer, allwo ein Haufen von dem türkische
Weitzen oder Milho lag. Es war alles mit di
sem Ungeziefer so überzogen, daß man nichts vo

d

„ größer, ungefähr zween Zolle lang, ander
„ halb breit, und etwas flach gedrückt; der a
„ dere hingegen sieht runder aus, und ist
„ Größe und Gestalt einer Muskatnuß gleic
„ Ihr durchlöcherter Rücken vertritt die Stel
„ eines Nabels. Ihre blitzenden Augen bestehe
„ in kleinen Punkten. Ihre langen und überau
„ spitzigen Zähne (Fangezangen) lassen viele, i
„ rer besondern Schönheit wegen, in Gold fa
„ sen, und brauchen sie zum Zahnputzen und z
„ andern Dingen. Die ganze Haut dieser Spi
„ ne ist mit kurzen und schwärzlichten Haare
„ überdeckt, die aber so zart und weich anzufüh
„ len sind, daß man sie für Seide halten möch
„ te. Sie hat zehn lange, behaarte, und mi
„ mehr oder wenigern Knötchen versehene Füß
„ denen allen am Ende eine Art von Krebsschee
„ re angefüget ist. Diese Beine thun ihnen de
„ Dienst der Hände und Füße. Im Zorne beiß
„ sie jedermann. Den kaum sichtbaren Biß ver
„ rathen eine gewisse Feuchtigkeit, schwarzblau
„ Geschwulst, und der darauf folgende heftig
„ Schmerz. Das Spinnengift haben wir fü
„ den menschlichen Körper, wenn es in selben ge
„ drungen war, nicht nur gefährlich, sondern
„ auch tödtlich gefunden. Kaum konnten wi
„ den von der grossen Spinne Gebissenen mit alle
„ Arzneymitteln, welche sonst wider das Schlan
„ gengift vortreflich wirkten, ihr Leben retten
„ Diese Spinne hält sich meist in Zäunen, Baum
„ höhlen, und Ritzen der Mauern auf, wo sie
„ sich, wie die andern alle, mit Weben abgiebt. M.

der Farbe des Weitzens wahrgenommen; auf einmal verschwanden, oder vielmehr verkrochen sich alle diese schwarze Käfer. *) Mit dem milho (die Brasilianer sagen Abati) pflegen gemeiniglich die Hühner, wie auch die Schweine, gemästet zu werden.

Tombúra, eine Art von einem Flohe. Dieser verfolget besonders die Füße. Die aus Europa nach diesem Amerika neu Ankommende werden von denselben vor andern verfolget. Wer also fremd da anlanget, und nichts von solchem Ungeziefer weis, empfindet den ersten Tag Schmerzen an dem Fuße, des andern Tags thut es ihm schon weniger weh: und nach mehrern Tagen spüret er gar nichts mehr. Währender Zeit aber bohret dieser Floh ein Loch in den Fuß so groß, daß man eine ganze Erbse kann hineinlegen. Die amerikanische Jungen wissen mit der Spitze eines kleinen Messers gar geschickt diesen Floh herauszunehmen, der sammt seinen Eyern in einer kleinen Kugel, mit einer weißen Haut überzogen sizet. Man füllet hernach das Loch mit Tabak, und in wenig Tagen ist die Wunde wieder geheilet. Die in unsern Landen sonst häufige Flöhe sind nicht allhier; ausgenommen eine oder die andere Woche, wann aus Europa portugesische Schiffe

*) Vermuthlich die bey uns in Franken und in Oestreich sogenannte Schwabenkäfer, oder Kakerlaken, Blatta americana L. welche kein Licht vertragen können. Die Russen nennen sie Tarakanen. M.

Schiffe anländen. Auch von den überläſtigen Wanzen iſt dieſes Land befreyet.

Der Erdwurm heißt yçóca.

Coreá iſt der Wurm, welcher in dem Zwieback wächſet, etwas rund, und von rother Farbe.

Turú hält ſich in dem Holze auf; Tapurú in dem faulen Fleiſche und Fiſchen; yreçá in dem ſtehenden Waſſer.

Coçóca findet ſich in dem türkiſchen Weitzen: Es iſt dieſer Wurm etwas lang und von ſchwarzer Farbe.

Von Mücken und Schnaken iſt alles voll. Eine gemeine Mücke oder Fliege wird Merú genennet. Die große, von welcher das Vieh gequälet wird, heißt Mutucuçù.

Piú iſt eine ganz kleine Mücke, welche kaum mit dem Auge erreicht wird; und doch beißet ſie ſehr empfindlich.

Carapaná iſt eine Schnake mit langen Füſſen und großem Stachel, wovon auch eine Art den Namen hat carapanátîba, wegen der allzu großen Menge derſelben.

Marigui iſt eine kleine Schnake. Von dieſen iſt der Weg nach Maranhão völlig beſäet.

Mocui iſt eine Schnakenart, welche ſich an den Füßen anſetzet und großen Schmerzen verurſachet.

Von den Ameiſen iſt ſchon oben S. 520 und 521 gemeldet worden.

Ikejú

Ikejú ist eine Gattung von einer Grille. Sie ist ein sehr gutes Mittel gegen die Harnstrenge, wenn nur zween Füße von solcher gedörret, zu Pulver gestoßen, und also genommen werden.

S. 554. 1 Einheimische Brasilianer. Die ersten Europäer fanden an der Küste Brasiliens sehr viele kleine Nationen, die fast alle in Ansehung der Sprache und Sitten sich unterschieden. Es ist nicht genug zu bewundern, was für eine Menge Sprachen, die mit andern gar nichts gemein haben, schon sind entdecket worden. In dem vorigen Jahrhunderte hat der ruhmvolle und beredsame portugesische Missionair P. Anton Vieyra *) mehr als 70 ganz unterschiedliche Sprachen angetroffen, welchen die an dem Amazonflusse gestandene Missionen theils ihren Ursprung, theils ihren Wachsthum und Erweiterung zu danken haben. Zuweilen ist eine Völkerschaft von der andern nur 3 oder 4 Tage weit

*) P. Vieyra sagte dieses in seiner Predigt, vom heiligen Geiste. Sermon, Part. pag. 409, §. 4. Diese Reden sind auch spanisch gedruckt. Sermones y Obras diferentes de *Ant. de Vieyra*. En Barcelona, 1752. fol. Er schrieb in sieben brasilianischen Sprachen Katechismen. Vida do P. Antonio Vieyra &c. Lisboa, 1746. 4. maj. pag. 551. Von den Sprachen in Brasilien habe ich im sechsten Theile meines Journals zur Litteratur, S. 195 u. f. und im siebenten, S. 121 Nachrichten geliefert, allwo ich auch Proben von der gemeinen Sprache Brasiliens mittheilte, die ich der Gefälligkeit des Herrn Abbe Anselm Eckarts zu danken habe. M.

weit entfernet, und redet schon eine ganz fremde Sprache. Als ich mich in der Mission von Abacaxis befand, habe ich mit großer Mühe einen kleinen Katechismus, oder Unterweisung in Glaubenssachen zusammengetragen in den Sprachen zwoer Nationen, so gewesen Ariquéna und Baré, um Kranke und sehr betagte Personen (welche wegen ihres hohen Alters nicht mehr im Stande waren, die allgemeine Sprache zu erlernen) taufen zu können. Dieses Büchlein ist mir mit mehreren andern Schriften 1759 in der portugesischen Gränzfestung Almeida hinweggenommen worden. Da die paraensische Missionen durchgehends aus verschiedenen Völkerschaften bestunden, so redeten zwar die daselbst gebohrne Indianer mit dem Pater die allgemeine brasilianische Sprache; in ihren Häusern aber redete jede Nation unter sich die besondere von ihrem Geschlechte.

S. 555. **Topinambas und Tapuyes.** In diesem Hauptstamme Topinambá ist noch die ächte brasilianische Sprache zu finden, welche auch zu meiner Zeit noch von den Amerikanern zu Cääeté, in den Missionen zu Maranhão, und noch vielmehr in dem eigentlichen Brasilien gesprochen wurde.

S. 555. **Tapuyes.** Durch dieses Wort werden hauptsächlich alle Indianer verstanden, welche in dem Innern des brasilianischen Landes wohnen, und sich keinem europäischen Oberherrn unterworfen haben. Wenn ein in den

Mis-

Missionen sich befindlicher Indianer zu dem an, ern will sagen: du bist ein grober, ungeschlachter, wilder Mensch, so schelten sie ihn mit diesem Ausdrucke: Du bist ein rechter Tapuyer.

S. 556. Die Jesuiten und überhaupt die Missionairs, beschuldigten die Statthalter und andere Personen von der Regierung, solcher Grausamkeiten an ihren Höfen gewiß auf eine übertriebene Art, um dadurch zu bewirken, daß ihnen die Schutzgerechtigkeit über diese Völker gegeben würde. Was allhier den Jesuiten aufgebürdet wird, auf dieses wird wohl schon längst geantwortet seyn in den unparteyischen Geschichten von Brasil, *) und in einer neuern Chronik von der gewesenen Vice-provinz der Jesuiten zu Pará und Maranhão, allwo alles, was zu diesen Missionen gehöret, mit glaubhaften Beweißthümern dargethan wird. Sie könnte auch durch den Druck bekannt gemacht werden, wenn solches die betrübte Umstände gegenwärtiger Zeiten zuließen. Der obenerwähnte, durch lange Erfahrung geprüfte P. Vieyra sagt in seinen Briefen an den König von Portugal ausdrücklich, daß die Neigung dieser Brasilianer keine andere Regierungsform dulte, als eine gelinde, unter der Aufsicht eiferiger Ordensgeistlichen.

*) Auch in der kritischen Geschichte aus Quellen, zur Beleuchtung der Harenbergischen pragmatischen Historie. Frankf. am Mayn, 1765. 8. 11

Daß er die Wahrheit geredet, zeigte sich seit hun
dert und mehreren Jahren in den Völkerschaften
welche, nachdem sie längere Zeit auf solche Wei
se regieret wurden, Gott und dem Könige getre
verblieben sind. Noch zu meiner Zeit, wenn ei
Befehl von dem Statthalter Mendonça Fur
tado angekommen, wurde er zwar an die Prin
cipalen und Oberste der Dörfer gestellet; doc
mit dem Zusatze, den Befehl ihrem Pater Missio
nar zu zeigen: Aus keiner andern Ursache, al
weil sie von den Portugesen selbsten für untaug
lich erkennet wurden, dergleichen Befehl allei
zu vollbringen. Viele von dergleichen Vorste
hern würden ihre Untergebene für eine Flasch
Brandtwein den Europäern hingegeben haben,
nicht allein ihnen ein und andern Monat zu die
nen, sondern ganze Jahre. Ja sie würden sie so
gar um einen ganz geringen Preiß, als Leibeige
ne verkauft haben. Hierinn bestund sonderlich
die ganze Jurisdiction in Temporalibus, so
die Missionarien in den Dorfschaften hatten, und
von welcher in Europa so großer Lärmen ist ge
macht worden; da doch die Patres zur Belohnung
ihrer beständigen Arbeiten, nichts als Verdruß und
Beschwerlichkeiten eingesammelt haben. Denn
wenn einige von denen zu dem Dienste des Kö
nigs begehrten Indianern wieder hinwegliefen, so
wurde die Schuld nicht den amerikanischen Prin
cipalen von den Missionen, sondern dem Pater ge
geben, als wären sie von ihm beschwätzet wor
den,

den, von dem Orte, wo sie zu arbeiten hingeschicket wurden, zu entfliehen, und mußte er die Flüchtige wieder aufsuchen lassen, und andere an deren Platz liefern. Diese Regierungsart nahm in dem verschrienen Dorfe Trocano, nachgehends Borba a nova genannt, 1756 eine Endschaft, so wie das folgende Jahr in allen andern, unter der Obsorge der Ordensgeistlichen stehenden Missionen. Es ist von Mendonça Furtado ein weltlicher Portugese, als Director der mit einem leeren Titel prangenden Marktflecken bestimmet worden, der das Zeitliche besorgen sollte. Diesem wurde das gewesene Missionshaus zu seiner Wohnung gegeben; auch mußte bey dem verheyrathen Regierer, bey seiner Frau und Kindern, der Weltgeistliche, als angestellter Pfarrer wohnen. Es wurde ein weltliches Gericht aufgestellet: der Juiz oder Richter, zween von den Portugesen so genannte Vereadores, (Beysitzer, Schöppen) und so weiter. In diesen Rath wurden auch aufgenommen die Principalen und Obersten der Amerikaner. Wenn der andere, in der neuen Welt auferstandene Lykurg den Indianern, welche ein ihnen ganz fremdes obrigkeitliches Amt begleiten sollten, zugleich mehr Witz und Verstand mitgetheilt hätte, so würde er ein großes Wunder gewürkt haben; allein dieses stund nicht in seiner Gewalt, welche doch mehr als königlich gewesen. Würde die Fähigkeit in diesem Stücke den Amerikanern nicht abgehen, so würden sie vielleicht

nimmer zugelassen haben, daß die Europäer üb
sie die Oberherrschaft erhalten. Als einstens d
Juiz de fora, (das ist, nach dem Ouvidor, d
zwote befehlshabende Person in den Städten u
ganz portugesischen Marktflecken,) zu Bahia na
solchem in den Missionen von Brasil eingeführte
neuen Regimente zurückkam, fragte ihn Do
Marcos de Noronha, Conde de Arcos
der Vicekönig daselbst, was er von dieser neue
Art der Regierung, zu welcher auch die Brasilie
ner sollen gebraucht werden, halte, er antwort
te: A mim parece hum jogo dos rapazes
d. i. mir scheint sie ein Kinderspiel zu seyn. E
sagte hierauf der Vicekönig: Vossa Mercé b
richte hievon unsern Hof. Es wiederholte de
Juiz de fora: Ich bin meiner Instruction nach
gekommen: ob solches gut oder übel befohlen ge
wesen, das kommt Eurer Excellenz zu, dem Kö
nige davon Nachricht zu ertheilen. Nichtsdesto
weniger sagte einstens der Statthalter von Gran
Pará zu Trocano zu mir, als er von den Prin
cipaes das aldêas sprach: Elles são sobera
nos: Sie sind unabhängig. Er wollte auch ein
mal mit denen in der Wildniß sich noch befindli
chen Indianern einen Frieden, und Freundschafts
tractat schließen, und schickte, gegen die Meinung
aller, die er darum befragte, einen Officier mi
etlichen andern als Abgesandten Seiner getreue
sten Majestät zu dergleichen Tapuyern ab, welche
aber ihrer wilden und grausamen Art noch nicht
ver,

vergaßen, und den königlichen Embaixadór sammt seinen Gefährten schlachteten und aufzehrten. Eben dieser große Mendonça, als er eines Tags auf dem Amazonenflusse fuhr, so kamen ihm zween indianische Vorsteher auf dem Wege entgegen. (In der Landessprache heißen sie Morobixába.) Er grüßte sie mit ganz ausnehmender Höflichkeit, und lud sie in sein Schiff ein, ließ sie neben sich setzen, und überhäufte sie mit großmächtigen Titeln von Oberherren, Fürsten, Königen und Potentaten; allein die zween Morobixábas, so nichts von dem Portugesischen verstunden, redeten in der brasilianischen Sprache von dessen Schienbeinen, welches einen dieser Sprache kundigen, der den Statthalter begleitete, zum Lachen bewog. Als Mendonça die Ursache dieses Lachens wissen wollte, sagte er ihm, die zween Principaes sprächen von den Schienbeinen Seiner Excellenz, daß sie sehr tauglich wären, ein paar Pfeifen daraus zu machen. Der Gouverneur, um seine Beine (die würklich einem paar Stecken nicht viel ungleich waren,) in Sicherheit zu setzen, schafte alsobald die zween amerikanischen Fürsten aus dem Schiffe, denen er kurz vorher so höflich, und mit so großen Ehrentiteln begegnet hatte. Eine andere merkwürdige Geschichte trug sich mit gemeldetem Statthalter zu, als das zu Lissabon geprägte Geld in dem paraensischen Staate ankam. Er gab einige Silbermünzen einem und anderm Indianer, und hielt ihnen

eine kurze Rede von dem Nutzen und Vortreflichkeit des Geldes in der ganzen Welt. Diese giengen nach Hause, durchbohrten das Geld, und hiengen es an einer Schnur an den Hals. Als Mendonça dieses vernahm, wurde er fast rasend, daß er mit aller seiner Beredsamkeit und gemachten Lobsprüchen von einem so kostbaren Metalle, so grobe und unverständige Leute zur Hochschätzung und Liebe des Geldes nicht bewegen konnte.

Wieder auf die neue, in die Missionen eingeführte Regierung zu kommen, so ist zur Genüge bekannt, daß sie die erwünschte Früchte gar nicht gebracht habe. Die von Mendonça aufgerichtete Marktflecken verdienen nicht mehr, mit dem Namen eines schlechten Dorfes beehret zu werden. Denn die Amerikaner, der weltlichen, oft gar zu strengen Gerichtbarkeit überdrüßig, verließen Haus und Hof, und begaben sich wieder in das wilde Vaterland ihrer Vorfahren und Menschenfresser. Dieses versicherte 1777 in der Festung von S. Julião bey Lissabon, selbst der gewesene Commendant daselbst, Emmanuel da Sylva Alvarez, welcher einige Jahre vorher von dem Marques von Pombal, als er noch Graf von Oeyras hieß, nach Maranhão und Pará geschicket worden, als Visitator und Oberinspector, um diese verschriene, von den Portugesen genannte Villas in Augenschein zu nehmen. Eben dieses bezeugte auch der 1781 verstorbene Generalprocurator der Missionen in beyden Capitanien,

unter

unter der Obsicht der Jesuiten, P. Fonseca, in einem 1779 datirten Briefe, wie schon zu Anfange dieser kurzen Anmerkungen S. 461 Meldung gethan worden. Dieser in diesen Landschaften sehr bekannte Pater, beschreibet mit wenigen Worten den großen Wachsthum der sonst so geringen Stadt S. Luiz von Maranhão, so wie auch das erstaunliche Abnehmen der 1757 errichteten Marktflecken, von welchem einige ganz erloschen sind. Gleich zu Anfange dieser Aenderung, als ich mich noch in Amerika befand, mußte ein nach dem Flusse Topajós abgeschickter Director die Flucht nehmen, um nicht von seinen neuen Untergebenen umgebracht zu werden. Von einem andern Orte hat der angestellte Pfarrherr aus eben dieser Ursache sich müßen aus dem Staube machen. Der Weltgeistliche, der mir in Trocano, nachgehends Borba a nova, nachgefolget, sagte, man sollte ihm seinen Namen, (denn er nennte sich Felician) wegnehmen, weil er es für das gröste Unglück hielt, daß er unter solches Amerikanervolk gerathen. Mit einem Worte alle, so geschickt worden, um die geistliche Obsorge der Indianer zu haben, sind von höherer Gewalt dazu genöthiget worden. Denn sie bekannten öffentlich, daß ihnen Lust und Geist abgieng, bey dergleichen Leuten zu wohnen. Wegen Mangel derer zu diesem Amte tauglichen Seelsorger aus dem weltgeistlichen Stande (die neue Regierung wollte keine Priester aus den geistlichen Orden mehr haben) wurden aus Portugal

die Pfarrer berufen. Es wurde an alle Bisth
mer dieses Königreichs ein Einladungsbrief abg
sendet, und um diesen Weltgeistlichen Lust un
Muth zu machen, so wurden ihnen die beste, un
einträglichste Pfarreystellen versprochen, wenn s
nach Verlauf von 6 Jahren (so lang sollten s
in diesen neuen amerikanischen Marktflecken ver
bleiben) zurück kommen würden. Allein von
vielen Hunderten waren kaum 3 oder 4, welch
sich dazu verstehen wollten. Es ist nicht alle
gegeben, ein so beschwerliches Leben zu führen
Weil keine andere da waren, sind die Capucine
wiederum zu den Pfarreyen gebraucht worden.
Wenn Mendonça Furtado noch bey Leben wä
re, so würde er nicht viel darnach fragen, daß
so viele hundert Indianer ihre Ortschaften verla
sen: denn er sagte einst zu mir, daß ihm an dem
Aussterben aller dieser Amerikaner wenig gelegen
wäre, wenn nur die Landschaften theils mit Por
tugesen, theils mit Mestitzen und Mulaten bevöl
kert wären, und selbige gleich den englischen Co
lonien florirten.

§. 556. **Man muß es gestehen, daß vie
le von den ursprünglichen Einwohnern auf
eine grausame Art ermordet worden sind.**
Noch zu unsern Zeiten haben wir höchst traurige
Beyspiele davon, als nämlich die unglückselige
Paraguayaner mit Gewalt gezwungen wurden, ih
re so viele Jahre rechtmäßig besessene Landschaft
zu verlassen, und da sie vermerkten, daß die ge
gen

gen sie losgegangene Spanier und Portugesen die Oberhand gewonnen, so streckten sie das Gewehr; und dennoch wurden alle (es waren ein paar tausend) ohne Barmherzigkeit niedergemacht. Im Jahr 1758, als ich mich in der Reñdenz, San Fins genannt, bey Gallicien, befand, schrieb ein portugesischer Officier von Rio Janeiro an seinen geistlichen Bruder, und rühmte sich, was die Europäer für einen herrlichen Sieg von den Amerikanern erhalten. Es ist wohl ein ewiger Schandfleck für beyde europäische Nationen, und keine Ehre, Glorie und Ruhm, da er mit so vielem unschuldigen Blute ist erkaufet und beflecket worden.

Ebendas. **Indem Schaaren von ihnen gefangen genommen, und zu Arbeiten gezwungen worden.** Die Arbeit verabscheuen die Amerikaner durchgehends, noch vielmehr aber, wenn sie genöthiget werden, für andere, die nicht von ihrer Nation sind, zu arbeiten. In dem 1757 neu eingeführten Regierungsplane wurden zwar die Indianer mit einigen Privilegien begnadigt, und den Portugesen gleich gehalten; allein sie mußten, wie vorher, für die Portugesen arbeiten, welche, wenn sie aus ihrem Reiche in diese Länder kommen, lauter große Herren spielen wollen. Ja sie wurden mit dergleichen Diensten noch mehr belästiget, als zur Zeit der gewesenen Missionen: und das ist ohne Zweifel die eigentliche Ursache, daß

daß so viele mit dem leeren Namen prangende Marktflecken öde, und verwüstet sind.

S. 557. Der Brasilianer geht, wie der Caraibe, ganz nackend. Dennoch bedecket er mehrmalen das nothwendigste, was zu bedecken ist, mit Blättern, Federn oder mit sonst etwas anders. Wenn allhier durch dieses Wort Caraibe ein Portugese verstanden wird, so ist er gekleidet. Das Wort Caraiba, womit diese Amerikaner die Portugesen beehren, kommt her von Amongaraib, welches so viel heißt, als ich weihe ein. Vielleicht geben sie ihnen solchen Namen, weil sie von ihnen sind gesegnet, eingeweihet, und zum christlichen Glauben befördert worden. Es ist zwar wahr, daß die Kleidung der Caraiben oder Brancos, (Weißen) wie sie allda auch pflegen genennet zu werden, sehr gering, und für das hitzige Clima eingerichtet ist. Sie bestehet im Hause in einem Hemde und einem paar Beinkleidern, die bis auf die Füße herunterhangen, und zugleich anstatt der Strümpfe dienen. Einige gehen barfüßig; andere tragen nur Pantoffeln. Wenn der Caraibe in seiner Behausung etwas besser bekleidet ist, so hat er ein Brustleibchen von gestreiftem Zeuge. Auf der Reiß nimmt er einen Schlafrock sammt dem Degen und Hut; und in solchem Aufzuge kamen sie auch gemeiniglich in die Missionen, wenn sie entweder Leute zum arbeiten haben wollten, oder das brasilianische Holzmehl, Farinha do páo einkauften. Wenn

ein

ein Portugese in diesen Landen mit einem damastenen oder sammetnen Kleide, wie die reichere tragen, versehen ist, so hat er eine Kleidung für seine Leberage: denn in solcher erscheinet er nur des Jahrs dreymal, an Weihnachten, Ostern und Pfingsten, zu welcher Zeit man sie auch in der Stadt siehet. Sie halten sich gemeinlich auf ihren sogenannten roças oder Feldgütern auf.

S. 557. **Keiner leidet an irgend einem Theile des Körpers ein Haar, außer an dem Kopfe.** Dennoch habe ich beobachtet, daß, wenn einer aus ihrer Freundschaft mit Tod abgehet, sie, um größeres Leidwesen zu bezeugen, ihre Haare zu scheeren pflegen.

Ebendas. **Alle bemalen die Haut ihres Körpers.** Besonders mit der schwarzen Farbe von der Frucht Jenipába. In Brasil wird sie auch Nhanipába genannt. Der Saft von dieser Frucht dringet so tief ein, daß, wenn sie solche Farbe wieder wollen hinweg wischen, sie bey 15 Tage damit zu thun haben, wenn sie sich auch einen ganzen Tag sollten waschen. Aber die überaus schöne rothe Farbe, uruçú genannt, ist mit leichter Mühe auszutilgen.

Ebendas. **Der Brasilianer macht sich wohl einen Mantel von schönen Federn.** Annoch in den Missionen, wenn sie ihre Feste halten, wobey Tanz ist, bekleiden sie sich mit kleinen aus Federn gemachten Schürzen, an welchen unterschiedliche Kugeln hangen, welche, da sie in dem Tan-

Tanzen zusammenstoßen, ein großes Getöße machen.

Ebendas. **Die Männer machen sich ein Loch in der Unterlippe, um darein einen grünen Stein legen zu können.** Andere brauchen auch einen weissen Stein, einem Marmor gleich, oben mit zween Haken ausgeschärft, auf daß er desto fester in der Lefze hangen bleibe.

Ebendas. **Dies giebt ihnen das Ansehen eines andern Menschengeschlechts, das mit einem doppelten Munde versehen ist.** Noch abscheulicher kommt einem eine Nation bey Maranhão vor, welcher die Portugesen den Namen Gamella beygelegt haben, von einer aus gemaltem Holze gemachten kleinen Schüssel, welche diese Brasilianer in den ganz ausgedehnten Mund legen; die Unterlippen sind so weich und heruntergezogen, daß wenn sie diese Gamella aus dem Munde thun, selbe ganz herabhangen, so daß sie, ohne solche wieder hineinzustecken, weder wohl essen noch trinken können. 1753 sah ich in dem Hofe von unserm Collegio in gemeldeter Stadt einen so verungestalteren Indianer, mit seinem Bogen und Pfeilen bewafnet, tanzen. Der Gesang, den er dazu gebraucht, war mehr der Stimme eines wilden Thiers, als eines vernünftigen Menschen, ähnlich. Einen grünen Stein tragen sehr häufig die Amerikaner in dem paraenser Gebiete an dem Halse oder an dem Arme. Die Portugesen nennen ihn pedra nephritica, und

soll

soll er, an solchen Theilen des Leibes getragen, ein sehr gutes Mittel seyn gegen den Schlag. Wie mir erzählt worden, so haben die Franzosen, als sie die brasilianischen Landschaften eroberten, dergleichen Stein nach dem Goldgewichte geschätzet und gekaufet. Nebst diesem grünen Steine wird auch von den Indianern sehr gewöhnlich ein oder anderer Krocodilzahn angehangen. In Trocano, als ein kleines Kind eines Principalen, aus dem Ariquéna-Geschlechte gestorben, brachte mir der Vater fast einen ganzen Rosenkranz von allerhand dergleichen Sachen und Zierrathen, so das Kind an dem Halse gehabt; unter andern waren auch unterschiedliche Bildpfennige. (die Portugesen sagen Veronicas) Er sagte, er hätte wollen nach dem Tode seines Töchterleins diesen Halsgeschmuck in den Fluß werfen; dennoch hätte er sich besonnen, und hätte mir solchen wollen zustellen, wenn ich davon etwas brauchen könnte.

Ebendas. **Sie sind alle gastfrey gegen die Fremden.** Auf den Reisen habe ich in Obacht genommen, daß wenn drey oder vier miteinander ihr Mittagmahl nehmen, sie zwar keinen andern, der etwa weniger zu essen hat, dazu einladen; dennoch wenn er sich ihnen zugesellet, so reden sie kein Wort, und lassen ihn, was sie haben, mit verzehren.

Ebendas. **Die Unmäßigkeit bey allen ihren Schmausereyen übersteiget alle Vorstellungen.** Gleichwie sie 3 bis 4 Tage können den

schwar-

schwarzen Hunger leiden, und alsdann den Bauch mit einem Gürtel fest zusammenstrengen: also auch, wenn eine so lange Zeit vorüber, so lösen sie das um den Leib gewundene Band wiederum auf, und es fressen 3 oder 4 solcher Heiß ungerigen einen ganzen Ochsen zu einer Mahlzeit hinein. Uebrigens essen die Brasilianer die frischesten Fische und das beste Fleisch. Wo sie fischen oder jagen, wenn ihnen der Lust ankommt, da wird mit grosser Behendigkeit alles zubereitet. Feuerzeug tragen sie allezeit bey sich. Das Feuer wird durch Zusammenschlagung zwey kleiner und harten Hölzer angezündet. Auch ihr amerikanisches Mehl sammt den in Salz und Pfeffer bestehenden Gewürzen, nehmen sie mit sich.

Ebendas. **Bey allen Festen müssen sie tanzen und singen.** Dieses geschiehet nach dem Trommelschlage, und dauret die ganze Nacht; da vergessen sie den Schlaf. Die Trommel rühret nur ein einziger, der, ohne aufzuhören mit seiner Musik fortfähret, bis der helle Tag anbricht.

Ebendas. **Der Takt und der Gesang, ob er gleich nur aus ein paar abwechselnden Tönen bestehet.** Ein Gesang von ihnen ist dieser: xé rybyretá iporangeté guyrá júba cocé: das ist: **Meine jüngern Brüder sind schöner, als ein gelber Vogel.** Diese Worte werden immerfort wiederholt. Sie bleiben also bey einerley Leyer. Archilochi melos canunt. Wenn

sie

sie des Nachts auf dem Wasser fahren, so bedie-
nen sie sich großer Hörner zum Blasen. Sie sind
auch Liebhaber der Zwergpfeifen und Maultrom-
meln. Sie haben ein sehr großes und fürchter-
lichlautendes Instrument. Es ist ein ausgehöhl-
ter Baum, sehr dick, und mit Löchern, in welche
lange Stecken gesteckt werden, und damit wird
die ganze Maschine herumgedrehet. Dieses war
in Trocano einem alten und halbblinden Amerika-
ner seine tägliche Morgenmusik; solches holzerne
Geheule scheinet ein den Tapuyern in dem Walde
gewöhnliches musikalisches Werkzeug zu seyn. Sie
haben auch einige in der Nachbarschaft herumge-
hende Feste. Wenn diese in einem Hause ein
Ende haben, so stecken sie auf das Dach des an-
dern Hauses einen großen Strauß, zum Zeichen,
daß nächstens die Feyerlichkeit allda gehalten
werde.

S. 558. **Kein Wilder kommt und verlangt die Bequemlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens.** Wie ich von Missionarien, die in
den Wäldern bey ihnen gewesen, vernommen ha-
be, so leben sie allda auch in Gesellschaft, haben
ihre Häuser, leben in einer Ordnung, und sind
dem Vornehmsten von der Nation unterworfen;
wie dann auch einer mir sagte, daß er an einem
Orte allda ein sehr großes Haus angetroffen ha-
be, allwo die noch unverheurathete Personen allein
wohnten, das männliche Geschlecht von dem weib-
lichen abgesondert. Allein sie aus der Wildniß

herauszubringen, kostet viele Mühe, daher manche lachten, da sie in dem, wegen der neuen eingeführten Regierung in den gewesenen Missionen 1757, herausgegebenen Decrete gelesen, daß, wenn die in dem Walde sich noch befindliche Amerikaner hören würden, wie die schon cultivirte Indianer gehalten werden, so würden sie auch ihr wildes Leben verlassen, und sich bemühen, die süße Früchte dieser erneuerten Gesellschaft genießen zu können. Es sind aber nicht nur keine neue Tapuyer angekommen, sondern auch jene, welche schon so viele Jahre in den Dörfern gestanden, haben die Flucht genommen, um sich von der harten Arbeit, zu welcher sie mehr als vorher von den herrschenden Portugesen angestrenget worden, zu befreyen.

S. 558. **Ein Netz oder Hangematte, darinn er schläft.** Die Brasilianer, wie ich gesehen, wenn sie zu Schiffe gehen, um anderswo hinzureisen, pflegen ihre Ruder auf der Achsel zu tragen, und das Netz daran zu hengen. Der gemeine Name eines Netzes in der Landsprache ist kyçába. Ein Fischernetz, welches allda etwas seltenes ist, wird Pyçá genennet. Das Tuch, in welchem die Weiber ihre Kinder tragen, ist auch wie ein kleines Netz verfertiget, und heisset Typója. Weil die Nächte allhier sehr kühl sind, so haben sie allezeit Feuer neben dem Netze; dabey liegt der Hund. Zuweilen hat er sein besonderes Netz. Die Tapuyer in dem innern ei-

gent-

gentlichen Brasil richten sich eine Bettstatt auf, gleich einem Roste, aus groben Hölzern 5 oder 6 Schuhe hoch, füllen sie mit Blättern aus, und schlafen darauf so sanft, als wenn sie auf dem weichsten Federbette lägen. Einige legen sich in einen tiefen Sand, vergraben sich darinn bis an den Hals, und schlafen ganz herrlich. Zu diesen gehören jene nicht weit von Maranhão in der Gegend Tertóya, allwo auch die Jesuiten ehemals eine Residenz gehabt haben. Allda ist einige Tage lang daurender Sandboden, und also für die dahin Reisenden sehr beschwerlich. Man erzählet von einem solchen Amerikaner, der in dem Sande pflegte seine Tag- und Nachtruhe zu nehmen, als er nahe am Tode gewesen, und der Missionarius ihm zusprach, und von dem Himmel redete, so fragte der Sterbende, ob auch im Himmel Sand wäre: worauf der Pater geantwortet, daß er allda alles hätte, was er nur verlangte. Und so schied er ganz zufrieden und voll Trost von dieser Welt.

S. 558. **Ein oder ein paar irdene Töpfe zum Kochen.** Dergleichen Küchengeschirr machen sie sehr gut: auch fehlet es ihnen nicht an Gummi, Harz ꝛc. diese zu überstreichen, und ihnen einen Glanz zu geben, welchen Harz sie Háycica nennen. Das Wort ycica ist der allgemeine Name von solchen fließenden Materien; sie pflegen also, um einen Gummi von dem andern zu unterscheiden, nur den Baum vorherzusetzen,

woraus dieser fließet; z. B. Jutáycica, acajúycica &c. Das Schiffpech ist cycâtâ. Eine andere Gattung, welche noch härter und schwarz ist, heißt Iraitúna.

Ebendas. **Schalen von Kürbißen.** Die ausgehöhlte Kürbiße pflegen sie eigentlich für frisches Trinkwasser aufzubehalten, besonders auf der Reise von Cäáeté nach Pará, wegen des gesalzenen Wassers. Auf den portugesischen Schiffen hängen die Mastbäume voll von solchen Kürbißen. Es ist sonst die gewöhnliche Schale, so diese Indianer brauchen, so wohl zum Trinken als zum Essen, aus einer großen und runden Frucht, wovon schon an einem andern Orte vermeine gemeldet zu haben. Diese ausgehöhlt und in der Mitte von einander geschnitten, dienet zu zwo Schalen: solche wird von ihnen cuja genennet. Sie streichen sie aus, und innwendig mit einer schwarzen sammt dem Gummi vermischten Farbe an, so daß sie völlig, wie lackirt oder mit einem Firniße überfahren, aussieht. Andere machen dergleichen Schalen noch viel schöner: malen allerhand Figuren von Bäumen, von Vögeln, und andern Thieren hinein. Die schönsten und mit unterschiedlichen Farben wurden in der Residenz corupatîba gemacht, welche unter der Obsicht der PP. Capuciner gestanden. Diese Residenz war von dem Ufer, woran schon durchgehends bevölkerte Oerter gewesen, so weit entfernet, daß einige scherzweise sagten, man müßte erst von dem

Bache

Bache trinken, der an dem Wege floß, um den Durst zu löschen, bis man dahin käme. An dem Feste St. Peter und Paul 1756, als ich von dem verstörten Trocano nach Pará zurückreißte, bin ich allda eingekehret, und habe in der Kirche, so sehr nett zugerichtet war, Messe gelesen. Nach dem Gebrauche dieses seraphischen Ordens, waren in der Höhe, wo das Langhaus der Kirche anfängt, in Lebensgröße der heilige Franciscus und Antonius gemalet. Die Häuser dieses Orts waren auch viel besser gebauet, als sonsten diese Amerikaner zu bauen pflegen. Gegen corapatyba hinüber siehet man von weitem die Festung Pauxis genannt. Noch kostbarer werden auch gemeldete Trink- und Eßgeschirre oder cújas gemacht, wie ich gesehen, nebst schönen Figuren mit Silber und Gold eingeleget.

Ebendas. Zange, Messer. Das Eisenwerk, so allein in ihren Wildnißen abgehet, wird von ihnen, wie genugsam bekannt, überaus hoch geachtet. Sie suchen alle Stückchen Eisen sehr sorgfältig zusammen, und verwahren sie gleich einem großen Schatz. Die Messer pflegen Junge und Alte allezeit bey sich zu tragen, so sie neben ihren Beinkleidern hinstecken. Schon die kleinen Jungen befleißigen sich, ihre Messer, wenn sie etwas breiter sind, schmäler zu schleifen, sie zu schärfen und recht spitzig zu machen.

Ebendas. Doch verfertigen sie auch verschiedene Arten von Wein aus Früchten und

Wurzeln. In diesem Stücke sind die Amerikaner Meister. Es schrieb schon vor mehr als 100 Jahren ein Portuges in seiner brasilianischen Chronik: Es scheine Bakchus, der Gott des Weins, selbst diese Völker gelehrt zu haben, wie sie dergleichen berauschende Getränke zubereiten sollten. Der gemeine Name solches Fruchtweins ist Mocororó. In Trocano zeigte mir einstens ein Unterbeamter von den dasigen Indianern die Größe jenes Geschirrs, worinn dieses Getränke aufbehalten war. Er wollte mir aber zu verstehen geben, daß die Portion nicht gar groß wäre, und da viele davon tränken, so würde keine Gefahr seyn, daß viele berauschet würden. Aus dem Mandióca, wird sowohl von den Europäern als Amerikanern ein guter Brandtwein herausgepreßet. In Abacaxis, allwo das tägliche Brod frisch, gleich einem großen Kuchen gebacken wird, legt man 7 bis 8 dergleichen Kuchen aufeinander in ein breites Geschirr, mit Wasser stark übergossen, bis die ganze Masse anfängt zu fermentiren; alsdann in eine Destilirkolbe gethan: so ist der gebrannte Wein fertig. Den ersten, so herausgepreßt wird, nennen die Portugesen Agua ardente de cabeça, die Brasilianer Caõi acánga. Der letzte heißet Agua ardente commua auf portugesisch; brasilianisch, caõi tatá.

Ebendas. **Einige Völkerschaften haben auch Könige oder Caziquen.** Die Vornehmsten unter ihnen in den kleinern Oertern werden

Tu-

Tubixába genennet; die Portugesen sagen Principaes: Ist es aber der Vorsteher von einem ganzen und großen Volke, so ist der Titel Morobixába, welcher auch von den Indianern dem portugesischen Gouverneur beygelegt wird. Der König heißt Morobixába uçúeté, das ist, ein sehr großer oder der gröste Volksbeherrscher. Die von einem Caziquen oder Regenten abstammen, heurathen auch keine andere, als von solchem Geschlechte. In Cääeté befand sich eine noch junge Wittwe von einem adelichen Herkommen, die sie nennen cunhâ moacára, eine adeliche Frau oder Matrone. Da sie von dem Pater befragt wurde, warum sie keinen andern Mann nähme, so antwortete sie: Nitiu abá, das ist: Es ist kein Mann da, nämlich für mich aus einem Principalengeschlechte.

Ebendas. **Von Religion wissen sie nichts.** Zum wenigsten in dem portugesischen Amerika haben sie keine Tempel gehabt, noch Götzenbilder, und aus dieser Ursache sind sie leicht zu dem christlichen Glauben zu bekehren: dennoch scheinen auch die Wilde etwas weniges von einer Religion zu haben. Es erzählte mir P. **Petrus Tedoldi**, der mit P. **Gabriel Malagrida** eine zeitlang in einem Walde bey solchen Tapuyern in der Gegend von Maranhão sich aufgehalten, daß er vermerket, daß sie in ihrer verwildeten Heimath eine große und tiefe Grube gehabt, allwo sie bey anbrechendem Tage sich versammelten, da sie dann

um diese Grube getanzet, und mit großem Geschrey herumgesprungen.

Ebendas. **Sie haben nicht einmal einen Namen für die Gottheit; es müßte denn der Name Tupan seyn, womit sie Donner und Blitz bezeichnen.** Es ist zwar wahr, daß unter diesen 2 Wörtern, **Gott** und **Donner**, bey den Brasilianern kein großer Unterschied ist; dennoch ist einiger: Denn das Wort **Gott** auszudrücken, sagen sie Tupà, und ist nach der portugesischen Aussprache Tupan. Sie pflegen auch noch ein a am Ende zu setzen, und sagen Tupána. Für die Bedeutung des **Donners** ist nur Tupá. Dieses Wort **Donner** beschreiben sie auch mit zwey Wörtern, sagend: Tupà oder Tupána-pororóca, und heißt so viel, als Gottesgetöße oder Geräusche. Dieses Wort pororóca gebrauchen die Amerikaner auch, um den schröckbaren Anlauf des Wassers anzubedeuten, so auf dem Fluße von Maranhão nach Maracú zu gewissen Stunden des Tags geschiehet. Wenn dieses fürchterlich anprellende Gewässer ankommt, so müßen sich alle Schiffe mit gröster Geschwindigkeit an das Land flüchten, damit sie nicht von diesem rauschenden Wasser, so noch allerhand Unrath pflegt mit sich zu führen, überwältiget, und zu Grunde gerissen werden. Daß aber diese Völker etwas höheres erkennen, und einen, der über sie ist, welchen sie zu fürchten haben, erhellet aus dem, daß, wenn es donnert, die Eltern ihren Kindern mit dem

Fin-

Finger den Himmel zeigen und sprechen: Tupána, der Donnernde, Tonans: unter welchem Worte schon ehedessen von den alten Heiden der Gott des Donners verstanden wurde. Den Blitz nennen sie nicht Tupá, gleichwie den Donner; sondern sie sagen: Tupána berába, das ist, Gotteswetterleuchtung. Also auch die Kirche wird von ihnen genennt Tupáoía oder Tupánaróca, Gotteshaus. Ein Almosen, Tupána potába, ist so viel gesagt, als etwas, das um Gotteswillen gegeben wird.

Ebendas. **Vor bösen Geistern fürchten sie sich sehr.** Der gemeine Name solcher Geister ist Anhánga. Die besondere sind folgende drey: Jurupari, Tagoaíba oder Taguaíba und Gurupira. Die Hölle benennen sie Anhángaratá, das ist, Teufelsfeuer. Dieses Wort Jurupari kommt wahrscheinlich her von Jurú, ein Maul, und apára krumm. Solche Wahrscheinlichkeit kann bekräftiget werden aus dem, was sich mit einem jungen Indianer in der Mission Abacaxís, der der Nation nach ein Comandaí gewesen, zugetragen. Er sah auf dem Altare das Bildniß des heil. Johannes des Täufers: so sagte er, es wäre der Jurúpari, der böse Geist: und als er gefragt wurde, warum? so war seine Antwort, er habe ja ein krummes Maul, wie auch das Bild in der That hatte. Unter dem Namen Taguaiba, war vor Zeiten ein gewisser Cazik auf dem Berge ybyapába berühmt: dieser, um bey sei-

nen Unterthanen eine größere Ehrfurcht zu erhal-
ten, legte sich diesen schwarzen Namen bey, und
nannte sich Taguaibúnuçû, welche Benennung
von drey Wörtern zusammengesetzt, als Taguái-
ba, der hölliſche Geist, úna, schwarz, und
uçû, groß. Es war also dieser amerikanische
König der schwarze große Teufel. Gurupirá
ist der eigentliche Name des Waldteufels, wel-
cher, wie man sagt, denen noch in ihrer Wildniß
wohnenden Indianern öfters erscheint. Ein Prin-
cipal von dem langöhrigen Geschlechte Ariqué-
na erzählte mir einstens in Trocano viel Fabel-
haftes von demselben. Er sagte, daß die ältern
Tapuyer, so ihn schon kennen, und mehrmal ge-
sehen, wenn er ankäme, stille stehen bleiben; die
jüngern aber nähmen die Flucht. Seinen Auf-
zug und Kleidung beschrieb er folgendermaßen:
Erstlich ist er, den Kopf allein ausgenommen,
völlig mit Haar überzogen; seine Hauptzierde ist
der amerikanische Bund, aus schönen Federn ver-
fertiget. Eben daraus bestehet der Halskragen,
die Armbänder und das Schürzlein. In einer
Hand trägt er Bogen und Pfeile, in der andern
einen Stock von dem kostbaren Holze ybycá pi-
nima. Wenn er kommt, sagte dieser Principal
weiters, so fragt er die Umstehenden, ob sie et-
was zu essen hätten: wenn sie antworten, daß
nichts vorhanden, so schießt er einen Pfeil ab,
und alsobald lieget ein Hirsch oder wildes Schwein
zu seinen Füßen. Die Zähne des Waldteufels

sind

nd schneeweiß; von denen er zuweilen einen her-
usnimmt, und damit die Augen eines oder an-
ern Indianers berührt. Alsdann spricht er zu
enselben, sie sollten auf einen gewissen Ort, den
ihnen zeiget, hinsehen; da sie hinschauten, sa-
en sie in der ganzen Gegend von ferne bis in alle
öhe hinaufsteigende Flammen stehen. Es ge-
hieht auch, fuhr der Tubixába weiter fort,
uß der Gurupirá einen von den allda Versam-
elten mit sich hinwegführet: und als ich fragte,
ohin er ihn dann führe, antwortete er: cetáme,
sein Vaterland, in seine Heimat. Das Wort
etáme besteht eigentlich aus drey Wörtern,
ämlich, Tetáma, **Vaterland**, das c ist das
urückkehrende Fürwort sein, mé heißt in: ge-
einiglich aber Pé. Wenn alle Buchstaben ge-
ßt wären, so müßte man sagen Cetámamé:
as ist aber dem Brasilianer übellautend: dero-
egen wird, mit Auslassung des am, nur cetá-
ne gesagt. In Trocáno hörte ich noch einen
ndern Teufelsnamen, welcher an dem Gestade
nd in den Feldern herumzugehen pflegt. Die
rocaneser brachten eine halbtodte Person in das
Dorf, welche, wie sie sagten, von diesem bösen
Geiste wäre geschlagen worden: Es wurde solche
Person mit mehrern andern in dem Katechismus
on mir noch unterwiesen, um nach altem Ge-
rauche der christlichen Kirche, an dem Tage der
Vigil vor Pfingsten getaufet zu werden. Diese
Geschichte, ob sie wahr gewesen, will ich lassen
dahin

dahin gestellet seyn. Sie gab mir Gelegenhei
den Katechumenen eine kurze Rede zu halten, w
der Satan für eine große Gewalt habe über s
che, welche mit dem heil. Taufwasser noch nic
abgewaschen sind.

Ebendas. Verehren sie aber (die bösen Ge
ster) unter keinem Bilde. Ich erinnere mi
doch, in den Briefen des großen Missionairs
Anton Vieyra, gelesen zu haben, daß zu seine
Zeit ein lebendiges Bild verehret worden. *) E
wa

*) P. Vieyra schreibt 1661 in diesem Briefe aus Pa
rá an den König von Portugal unter andern also
A esto proposito nam deixarey de representar
V. Magestade, por ser exemplo proximo, o qu
os dios passados succedeo nas Cabeceiras do ri
de S. Francisco em distancia de 150 leguas dest
Cidade, onde dous Missionarios doutrinam vária
Naçoens de Tapuyas nóvos, e muito menos dome
sticos, que estes. — Dos Barbaros se resolvê
ram alguns a facer outro Deos, que os livrasse
escolhendo para isso, o que entre elles tinha mel
hor presença, e mais avultada estatura. Para
constituîrem na divindade, o incensáram com taba
co, que elle recebia com a boca aberta, e logo
lhe fizéram sua Igreja ao modo das nossas, fabri
cada de ramos de palmas. *Vida do apostolico Pa
dre* Antonio Vieyra, *da Companhia de Jesus, cha
mado por antonomasia o Grande. Pelo P.* André
de Barros, *S. I. Em* Lisboa, 1746. Na nova
Officina Sylviana. fol. min. fig. pag. 576. D. i.
Ich muß auch Eurer Majestät etwas berichten,
welches sich verwichene Tage in den Wohnungen
am St. Franciscusflusse, 150 Meilen von dieser
Stadt (Pará) zutrug, allwo zween Glaubens-
prediger verschiedene Nationen der neuen Ta-
pujer belehrten, und noch wilderer, als diese
sind. Von den Barbaren entschloßen sich ei-
nige, sich einen andern Gott zu wählen, der sie
befreye.

ar ein Cazik, welchen seine Untergebene auf
ne Schaubühne gestellet, um ihn herumgetanzt,
nd als ihren Regenten, noch andere Ehren bewie-
n haben. Das Crucifix dieses apostolischen Man-
es habe ich 1777 in den Katakumben von St.
ulião bey Lissabon gesehen. Es stund lange
Jahre auf dem hohen Altar in der Jesuiterkirche zu
Pará. *) P. Vieyra, als er am Fluß Tocan-
ins in der Gegend, wo die Mission Guaricurú
t, sich eine zeitlang mit den Tapuyern in dem
Walde aufgehalten, ließ ihnen das Bild des
ekreuzigten Christus da; damit sie von dem,
er dadurch vorgestellet wird, in ihrem gott-
eligen Vorhaben, den seligmachenden Glau-
en anzunehmen, möchten gestärkt werden. Nach
Verlauf einiger Monate kamen die neubekehrten
Christen in mehreren Schiffen gegen die Stadt
Pará, hatten das von dem Pater in der
Wildniß zurückgelassene Crucifixbild auf dem Mast-
baume des vornehmsten Schiffs gepflanzet, und
brach-

befreye. Hiezu suchten sie einen unter ihnen aus, der das beste Ansehen und die gröste Statur hatte, machten ihn zu ihrer Gottheit, und beräucherten ihn mit Tabak, den er mit offenem Munde einschluckte. Auch errichteten sie ihm eine Kirche, wie die unsrigen, aus Palmzweigen.

*) *Ibid.* pag. 293, 294: Trazia agora comsigo o Padre Antonio Vieyra aquella Sagrado Crucifixo — recebido em triunfo — no Pará, na Igreja do pequeno Collegio da Companhia de Jesus, onde se conserva, e guarda a Sagrada Imagem com particular culto, e respeitóza veneraçam. *M.*

brachten es gleich einem Siegszeichen, in d
Kirche.

Ebendas. Sie haben auch Zauberer un
Wahrsager, die zugleich ihre Aerzte sind
Die in den Missionen stehende Indianer brauch
ten gemeiniglich die Arzneymittel, so ihnen von
Pater gegeben wurden, der jährlich eine klein
Apotheke für die Mission kommen ließ. Bey ei
nigen war es nicht genug, daß man ihnen di
Medicin in das Haus geschicket, sondern man
muste selbst dabey stehen, und sehen, ob solche
genommen werde. Die ordinaire Arzney war
Brandtwein mit puxari oder andern amerikani-
schen Gewächsen, als butua &c. Gegen den Anfall
eines starken und gefährlichen Fiebers wurde ihnen
eine gute Portion Brandtwein, mit zerstoßenem
Pfeffer vermischt, zubereitet. Nachdem sie die-
ses eingenommen, wurden sie in ihrem Netze mit
einer Decke völlig eingewickelt, und mußten also
liegen bleiben, bis der häufige Schweiß an dem
ganzen Leibe ausbrach. Dieses war ein gemeines
und sehr gutes Mittel. Die meisten Amerikaner
wissen auch mit unterschiedlichen Kräutern sich selbst
zu helfen. Vor den Zauberern hatten die Neu-
bekehrte eine große Furcht, und wenn sie eine
Krankheit befiel, so vermeinten viele, solche wä-
re ihnen durch Zauberkunst auf den Hals gekommen.
Einen, der mit seinen Zaubereyen die Leute um-
bringet, nennen sie Pajé aiba. Wo die Brasi-
lianer Gift hernehmen können, wissen sie wohl.

Eine

Eine Gattung von Gift ist so stark, daß, wenn ie damit die Spitze ihres Pfeils bestreichen, und hn nach Geflügel oder Wildpret abschießen, sel- es alsobald todt hinfällt, und ist es schon ge- ug, wenn nur eine Feder oder ein paar mit sol- hem berühret wird.

S. 559. **Auch ihnen ist die Beerdigung er Todten und die Achtung ihrer verstorbe- nen Verwandten, und ihrer Güter eine hei- ige Pflicht.** Von der Manier die Verstorbene n ihren wilden Wohnungen zu beerdigen, kann ch nichts Gewisses melden. In den Missionen ourden die Todte völlig in ein weißes Tuch ein- genähet: unter dieses steckten einige von ihren Verwandten unterschiedliche Sachen, so jene in hrem Leben gebraucht haben, besonders das Netz, vorinn sie geschlafen. Die Patres haben solches hnen verbotten, um einigen Aberglauben, der hierinn mit einschleichen könnte, zu verhindern. Bey den Sterbenden habe ich vermerket, daß sie noch vor dem Tode ihre Befreundte und Bekannte usammenrufen lassen; so bald einer verschieden, fangen sie an ihn zu rütteln, das Netz hin und her zu bewegen, und ein lange Zeit daurendes Todtenlied mit einem großen Geschrey, (es mag nun des Tags oder Nachts seyn) abzusingen. Sie haben auch diesen Gebrauch, daß, wenn einer aus den Blutsfreunden, der nicht bey dem Sterbenden zugegen gewesen, nach mehrern Monaten (sollte es auch ein ganzes Jahr seyn) ankommt, so fan-

gen

gen alle in dem Sterbhause wieder an zu weinen, und zu heulen. Der zweyte November, als aller Seelentag, wird von ihnen sehr hoch gehalten und gefeyert. An diesem Tage wird kein Indianer aus der Kirche bleiben, und sollte diese zu klein seyn, alle zu fassen, so werden sie sich doch haufenweise vor der Kirche versammeln. An gemeldetem Tage breiten sie mitten in der Kirche ein großes schwarzes Tuch aus, und bringen unterschiedliche Früchte, auch in kleinen Körben ihr Mandióca-Brod, auf mancherley Art zubereitet. Nach verrichtetem Gottesdienste brachten sie, was sie in der Kirche geopfert hatten, ihrem Vater. Alle Montage pflegten sie auch die sowohl in der Kirche, als außer derselben sich befindliche Gräber zu besuchen, und dem gewöhnlichen Kirchengebete für die Abgestorbene beyzuwohnen.

Ebendas. **Mehrere Weiber zu haben, ist eine Ehre.** Wiewohl sie in den Wäldern mit mehrern Weibern zu thun haben, so erkennen sie doch eine, welche vor andern den Vorzug hat. Wenn sie daher mit mehrern Weibern in die Missionen kamen, wurde ihnen die Wahl gelassen, eine aus diesen zu nehmen, womit sie sich befriedigen musten.

Ebendas. **Die Weiber verstehen auch die Kunst, Baumwolle zu spinnen, und eine Art Zeug daraus zu verfertigen.** Besonders schön machen sie ihre starke Netze, wovon schon oben geredet, die sie tapuràna nennen. Sie weben

mit

mit unterschiedlichen Farben Blumen, Vögel und andere amerikanische Thiere hinein.

Ebendas. **Creolen, die seit 1755 gleiche Rechte mit den Portugesen genießen.** Noch mehr Recht haben die Portugesen erhalten, welche sich mit einer Indianerinn verheyrathen: denn solche haben noch den Vorzug vor andern gebornen Portugesen, so daß, wenn sie einen Dienst suchen, sie diesen vorgezogen werden. Als sich Franciscus Mendonça, der Gouverneur, 1755 im December und 1756 im Jäner in Trocano (nachgehends Borba a nova) aufhielt, schickte er mir das königliche Decret zu, in welchem von solchen ertheilten Gnaden und Privilegien gehandelt wurde. Es war von dem Statthalter unterschrieben, und folgendes Wort beygesetzt: cumpra-se: **Es soll vollzogen werden.** Nach einer kurzen Zeit kam er selbst, besuchte mich und führte den Discours über diesen Befehl des Königs. Unter andern sagte er: El Rey he Senhor das honras; **der König ist Herr der Privilegien und Vorzüge.**

Ebendas. **Viele Portugesen stammen von jüdischen Aeltern ab.** Dieser Satz kann nicht wohl geläugnet werden: dennoch haben sie den höchsten Abscheu vor allem, was nach einem Juden schmeckt. Es fragte einer scherzweise einen kleinen Portugesen, ob er lieber wollte ein Judengesicht oder ein Eselsgesicht haben; er antwortete sogleich: o rosto de hum burro, ein Eselsge-

gesicht. Daß sie so große Liebhaber des Schwei nenfleisches sind, daß sie bey ihrem täglichen Rind fleische allezeit ein Stück Speck dabey haben; dieses könnte wohl auch eine Ursache seyn, daß sie nichts mit dem Judengeschlechte wollen zu thun haben. Sie pflegen zwar zu sagen: *Caro porcina in Lusitania est medicina.* Como se não faz hum Sermão sem texto do St. Agostinho; assim não se come carne de vacca sem toucinho. So wie niemand eine Predigt macht, ohne Text aus dem heil. Augustin; eben so ißt man kein Kühfleisch ohne Speck oder Schinken. Ich sagte einstens zu einem portugesischen Geistlichen, **die portugesischen Juden**, und verstund solche, so ehedessen allda gewesen, und vielleicht noch jetzt da gebohren werden; seine Antwort war: diese wären keine Portugesen, sondern Israeliten: da man doch durchgehends zu sagen pflegt, die deutschen Juden, die polnischen Juden ꝛc. weil man sie von dem Lande und Reiche, wo sie geduldet werden, benennet.

Ebendas. **Daß viele (Negers) darunter sich wieder andere Sklaven halten.** Als Trocano zu einem Marktflecken erhoben wurde, kam auch ein wohlhabender Neger dahin, das Amt eines Porteiro oder Pregoeiro *) (welches solche

*) Das Amt eines Porteiro ist eigentlich auszurufen, wenn etwas auf dem Rathhause zu versteigern ist. Pregoeiro bedeutet eben dieses.

e Schwarze allezeit begleiten) zu versehen. Er achte auch zween Amerikaner, als seine Bedien, mit sich; (denn die Sklaverey der Amerika, er war damals schon aufgehoben) zeigte sie dem Mendonça Furtado, und sagte, da bring ich ich zween Schwarze mit mir; worauf er einen arken Verweiß von dem Statthalter bekam, aß er sie Negers oder Schwarze nannte, die doch ach königlichem Befehl den Weisen, das ist, den ortugesen, sollten gleich gehalten werden. Zu em war der Herr Porteiro kohlschwarz, und ine Trabanten nur roth oder bräunlicht. In ará war ein afrikanischer Stadtchirurgus, der gleich nem vornehmen Portugesen gekleidet, mit Stock nd Degen daher spazierte.

S. 560. **Die zahllose Geistlichkeit.** In ará, ausgenommen die in der Domkirche wa, n, ist die Zahl der Weltgeistlichen nicht gar oß gewesen.

Ebendas. **Zur Sicherheit des Landes sind erschiedene regulirte Regimenter in den fe, en Städten.** Im Jahre 1753, als die Flot von Lissabon zu Parà mit den portugesischen, utschen *) und italiänischen Ingenieurs einlief, egen der bekannten Landesmessung, waren auch nterschiedliche Compagnien Soldaten darauf, n die Besatzung der Stadt, wie auch der übri,

*) Unter diesen befand sich Herr Andreas Schwebel aus Nürnberg. Man lese oben a. d. 510ten Seite die Anmerkung. M.

gen kleinen Festungen der paraensischen Haupt-
mannschaft, zu verstärken. Zwischen der Dom-
kirche und dem Jesuitercollegium ist ein großer
Platz: allda wurden die Soldaten täglich exercirt.
Ich hörte einsmals einen Officier zu einem Ge-
meinen sagen, der von der Kriegsübung noch we-
nig verstund: Assim has de matar muitos Ca-
stelhanos: **Wenn du es so machest, wirst du
viele Spanier erlegen.** Mit Spaniern wollen
die Portugesen nicht viel zu thun haben. Ein
gemeines Sprüchwort ist bey ihnen: De Castel-
la nem vento, nem casamento: **Aus Spa-
nien weder Wind, noch Heurath.** Denn
der Wind von Spanien gegen Portugal ist der
Nordwind; und mit dem letzten zielen sie auf
die Vermählungen spanischer Prinzessinnen oder
Infanten mit portugesischen. Eben diese Flotte
brachte auch die Markſteine mit, welche so groß
und so schwer gewesen, daß von einem Ingenieur
eine Maschine, gleich einem Krane, muste errich-
tet werden, sie aus den Schiffen zu bringen. Es
sind diese theils zu Pará, theils an andern Or-
ten liegen geblieben, weil sie, wegen ihrer Schwe-
re, nicht so weit, als sie haben kommen sollen, ge-
bracht werden konnten.

Anhang.

Zu Seite 67. Anmerkung.

Schon lange vor Herrn Adaire hatte Thomas horowgood eben diese Meinung geäusert, in sei- n Probabilities that the Americans are ews. London, 1650. 4.

Zu Seite 455.

Robertsons weitläuftiger, und in der neuen eschicht. von ihm wahrlich sehr wenig benutzten nzahl spanischer und portugesischer Schriftstel- r ꝛc.

Don Juan Baptista Muñoz, Kosmograph n Indien, arbeitet seit vielen Jahren an einer eschichte von Amerika, wobey ihm die vom Kö- ge verschaften Documente, und das Reichsar- iv im Schlosse von Simancas, im Königrei- e Leon, welches auf Philipps II Befehl 1566 gelegt worden, und ihm offen steht, große ortheile vor allen andern Historikern verschaf- n. *) Die amerikanischen Urkunden nehmen

*) Don A. J. Cavanilles über den gegenwärtigen Zustand von Spanien. Berlin, 1785. 8. S. 59.

daſelbſt das gröſte Zimmer ein, und machen 87 groſſe Päcke aus, die Robertſon vergeblich zu benutzen ſuchte.

Zu den angeführten Schriften gehören noch dieſe:

Bernardo Pereira de Berrido Annaes Hiſtoricos do eſtado do Maranhão. Lisboa, 1749. fol.

P. *Manuel Rodriguez* El Marañon y Amazonas, Hiſtoria de los Deſcubrimientos, Entradas y Reducion de Naciones. Madrid, 1684. fol.

Zu Seite 456.

Die ganze Aufſchrift des Sebaſtian Rocha Pita heißt:

Hiſtoria da America Portugueza desde o Anno de 1500 de ſa Deſcobrimento ate o de 1724.

D *Joſef Euſebio Llano Zapata* Preliminar al Tomo primero de las Memorias hiſtorico-phyſicas, Critico-Apologeticas de la America meridional. Cadiz, 1759. 8.

Zu S. 465.

Fauſſetés de la Rélation Abrégée; *ou* Réponſe véridique & ſincere à ce Libelle diffamatoire; tirée de la Premiere Partie de *l'Apologie de la Compagnie de Jéſus dans le Royaume & Poſſeſſions de Portugal*; manuſcrite.

§. 94. Finalement nous avons dans le Maragnan une autre guerre déclarée, & avec plus d'appareil, que celle des Jéſuites avec les Carmes, qui véritablement étoit ridicule; nous trouvons encore dans le cours de cet ouvra-

ouvrage celle du Duc d'Aveiro avec les Jeſuites, & des Jéſuites avec lui, guerre faite à la Cour même de Lisbonne, pendant très long tems & ſous divers Regnes. Je me rappelle bien d'avoir vu à Evora, dans l'année 1734 l'Auteur de la Relation, en habit de ſoldat, & depuis j'ai entendu dire qu'à Portalegre il avoit été fait Caporal. De là ſans doute il lui eſt reſté une fantaiſie ſi guerriere, que tout lui paroit guerre, & qu'il la voit, & la trouve par tout. Il dit donc en gros, que des machinations artificieuſes les Jéſuites avoient paſſé à l'uſage des armes, voulant conjointement avec les Jéſuites Eſpagnols, & de concert ſe ſoutenir par la force dans les Campagnes de Trocano; de ſorte que lorsqu'on ſe propoſoit de fonder (qu'on examine bien cette expreſſion) dans le même endroit le Bourg de Borba Nova, dans le mois de Janvier 1756, il ſe trouva que peu de mois auparavant le Pere Anſelme Eckart, Allemand de nation, y étoit arrivé comme Miſſionaire, accompagné de deux pieces d'Artillerie. & qu'avec lui étoit auſſi venu un autre Pere Allemand, nommé Antoine Meiſterburg. L'auteur conclue en diſant que ces deux Peres firent & commirent tant de desordres, pendant ce peu de mois, qu'il auroit fallu une longue Relation, auſſi bien faite & verifiée que la ſienne, pour les rapporter tous. Inférant delà, qu'il étoit vraiſemblable, & qu'on pouvoit ſoupçonner, qu'au lieu de Religieux, c'etoient des Ingénieurs déguiſés ſous la robe de Jéſuites. Vive l'auteur! Puisque jusqu'à l'article des ingénieurs deguiſés, il a arrangé un excellent paralelle entre

les deux Républiques du Paraguay & du Maragnan, en n'oubliant pas les pieces d'artillerie, pourque le tout fut complet & parfait. Commençons par celles-ci. Quiconque lira la Rélation, formera un jugement, & par les paroles on n'en peut former d'autre, que l'Auteur n'avoit jamais vu ces Peres, qui étoient nouveaux pour lui, & qu'il les a trouvés la inopinément. Que les campagnes de Trocano étoient dans ces tems là totalement déſertes; que le Pere Eckart & ſon Compagnon furent les premiers qui s'y établirent, & qu'ils arriverent ſur les lieux armés de deux pieces d'artillerie, qu'ils menoient avec eux. Mille fois lira-t-on la Rélation, mille fois on formera le même jugement, mais toujours, & en tout, il ſera faux, par ce que dans le Trocano il y avoit un grand & nombreux Village, fondé par le Jéſuite Manuel Fernandes presque trente années avant qu'il fut changé en Bourg, le premier de Janvier 1756. Le Pere Eckart, & ſon Compagnon, ſortirent le même jour de leurs Villages, le premier de Trocano, & l'autre de Abacaxis, où ils étoient allés dans le mois de Juin de l'année précédente, en prenant congé à Pará du même Gouverneur, comme s'il les eut envoyés, & il leur récommanda pluſieurs choſes de leur competence, qu'il déſiroit trouver prêtes, quand il paſſeroit par là. C'eſt ainſi qu'il les y trouva comme gens inconnus. Le Pere Anſelme a ſuccedé au Pere Antoine Joſeph que le même Gouverneur fit revenir pour le bannir. Il les vit bien. Tout Para ſavoit bien quels étoient ces Peres, il avoit traité avec eux pluſieurs fois, & n'i-

gno-

gnoroit pas qu'aucun d'eux n'étoit Ingénieur, ni Mathématicien, qu'ils avoient tous deux la vue courte, qu'ils n'avoient jamais étudié les Mathematiques, & finalement, qu'ils ne partoient pas armés, ni n'emportoient avec eux aucune piece d'Artillerie, ce que la Ville auroit su à l'heure même. Les deux petites pieces qui étoient dans ce Village, y étoient depuis auſſi long-tems qu'exiſtoit le Village lui même.

91. Le cas ſe trouve que le Pere Jéſuite Jean de Sampayo fonda un village dans l'isle Jamary, en l'année 1724. Les Murás, Nation des plus féroces, & inhumaine qui étoit voiſine & qui ne vouloit point ſouffrir d'établiſſement dans ce voiſinage, & inſultoit continuellement l'établiſſement, tuant & mangeant les Indiens civiliſés qu'elle pouvoit attraper. Les Jéſuites voulurent changer le village pour un autre endroit plus ſûr & plus tranquille. Le Gouverneur Jean de Maya s'y oppoſa, & ne voulut pas, & le Conſeil des Miſſions, jugeant qu'il ſeroit ſuffiſant, pour éloigner les Barbares, d'avoir dans le Village deux pieces d'Artillerie, en les épouvantant par le bruit lorsqu'ils viendroient. Le Pere Jean de Sampayo acheta en effet à ſes depens deux petites pieces, dont la plus grande n'avoit pas quattre palmes de longueur, & la plus petite n'en avoit pas trois. Dans le commencement les choſes ſe paſſerent bien, mais les Murás voyant que les coups étoient ſeulement à poudre, n'y ayant point de boulets, & qu'ils n'en recevoient aucun mal, ils mepriſoient le bruit des pieces, tuoient & mangeoient comme auparavant. Au Pere Sam-

payo ſucceda dans l'adminiſtration du Village le Jéſuite Joſeph Tavaes; celui-ci une année après le remit au Pere Manuel Fritz, qui propoſant une autre fois au Gouverneur & au Conſeil la neceſſité du changement, tous y conſentirent, & il s'effectua pour un endroit diſtant de trente lieues du premier, en enlevant tout ce qu'il y avoit, & les deux Pieces. Les Murás vinrent neanmoins encore jusque là leur livrer des aſſauts continuels, ce qui donna lieu à changer encore le Village jusqu'à Trocano, établiſſement tranquille & ſur, ou les deux pieces n'avoient plus d'autre uſage que celui de réjouir par quelques ſalves les Indiens les jours de fêtes, ſi toutes fois dans ces derniers tems on les employoit à cet uſage. Puiſqu'on les y voyoit par terre, ſans affuts, remplies de rats qui y faiſoient leur demeure en ſureté contre les chats. Au Pere Fernandes ſucceda le Pere Antoine Joſeph, & depuis après pluſieurs autres, le Pere Anſelm Eckart. De cette petite hiſtoire véritable en tous ſes points, & indubitable, eu égard à la connoiſſance encore toute recente qu'on en a dans le Pará, on connoit la fauſſeté de la Relation, & la mauvaiſe foi de celui qui l'a écrite. Il appart dont que les deux petites pieces furent menées au Trocano dans le tems où les Indiens vinrent s'y établir, & lorsque les deux Jéſuites Allemands ne penſoient pas encore à entrer dans la Compagnie, comme on le verra bientôt. Il appart par une conſequence néceſſaire qu'ils ne partirent point armés pour Trocano, ni qu'ils emmenerent les deux petites pieces qui y étoient déjà, comme ils ne

s'éta-

s'établirent point dans des Campagnes déſertes, mais bien ſous le bon plaiſir du Calomniateur dans un Village fondé depuis long tems & peuplé.

96. La ſubſtance de la calomnie eſt juſqu'ici auſſi claire & manifeſte qu'elle eſt noire & affreuſe Paſſons actuellement aux accidents dont l'a embellie & infectée l'Auteur. Que les Jéſuites de Trocano les vouluſſent ſoutenir à force d'armes, d'accord & de concert avec les Jéſuites Eſpagnols, eſt une contrarieté du premier ordre. S'il parle des Jéſuites de la Province de Quito, qui eſt la plus voiſine de la Vice-Province de Maragnan, Trocano fondée ſur la Riviere Madeira, & loin de ſon embouchure, quaſi de trente lieues, eſt éloigné des Villages des Jeſuites de Quito, qui ſont les plus voiſins, de plus de 300 lieues. Une auſſi énorme diſtance, qui rendoit inutile toute Confédération quelconque, ou accord, n'a pas empêché que les Jéſuites des deux Provinces ne s'accordaſſent, & ne conféderaſſent enſemble. Mais dans la Province de Quito, pendant tout ce tems, il n'y eut aucun trouble, encore moins de guerre, ou le moindre bruit à cet égard. Neanmoins elle ſe confédera avec celle de Maragnan, & il ſuffit que la Rélation & ſon auteur le diſe. Et s'il parle de la Province du Paraguay, & des Miſſionaires des Sept Villages cedés au Portugal, la Contrarieté eſt encore plus grande. Entre le Maragnan & le Paraguay qui forment presque toute l'étenduë de l'Amerique Méridionale, la diſtance

eſt

eſt presque de mille lieues. Les deux petites pieces étant de bronze auroient fait dans le Paraguay un meilleur effet que celles de Roſeau qui y étoient, encore bien mieux ſi les deux Ingénieurs Eckart & Meiſterburg, s'en euſſent ſû ſervir à la maniere des meilleurs artilleurs. Ils auroient multiplié ces deux pieces, en tirant avec elles 15 ou 20 coups par minute. Grand ſecours pour qui ayent à reſiſter à une auſſi nombreuſe & ſi groſſe artillerie de Bronze, ſe trouvoit n'avoir que des Roſeaux au lieu de pieces; mais la diſtance empéchoit totalement le ſécours. Actuellement l'Auteur verra la grande faute qu'il a commiſe de ne pas mettre auſſi dans cette guerre, avec le 7 Villages cédés, les 24 autres qui appartenoient à la même Republique. Il n'auroit pas été obligé de chercher des ſecours auſſi loin & auſſi impoſſibles, comme ceux du Maragnan. Oh! que cela ſeroit mentir dans une occaſion manifeſte & notoire, tout le Paraguay ſachant, que des 24 Villages aucun Indien n'a été à la Guerre. La choſe eſt ainſi, mais qu'auroit fait de plus un menſonge de cette eſpèce parmi le grand nombre de ceux dont eſt remplie la Relation? Quoique ce menſonge ſeroit enorme ſans doute, & effronté dans le Paraguay, il n'auroit pas été ſi manifeſte en Portugal, où le Paraguay eſt peu connu, mais mentir ſur choſes qui concernent le Maragnan qui touche presque au Portugal, dans un tems, où il y a une ſi grande partie de Portugais qui va & qui vient, & mentir en matiere auſſi peu vraiſemblable, comme auroit été l'accord

cord & la Conféderation avec les Jéſuites, ſoit ceux de Quito, ou ceux du Paraguay, n'eſt ce pas mettre bas toute honte, & le faire connoître à tout le Royaume pour un Calomniateur & un impoſteur?

97. Debrouillons un peu mieux ce ſujet. Les Jéſuites de Maragnan chercherent à ſe ſoutenir à force d'armes dans les Campagnes de Trocano, & de concert avec les Jéſuites Eſpagnols quels qu'ils fuſſent. Cela eſt fort bien. Mais qu'avoient ils pour faire réſiſtence dans le cas où ils auroient été attaqués par les troupes du Roi, pour les deloger du pays dont ils ſe ſeroient emparés? Deux petites pieces d'Artillerie, qui depuis trente années étoient dans le Village, & qui étoient ſans affut, comme choſe inutile & jettée par terre. Qu'avoit-ils encore de plus? Deux Allemands que l'on ſoupçonnoit être Ingénieurs, il auroit mieux fallu dire Artilleurs, deguiſés en Jéſuites; & quel eſt le fondement du ſoupçon, qu'ils étoient dans une maiſon, où il y avoit deux pieces. Si cela eſt une preuve, Sa Majeſté eſt bien pourvuë d'Ingénieurs, & ſera diſpenſée d'en faire venir de dehors, tout Soldat ſera Ingénieur, & le Marquis de Pombal ſera le Général de ces gens déguiſés, dans le Palais qu'il a fait à Oeyras, & dans ſa Gallerie il en a beaucoup. Que faut-il de plus? Rien d'avantage, il n'étoit pas même néceſſaire que la Rélation feignit ce qu'elle a ſuppoſé, & que ſon Auteur, dans ſa fantaiſie guerriere, fabrique une guerre comme celle des Carmes. Celle du Duc de Aveiro, celle des trois Florin-

rintins, & autres. Dieux pieces d'Artillerie, deux Ingénieurs ou Artilleurs, ſans poudre, ni boulets, ſans Infanterie, ſans Cavalerie, ſans fuſils, ſans épées, dans un païs ouvert, & ſans murailles, tout cela ſuffiſoit, étoit même de trop aux Jéſuites, pour prendra la reſolution de reſiſter, non ſeulement aux ordres de ſa Majeſté, mais à ſes armes, quand finalement par force on auroit voulu les mettre dehors de Trocano. L'on pourra même rémarquer, que cette fameuſe guerre de Maragnan, s'allegue comme un fait certain & indubitable dans la ſentence du 12 Janvier de 1759 & eſt un des principaux fondemens de la même ſentence, comme on le verra en ſon lieu.

98. Ce grand Capitaine Général de Sa Majeſté dans le Maragnan eût beaucoup de courage, quand, dans ſon Voyage de la Riviere Noire, il n'eût pas peur d'aller viſiter ces deux dangereux Ingénieurs. Sachant qu'ils étoient munis de deux pieces d'Artillerie, qu'il n'en ammenoit point pour ſe défendre, & quoiqu'il fut, comme on le ſoupçonne plus haut, qu'ils étoient deux excellens Ingénieurs en état de l'inſulter, & de ſe defendre dans ces fôrets. Je ne ſais pas comment il ne les envoya point arréter. Il manqua ſans doute de précaution, & à ſon dévoir, puiſqu'il ammenoit avec lui une Compagnie de Grénadiers, beaucoup de poudre, des balles, des Grénades, c'étoit là le moment de les entourer, les bloquer, & les obliger à ſe rendre, avant qu'ils ſe retranchaſſent & ſe fortifiaſſent davantage. Entre

tous

tous les grands ſervices qu'il a rendus à Sa Majeſté, celui-ci eut augmenté le nombre, au lieu de laiſſer l'Etat ruiné, comme il a fait. De même ſes Grénadiers qu'on n'avoit jamais vus dans ces régions, avec leurs bonnets & leurs mouſtaches poſtiches, auroient inſpiré la crainte aux Indiens, qui auroient perdu le courage pour faire reſiſtance, et défendre les Peres. Mais ce héros qui marchoit de fier les Murás, Nation barbare & forte, auroit eu peur de ces deux Ingénieurs. Il prit une autre réſolution, & crut meilleur d'aller lui même en perſonne, en qualité de Généraliſſime, reconnoître le lieu, voir les forces de l'ennemi, & la poſition des Troupes. Il arriva, il vit, & fut fort ſurpris de trouver que tout étoit tranquille. On l'apperçut lors de ſon arrivée. Tous les Indiens s'aſſemblerent, grands, petits, hommes & femmes, des rameaux verds à la main, en ſignal de joie & de paix, conduiſant à leur téte leur Capitaine de Guerre, avec Jéſus Chriſt pendant ſur la poitrine, ſans autre arme qu'un Roſaire ou un Chapelet à ſa ceinture en place d'épée, & vinrent à ſa rencontre ſur le bord de la Riviere. Ils l'entourerent & le firent priſonnier, non d'une guerre ſanglante à laquelle ils n'étoient point inſtruits, mais de charité, & de l'amour de Chrétiens bien endoctrinés. Le Gouverneur fut tout ſurpris des nouveautés qu'il vit, & qu'il entendit; des politeſſes des Indiens, des Complimens des Principaux de la peuplade, qui étoit des Abacaxis, la premiere qui ſe rencontre & avoit pour Miſſionaire le Pere Antoine Meiſterburg, du ſon des clo-

cloches, & des *Vivat* répétés de la jeuneſſe &c. &c. Il ſe rendit ſans crainte, & comme c'eſt l'uſage dans les Cérémonies, en ſe gonflant & avec le viſage de *Plenae Majeſtatis* en marchant presque ſur la pointe des pieds, accompagné & conduit à la droite du Pere Miſſionaire, dont il étoit l'ennemi juré & caché, il ſe rendit entre deux haves de peuple depuis la Riviere jusqu'à l'Egliſe pour rendre graces à Dieu de ſon heureuſe arrivée. C'eſt ainſi qu'il ſe vit reçu avec plus d'honneur qu'il n'en pouvoit eſperer, & qu'il n'en avoit reçu de ſa vie, au ſon continuel de cloches, ſalué pendant tout le Chemin par les principaux, applaudi des Vaſſaux, porté comme en triomphe dans les rues, en paſſant ſous des arcs de palmiers & de fleurs, & enſuite à la maiſon où il reçût les préſens de tout ce peuple ſimple & ſincere, & l'accueil que l'on pouvoit attendre dans les contrées. Mais comme il portoit avec lui un eſprit aliené des Peres, tout ce qu'il voyoit lui paroiſſoit des ſonges. Enfin tout étonné, il demand en particulier à ſes Officiers, s'il y avoit eû peu de jours avant quelque fête, ne pouvant ſe perſuader que le Pere ſe fut tant fatigué à lui procurer ces honneurs, & que toute la décoration du lieu lui étoit deſtinée; ſe reſſouvenant bien que deux années auparavant il avoit gravement offenſé & calomnié le Pere, dans la Ville, ne ſachant point de moyen de ſe venger des Jéſuites, ainſi que ſon frere Sébaſtien Joſeph, qui après les avoir bannis, volés, empriſonnés, infamés, & détruits, attint même encore peur de leurs os & de leurs cendres, crioit tou-

jours

ours qu'ils étoient vindicatifs, les meſurant
elon ſon propre génie, qui les lui fit pour-
uivre par toute la terre. Mais continuons
e voyage de notre ami. De ce Village il
ut à Trocano, qui étoit plus éloigné & où
eſidoit le Pere Anſelme Eckart. Il y fut re-
u une autre fois avec toute la décence poſ-
ible, non, comme il le dit, de cet Ingénieur
déguiſé, mais bien ſous l'habit de Jéſuite,
d'un noble de la Cour de Mayence. Il ſe
lut tant aux bonnes manieres du Pere qui
dans toutes ſes actions montroit qui il étoit,
qu'il reſta avec lui pluſieurs jours, & ne vou-
lut jamais diner ſans avoir le Pere auprès de
lui, & comme il été logé dans la même mai-
ſon, ſans doute, il a vu plus d'une fois les
deux petites pieces de canon étenduës par
terre dans un coin, & qui n'étoient bonnes
à rien. Neanmoins ce Pere innocent, qui
bien par hazard ſe trouvoit avoir deux peti-
tes pieces de canon, & qui le reçut avec
tant d'honneur & d'accueil, lui donna ſujet,
comme une araignée qui tire ſon vénin des
fleurs mêmes, de dire, qu'il l'avoit reçu avec
des pieces d'Artillerie, en trompant par cet-
te Equivoque le Public, comme ſi ces pie-
ces euſſent été deſtinées à tirer ſur lui &c.
Il partit delà, & pendant tout le chemin jus-
qu'à ſon établiſſement ſur la Riviere Noire,
il continua à dire des louanges du Pere, pu-
bliant ſon zele, ſa charité, ſon innocence,
& ſes bonnes façons, & le citant pour l'ex-
emple & le modele d'un parfait Miſſionaire,
ce qui fut écrit par pluſieurs perſonnes des
bords de la Riviere Noire, à la Ville & au
Collège, à la grande conſolation de tout le

monde qui étoit content de voir le Gouverneur trouver au moins entre tous, quelqu'un qui lui plût, & dont il ne dit point de mal.

99. Mais cette fête n'eut pas de suite, & ne dura pas beaucoup, car il ne passa pas beaucoup de jours, sans qu'il arriva un ordre aux Missionaires qui portoit que le Gouverneur ordonnoit, qu'on fit les Catechismes dans les Eglises, pour les Indiens en Portugais, à fin que par ce moyen ils appriſſent & s'accoutumaſſent à la langue. Cette bevuë inquieta tous les Missionaires, ils conſulterent enſemble le cas, & le Pere Eckart, avec ſon voiſin le Pere Antoine Meiſterburg, mirent par écrit leur ſentiment qui ſe trouvoit contraire à celui du Gouverneur, en diſant & prouvant que licitament cet ordre ne pouvoit ſe mettre en pratique, que ſi Son Excellence vouloit introduire la langue portugaiſe, elle eût à établir des maîtres, & tout ce qui étoit néceſſaire dans les Villages, & que quand les Indiens ſauroient le Portugais, on pourroit faire les catechismes dans cette langue; mais qu'exécuter cet ordre, ce ſeroit éteindre la ſemence de la connoiſſance de Dieu qu'avoient deja les Indiens. Le Pere Anſelme ſe confiant dans la faveur où il croyoit être avec le Gouverneur, lui envoya ce ſentiment, en lui demandant de le diſpenſer de l'ordre donné, vu que dans ces regions éloignées de la Communication des Portugais, il n'y avoit pas un ſeul Indien qui ſut la langue &c. Convaincu du desordre qui en reſulteroit, par une Lettre des Peres qui étoient les plus près, il répondit par écrit qu'il n'entendoit point les raiſons

que

ue les Peres alleguoient; qu'il étoit un Sol-
at ignorant, & qu'il vouloit que l'ordre
'executa &c. bref, cette Lettre mit le Gou-
erneur dans une ſi grande fureur, qu'il re-
:a hors de lui-même, parce qu'il vouloit
ue ſes paroles fuſſent régardées comme
elles du Roi, & qu'il crioit ſans ceſſe qu'on
'y devoit pas repliquer, en faiſant à chaque
ıſtant des Crimes de Léze Majeſté à ceux
ui contrediſoient ſes idées fauſſes, qui étoient
n grand nombre, & occaſionerent la ruine
le beaucoup de monde. C'eſt de ce mo-
nent qu'il commença à l'avenir à perſecuter
es deux Peres de toutes les manieres, diſant
& écrivant du mal d'eux, etourdiſant enfin
a calomnie fabuleuſe, dont nous parlons ici,
es décriant comme Ingénieurs déguiſés, ou
Artilleurs, parce qu'ils avoient viſé au but
lans leurs Lettres.

Les Peres pour ſe delivrer de l'entête-
nent, & de l'injuſte vexation du Gouverneur
lans cette occaſion particuliere, prirent la
peine d'établir deux maiſons de doctrine, une
en Portugais pour les Perroquets, & l'autre
à l'ordinaire, dans la langue des Indiens, &
de cette façon ils reſterent en ſouffrant beau-
coup d'injures & de peines, jusqu'au tems
de la remiſe des Villages, que les Peres ren-
dirent en paix & de bon cœur, quoique le De-
ſpote du Maragnan Mendonça Furtado eût
ordonné aux Commiſſaires de prendre même
les choſes à l'uſage des Miſſionaires. Le Com-
miſſaire ayant pris poſſeſſion de Trocano le
dernier jour de Décembre 1755, le Pere par-
tit le premier de l'année ſuivante. Et ainſi

finit cette guerre, ſans qu'il y en ait jamais eû d'autres.

Quiconque lira cet Ecrit, ſaura, comme je l'ai déjà remarqué, que les termes fonder, fondation, & autres ſemblables appliqués à Trocano, & autres Villages, ſont autant de fauſſetés publiques & notoires dans tout l'Etat de Maragnan. Borba la Neuve, le Nouveau Oeyras, le Nouveau Pombal &c. ſont uniquement des noms, ou ſurnoms que l'on donna à des Villages fort anciens, avec la ſeule cérémonie d'élever dans le preau de l'Egliſe, une groſſe poutre, avec deux plus petites en travers dans la partie ſuperieure, à qui l'on donna le nom de Pilori, (*pelourinho*) & dans certains endroits de révétir les nouveaux chefs de quelques robes, en leur intimant en méme tems que la Dignité ſenatoriale ne les exemteroit pas de ramer les canots, quand il ſeroit néceſſaire & qu'on leur ordonneroit. Le Privilege qu'on leur accordoit, étoit la confirmation de celui qu'ils avoient déjà, de ne point obéir à leur Curé, de l'inſulter ſans être châtiés, de ne point aller aux inſtructions avec les Blancs, de ne point amener leurs eſclaves & leurs ſerviteurs le Dimanche à la Meſſe, en répondant comme les Blancs, ce qu'ils faiſoient déjà, qu'ils n'entretenoient point ces gens dans leur Plantations, pour venir augmenter la pompe des Egliſes, mais pour y travailler, comme faiſoient ceux qui étoient dans les maiſons des Portugais, puiſqu'ils les valoient bien. Les Officiers Portugais applaudiſoient, en leur diſant, méme devant les Miſſionaires, qu'ils de-

devoient parler ainſi, & ſe roidir contre eux &c.

Quiconque lira, ſaura encore que les deux Jéſuites Eckart & Meiſterburg, n'étoient pas capables à commettre de desordres, ni en auſſi grande quantité qu'ils puſſent remplir une Rélation, ni les moindres, parce qu'ils étoient hommes d'une bonté, d'une Religion & d'une modeſtie connuë. Quel eſt l'homme qui peut tant mentir quand il dit & ſpecifie qu'on doit lui ajouter foi, quand il ne parle pas, ou qu'il parle ſans ſpecifier. Qu'on ſache finalement que le ſoupçon que l'auteur appelle vraiſemblance, que les Peres étoient Ingénieurs déguiſes, n'a ſeulement pas de vraiſemblance, mais eſt notoirement faux, calomnieux, ſuppoſé, ſans autre fondement que l'envie de mentir.

100. Le Pere Anſelme Eckart étoit de famille illuſtre de Mayence, dont le frere étoit Evéque ſuffragant de l'Electeur. L'autre frere eſt Conſeiller intime actuel de l'Electeur, & rempliſſant pluſieurs charges dans la dite Cour. Le Pere Anſelme entra dans la Compagnie en 1740 le 28 de Juin. Emporté par le zele de l'amour du prochain, il abandonna les honneurs, les biens & les eſperances, que lui aſſuroient des Vertus & ſa capacité, il démanda les Miſſions d'outre mer, & embarca le 2 de Juin 1753 à Lisbonne pour le Maragnan. Le Pere Antoine Meiſterburg, auſſi vertueux que noble & ſavant, nâquit à Bern-Caſtel, Archevêché de Treves. Il entra dans la Compagnie le 23 Octobre 1737, & embarqua pour le Maragnan le 29 de Mai

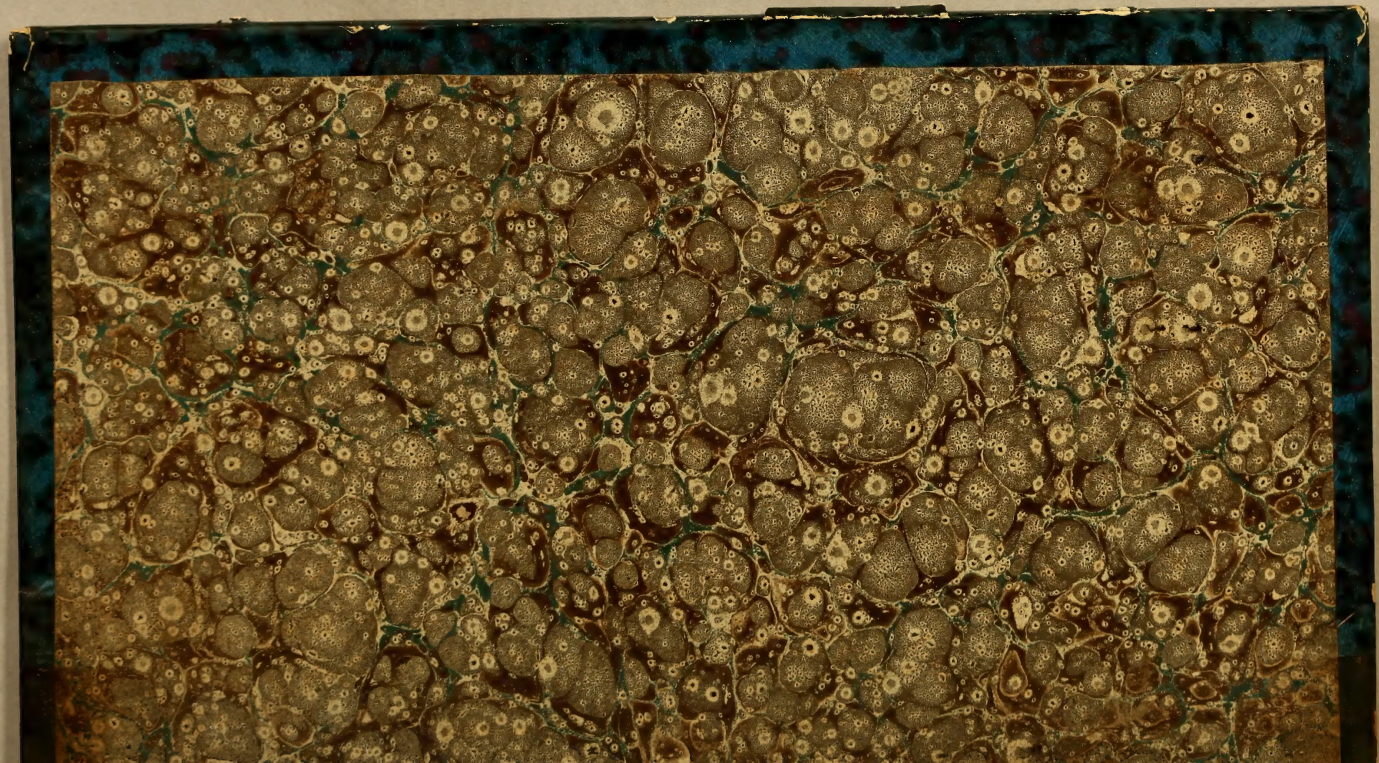
1750. Le prémier étoit de la Province du Rhin ſuperieur, & l'autre du Bas-Rhin. Tous les deux quitterent leurs patries, ſans autre but que celui de ſervir Dieu, & ſauver des Ames dans les Campagnes du Maragnan. Tous les deux s'occuperent en ſoldats courageux dans la guerre que les Jéſuites y faiſoient, & y ont toujours fait à l'ennemi du genre humain. Celui-ci les chaſſa du champ de bataille dès le commencement, en ſe ſervant de la violence de ſes miniſtres, en les rendant les victimes du deſpotisme le plus barbare. Tous les deux avec une patience héroique ont ſanctifié pluſieurs priſons de Portugal, & la main toute puiſante de Dieu leur a conſervé la vie au milieu de tant de travaux qui excédoient les forces humaines. Tous les deux ſont enfin dans leur patrie, avec la mortification générale des circonſtances, & le chagrin particulier d'être ſéparés de leurs enfans ſpirituels qu'ils avoient ammené à notre ſainte Croyance, & auxquells ils pouvoient en ajouter d'autres.

Folgende Druckfehler beliebe man also zu verbessern.

Seite	7	Zeile 4.	l. lassen.
—	13	— 10.	l. der Flüße.
—	20	— 29.	l. bricht
—	27	— 24.	l. wo sie.
—	44	— 28.	l. der andere.
—	78	— 2.	l. wie andere in den Ohren.
—	85	— 3.	l. wissen sie sich.
—	98	— 2.	l. Er ist.
—	—	— 13.	l. wie gesagt.
—	115	— 23.	l. Anfall.
—	122	— 17.	l. den.
—	125	— 18.	l. wiewohl einzige den Lastthieren.
—	127	— 29.	l. dissеits des Gebürges.
—	135	— 10.	l. welche sind die Feldfrüchte.
—	136	— 23.	ist leicht, l. ist nicht leicht.
—	152	— 29.	Colvolvulus, l. Convolvulus.
—	153	— 13.	l. Tüpfelchen; nachdem sie aber gezeitiget, wird sie, mit Beybehaltung dieser weißen Tüpfelchen, schön Goldfarb.
—	203	— 3.	l. Katzen sind gar nicht sicher.
—	206	— 25.	l. Brasilien.
—	211	— 23.	Sein oberhalb den Augen kleiner, l. Sein übermäßig kleiner.
—	220	— 9.	l. der göttlichen
—	231	— 15.	l. Rothkropf,
—	235	— 20.	l. Nestchen.
—	243	— 12.	ganz Europa, l. ganz Amerika.
—	245	— 15.	l. man mit.
—	248	— 3.	l. Es ist also.
—	259	— 11.	l. langen Seiles.
—	265	— 15.	l. wenn er.
—	328	— 19.	l. pag. 162.
—	347	— 10	l. Orinoko insonderheit, das ist: ꝛc.
—	352	letzte Zeile	l. ihre Herren.
—	367	— 24.	l. §. 3.
—	401	— 6.	l. non ci saremmo.

08C4

Longitudo Occidentalis computatur ex primo Meridiano
Æquator sive Linea Æquinoctialis
GOLFO de GUAYAQUIL
MAR del ZUR
MARE PACIFICUM
R. NAPO
R. MARAÑON
R. Chambira
EXPLICATIO SIGNORUM.
MARAGNONII sive AMAZONUM
Fluminis Terrarum in Orbe Maximi,
quoad Hispanicae Potestati subest,
CURSUS
cum Fluvijs et Regionibus finitimis
UTILITATI PUBLICÆ
probatissimis e Documentis
olim S.I. Missionario
Selineatus a Petro Parcar 1788
Curam C.T. de Mare 1788

JA785
R375e

836